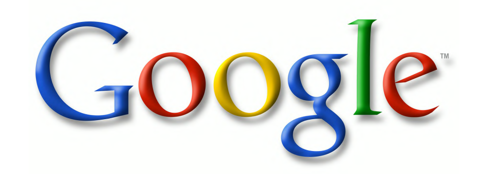
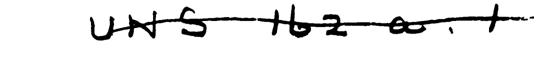
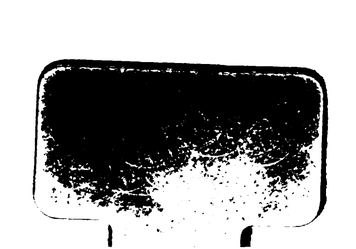








TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Gundolf

Der Wächter,

eine Zeitschrift,

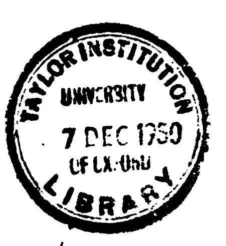
in zwanglosen Heften,

von

Ernst Moritz Arndt.

Erster Band, Erstes Heft.

Köln 1815,
bei Heinrich Rommerskirchen.


TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY

Die Zeit, worin wir leben, hat uns Teutschen zugemuthet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit geweckt würden, die dem teutschen Namen fast den Untergang drohete. Gottlob uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Teutsche als Volk schauen und wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir noch nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Teutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann. Aus einem solchen Gefühle ist bei mir der Entschluß entsprungen, in dieser thatenvollen und getümmelvollen Zeit auch mein Scherflein beizutragen, daß der Gedanke von Vaterland und Volk immer frischer und lebendiger werde. Dieses Scherflein,

so wie es sich bei mir sammelt, werde ich in einer Zeitschrift niederlegen, welche unter dem Titel: **Der Wächter**, bei Herrn **Rommerskirchen** in Köln in zwanglosen Heften erscheinen wird. Ideen, wie das Verhältniß des teutschen Vaterlandes und Europa's und die Entwickelung und das Bedürfniß der Zeit sie mannigfaltig eingiebt, und eigene und fremde Ansichten und Urtheile darüber, nebst Mancherlei, was sich auf uns und auf das Zeitalter bezieht und oft nur als eine vergängliche Geburt des Augenblicks oder als eine unbedeutende Kleinigkeit erscheint, sollen diese leichten Blätter umherstreuen.

Ich verspreche nichts Bestimmtes, doch wünsche ich, daß einst einige gültige Richter entscheiden mögen, ich hätte Einiges versprechen dürfen.

Köln am Rhein in den ersten Tagen des Julii 1815.

E. M. Arndt.

I.

Die Schlacht bei'm schönen Bunde.

Es liegt zwar nicht im Plane dieser Zeitschrift, die Geschichte des Tages im Einzelnen zu liefern; diese große Schlacht aber, in so vielen Beziehungen eine der denkwürdigsten und in ihren Folgen eine der entscheidendsten, soll eine Ausnahme machen. Ich stelle hier die verschiedenen Berichte und Urtheile darüber, nebst einigen dahin gehörigen und daraus entspringenden Dingen, in der Reihenfolge zusammen, und werde aus ihnen und aus Privatnachrichten endlich ein Urtheil darüber geben, das wie die Umschrift um den schwarzen Adlerorden jedem das Seine zutheilt.

I.

a) Französische Berichte.

Avesnes, den 14. Junii.

Der Zug des Kaisers von Laon nach Avesnes ist ein wahrer Triumphzug gewesen. Als er hier ankam, hat er vor dem Thore der Stadt die erste Schaar der Reiterei getroffen, welche der General Excelmans befehligte. Alle Soldaten verlangten mit lautem Geschrei, vorzugehen und mit den Preussen zu kämpfen. Das ganze Heer theilt dieselben

Empfindungen. Hundertundfünfzigtausend Mann sind durch unsere Gegenden gegangen. Fünf Bataillone der Nationalgarde von Avesnes haben den Prinzen Hieronymus bei seiner Ankunft um Patronen und Preussen gebeten.

Ein großer Theil der Truppen, als ihnen die Adler ausgetheilt wurden, haben sie mit einem schwarzen Schleier bedeckt und den Schwur gethan, sie nur zu enthüllen, wann sie auf den Ufern des Rheins gepflanzt seyn würden.

2.

Paris, den 16. Junii.

Der Kaiser ist den 13. zu Avesnes angekommen, er ist von da nach Beaumont abgereist. Das Heer marschierte in einer bewunderungswürdigen Ordnung. S. M. ist im Hauptquartier angekommen, ohne daß er einen einzigen Nachschlepper sah, ohne daß er etwas traf, was die Folge eines Heers bezeichnete. Einige Beiwachen am Eingange der Stadt zeigten allein an, daß man fast in Linie war. Der Kaiser ward auf seinem Durchzuge mit einer ausserordentlichen Begeisterung empfangen. In allen Städten, in den geringsten Dörfern hatte man Triumphbogen errichtet; alle Häuser waren mit den Volksfarben geschmückt und mit Grün bekränzt. Der Kaiser hat den 14. fast über das ganze Heer Schau gehalten. Seine Gegenwart hat die Truppen vollends entflammt. Man versichert, das Heer sey den 15. über die Sambre gegangen. Man sagt, daß der Feind sich gegen Mons hin zusammengezogen hat und daß die Engländer die Rechte des preussischen Heers bilden. S. M. hat an sein Heer folgenden Aufruf erlassen:

„Soldaten, es ist heute der Jahrestag von Marengo und Friedland, welcher zweimal über das Schicksal Europa's entschied. Damals, wie nach Austerlitz, wie nach Wagram, waren wir zu großmüthig. (So?) Wir glaubten an die Betheurungen und Schwüre der Fürsten, die wir auf dem Thron ließen. Jetzt indessen, unter sich verbunden, wollen sie an die Unabhängigkeit und an die geheiligtesten Rechte Frankreichs. Sie haben den ungerechtesten der Angriffe angefangen. Laßt uns also gegen sie ziehen. Sie und wir sind wir nicht mehr dieselben Menschen? Soldaten! zu Jena gegen eben diese jetzt so übermüthigen Preussen waret ihr einer gegen drei und zu Montmirail einer gegen sechs. (?) Mögen diejenigen von euch, welche Gefangene der Engländer gewesen sind, euch von ihren Brückenschiffen und von den scheußlichen Leiden, die sie dort ausgestanden haben, die Erzählung machen. Die Sachsen, die Belgier, die Hanoveraner, die Soldaten des Rheinbundes seufzen über den Zwang, ihre Arme der Sache der Fürsten leihen zu müssen, welche Feinde der Gerechtigkeiit und der Rechte aller Völker sind. Sie wissen, daß diese Koalition unersättlich ist. Nachdem sie zwölf Millionen Polen, zwölf Millionen Italiäner, eine Millionen Sachsen, sechs Millionen Belgier aufgefressen hat, wird sie die Staaten des zweiten Ranges in Teutschland auffressen müssen. Die Unsinnigen! Ein Augenblick des Glückes verblendet sie. Die Unterdrückung und Demüthigung des französischen Volkes sind ausser ihrer Macht. (?) Wenn sie in Frankreich einziehen, werden sie dort ihr Grab finden. Soldaten! wir haben Eilmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; aber mit Beharrlichkeit wird der Sieg unser seyn, die Rechte, die

Ehre und das Glück des Vaterlandes werden wieder erobert werden. Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben."

Avesnes, den 14. Jun. 1815. Napoleon.

Nachschrift. Charleroi, den 15. 9 Uhr Abends.

Das Heer hat die Sambre erzwungen, Charleroi genommen, und die Vorposten vorgeschoben auf den halben Weg von Charleroi und Namur und von Charleroi nach Brüssel. Wir haben 1500 Gefangene gemacht und 6 Kanonen genommen; vier preussische Regimenter sind zermalmt (écrasés) *) worden. Der Kaiser hat wenig Leute verloren. Die Wonne der Einwohner von Charleroi und aller Orte, wodurch wir ziehen, läßt sich nicht beschreiben.

3.

Charleroi, den 15. Jun. Abends.

Den 14. war die Stellung der französischen Armee folgende: Das kaiserl. Hauptquartier war in Beaumont; die erste vom General Erlon befehligte Schaar war zu Solre-sur-Sambre; die zweite Schaar unter dem General Reille war zu Ham-sur-Heure; die dritte Schaar unter dem General Vandamme stand rechts von Beaumont; die vierte Schaar unter dem General Gerard kam zu Philippeville an. Den 15., drei Uhr früh griff der General Reille den Feind an und wandte

*) Man muß die Lügensprache des Lügenvolks immer ins Teutsche übersetzen; vier zermalmte preussische Regimenter würden einen Verlust von 10,000 Mann und darüber machen. Sie geben nachher selbst in einem späteren Berichte den preussischen Verlust bei den Gefechten und Scharmützeln am 15. nur auf 2000 Mann an, Todte und Verwundete.

sich nach Marchiennes=au=Pont. Er hatte verschiedene leichte Gefechte, worin seine Reiterei auf ein preussisches Bataillon stürzte und 300 Gefangene machte. Um 1 Uhr früh war der Kaiser zu Jámigeau=sur=Heure. Die Abtheilung leichter Reiterei des Generals d'Aumont hieb zwei preussische Bataillone zusammen und machten 400 Gefangene. Der General Pajol zog um Mittag zu Charleroi ein; die Sapeürs und die Seeleute der Leibwache waren bei'm Vorderzuge, um die Brücken herzustellen; sie drangen zuerst als Tirailleurs in die Stadt ein. Der General Clari mit dem ersten Husarenregiment wandte sich auf Gosselies auf der Brüsseler Straße, und der General Pajol nach Gilli auf der Namurer Straße. Um 3 Uhr Nachmittag ging der General Vandamme mit seiner Schaar auf Gilli vor. Der Marschall Grouchy kam an mit der Reiterei des Generals Excelmans. Der Feind hielt die Lücke der Stellung von Fleurus besetzt. Um 5 Uhr Nachmittag befahl der Kaiser den Angriff. Die Stellung wurde umgangen und genommen; vier Schwadronen von der Leibwache unter dem General Letort, Flügeladjutanten des Kaisers, stießen drei Vierecke ein, drei preussische Regimenter, das 26te, 27te, 28te, wurden in Unordnung gebracht, unsre Schwadronen säbelten 4—500 Mann nieder und machten 150 Gefangene. Während dieser Zeit ging der General Reille über die Sambre bei Marchiennes=au=Pont, um sich mit den Abtheilungen des Prinzen Hieronymus und des Generals Bacheln nach Gosselies zn wenden, griff den Feind an, machte 250 Gefangene von ihm, und verfolgte ihn auf der Brüsseler Straße.

So wurden wir Meister der ganzen Stellung von Fleurus. Um 8 Uhr des Abends zog der Kaiser wieder in sein Hauptquartier Charleroi ein. Dieser Tag kostet dem Feinde fünf

Stücke und 2000 Mann, wovon 1000 Gefangene; unser Verlust ist von 10 Todten (?) und 80 (?) Verwundeten, größtentheils Reiter. — Wir haben zu Charleroi einige Vorräthe gefunden. Die Freude der Belgier ist unbeschreiblich. Es sind Dörfer, die bei dem Anblick ihrer Befreier Tänze begonnen haben, und überall ist ein Schwung, der aus dem Herzen kömmt. (?) Der Kaiser hat den Befehl des linken Flügels dem Prinzen von der Moskwa (Ney) gegeben, der den Abend sein Hauptquartier zu Quatre-Bras gehabt hat auf der Brüsseler Straße. Der Herzog von Treviso, (Mortier) welchem der Kaiser den Befehl über die junge Leibwache gegeben hatte, ist zu Beaumont, krank an der Gicht, im Bette zurückgeblieben. Die vierte Schaar unter dem General Gerard kömmt diesen Abend in Chatelet an.

4.

Paris, den 19. Jun.

Man hat Nachrichten von dem Heere erhalten vom 17. um zwölf Uhr des Abends. Der Kaiser hatte sein Hauptquartier zu Planchenoit auf der Brüsseler Straße, sechstehalb Meilen von dieser Stadt. Der Herzog von Wellington bog sich auf Brüssel, Blücher auf die Maas zurück. Der Graf von Lobau marschierte auf Namur; seine Vorhut war nur eine französ. Meile von diesem Platz. Man schätzt den Verlust der Feinde in der Schlacht am 16. auf 12,000 Todte. Das Dorf Saint Amand ist dreimal genommen und wieder genommen. Unter den verwundeten Franzosen zählt man den General Gerard, den General, Grafen von Valmy, und den Prinzen Hieronymus.

Aus einem Vorwerk zwischen Genappe und Planchenoit, den 17. um halb 11 Uhr Abends.

Der Kaiser, der vor Tagesanbruch schon zu Pferde war, ist hingeritten, die Heerschaar zu sehen, welche die Preussen verfolgt, die sich auf die Maas zurückziehen. Darauf ist er zurückgekommen die Schaar zu sehen, welche die Engländer auf Brüssel verfolgt. Diese sind in dem Walde von Soignies. Das Wetter war scheußlich; der Regen fiel stromweise. Der Kaiser war ermüdet, aber befand sich sehr wohl.

5.

Brief, geschrieben zu Fleurus, den 17. Julius 1815, von einem Offizier des Generalstabes.

Die französischen Heere haben sich noch einmal unsterblich gemacht in den Ebenen von Fleurus. Wir sind den 15. in Belgien einmarschiert. Der Feind ist in einem ersten Gefechte auf allen Punkten, wo er uns hat Widerstand thun wollen, über den Haufen geworfen. Vor Charleroi sind verschiedene seiner Vierecke durchbrochen und allein von einigen Schwadronen genommen; nur 1700 Gefangene sind übrig geblieben von 5—6000 Mann, woraus die Vierecke bestanden. Gestern den 16. haben wir das ganze feindliche Heer bei Fleurus aufgestellt gefunden. Seine Rechte, aus Engländern bestehend, unter Wellingtons Befehl vor Mellet, seine Mitte zu Amand, und seine Linke zu Sombref: eine furchtbare und durch den kleinen Fluß Ligne gedeckte Stellung. Der Feind hielt auch diesseits dieses Flusses das kleine Dorf Ligny besetzt. Unser Heer zog in der Ebene auf; seine Linke, unter dem Befehl des Marschalls Ney, durch

Gosselies; die Mitte, wo der Kaiser war, durch Fleurus; und seine Rechte, unter dem General Gerard, gegen Sombref. Das Gefecht knüpfte sich um 2 Uhr auf der Linken und der Mitte an. Man hat sich von beiden Seiten mit einer unbegreiflichen Erbitterung geschlagen. Die Dörfer St. Amand und Ligny wurden mehr als viermal genommen und wieder genommen. Unsre Soldaten haben sich alle mit Ruhm bedeckt. Um 8 Uhr hat der Kaiser mit seiner Leibwache Ligny angreifen und wegnehmen lassen. Unsre Tapfern haben sich mit Ungestüm auf die Hauptstellung des Feindes geworfen. Sein Heer ist in der Mitte überwältigt und genöthigt worden, sich in der größten Unordnung zurückzuziehen: Blücher mit seinen Preussen auf Namur und Wellington auf Brüssel. Verschiedene Kanonen sind von der Leibwache genommen, welche alles vor sich niedergeworfen hat. Das Feuer hat erst um 10 Uhr Abends geschwiegen. Alles ist mit dem tausendmal wiederholten Ruf: **Vive l'Empereur!** vorwärts marschiert. Dies sind auch die letzten Worte, welche die Tapfern aussprachen, die fielen. Nie hat man eine solche Begeisterung gesehen. Eine englische Abtheilung von 4—5000 Schotten ist in Stücken gehauen; man hat keine Gefangene davon gesehen. Der edle Lord mag in schöner Fassung seyn.... Auf dem Schlachtfelde sind immer acht Feinde für Einen Franzosen. (?) Man sagt, daß ihr Verlust 50,000 Mann ist. (Hört ihn!) Die Kanonade glich der von der Moskwa. Diesen Morgen, den 17., hat die Reiterei des Generals Pajol sich auf der Namurer Straße zur Verfolgung der Preussen aufgemacht. Er ist schon drittehalb (französische) Meilen vorwärts. Man sammelt sie bandenweise auf, sie wissen nicht, wo ihre Obersten sind. Die Niederlage ist vollständig von dieser Seite, und ich hoffe, daß man

nicht so bald von den Preussen wird reden hören, (O!) wenn sie sich überhaupt sammeln können. Aus den Engländern nun da wird man heute sehen, was aus ihnen werden wird. Der Kaiser ist da.

6.

Aus Paris vom 22. Jun.

Der Kaiser ist den 18. um 10 Uhr Abends (?) vom Schlachtfelde abgereist, und gestern zu Paris angekommen. Die Menge, unruhig über die Nachrichten, die sie erfahren würde, hat sich zu den Pallästen des Elisée und des gesetzgebenden Körpers begeben.

Der Moniteur von gestern enthält die amtlichen Berichte von dem Heere. Der erste Bericht bezieht sich auf die Schlacht von Ligny und giebt nichts als schon bekannte Dinge. Den 17. um 10 Uhr Abends hielt das englische Heer Mont-Saint-Jean mit seiner Mitte besetzt und fand sich vor dem Walde von Soignes aufgestellt. Man hätte zum Angriff desselben noch drei Stunden in seiner Gewalt haben müssen; man war also genöthigt, es auf den folgenden Tag zu verschieben. Das Hauptquartier des Kaisers ward in dem Vorwerk Caillou bei Planchenoit aufgeschlagen. Der Regen fiel stromweise.

Schlacht von Mont-Saint-Jean.

Um 9 Uhr Morgens, als der Regen ein wenig nachgelassen hatte, setzte die erste Schaar sich in Bewegung und stellte sich auf, mit der Linken an der Straße von Brüssel und dem Dorfe Mont-Saint-Jean gegenüber, welches der

Mittelpunkt der Stellung des Feindes schien. Die zweite Schaar lehnte ihre Rechte an die Straße von Brüssel und ihre Linke an einen kleinen Wald auf Kanonenschußweite von dem englischen Heere. Die Küraſſiere stellten sich hinten als Nachhalt und die Leibwache als Nachhalt auf die Höhen. Die sechste Schaar mit der Reiterei des Generals d'Aumont, unter dem Befehl des Grafen von Lobau, war bestimmt, sich hinter unsere Rechte zu ziehen, um sich einer preussischen Schaar entgegenzustellen, die dem Marschall Grouchy vorbeigeschlüpft zu seyn und die Absicht zu haben schien, in unsre rechte Flanke zu fallen; was wir durch unsre Berichte und aus dem Briefe eines preussischen Generals wußten, den eine von unsern Streiflern genommenene Ordonnanz trug. Die Truppen waren voll Kampfslust. Man schätzte die Macht des englischen Heers auf 80,000 Mann; man nahm an, daß eine preussische Schaar, die gegen Abend fertig seyn konnte, aus 15,000 Mann bestehen konnte. Die feindliche Macht war also über 90,000 Mann, die unsrige weniger zahlreich (?).

Um Mittag, als alle Vorbereitungen geendigt waren, wandte sich der Prinz Hieronymus, der eine Abtheilung der zweiten Schaar befehligte und bestimmt war, die Spitze ihres linken Flügels zu bilden, gegen den Wald, wovon der Feind einen Theil einnahm. Die Kanonade begann; der Feind unterstützte durch dreissig Stücke die Truppen, die er geschickt hatte, den Wald zu besetzen. Wir machten auch unserer Seits Aufstellungen unsers schweren Geschützes. Um 1 Uhr war der Prinz Hieronymus Meister des ganzen Waldes, und das ganze englische Heer zog sich hinter einen Vorhang. Der Graf d'Erlon griff mit 80 Stücken an. Es begann dort eine schreckliche Kanonade, welche das englische Heer sehr be-

schädigen mußte. Alle Schüsse trugen auf die Erhöhung. Eine Brigade der ersten Abtheilung des Grafen d'Erlon bemächtigte sich des Dorfes Mont-Saint-Jean. Eine zweite Brigade ward von einer Schaar englischer Reiterei angegriffen, welche ihr viel Verlust verursachte. In demselben Augenblick griff eine andere Abtheilung englischer Reiterei die Batterie des Grafen d'Erlon auf ihrer Rechten an und verdarb mehrere Stücke; aber die Kürassiere des Generals Milhaud fielen auf diese Abtheilung, wovon drei Regimenter gebrochen und zerstört wurden.

Es war 3 Uhr Nachmittags. Der Kaiser ließ die Leibwache vorrücken, um sie in der Ebene da aufzustellen, wo im Anfange des Gefechtes die erste Schaar gestanden hatte; denn diese Schaar war schon weiter vor. Die preussische Abtheilung, deren Bewegung man vorhergesehen hatte, band mit den leichten Schützen des Grafen von Lobau an, indem sie ihr Feuer auf unsre ganze rechte Flanke ausdehnte. Man mußte, ehe man anderswo etwas weiter unternahm, den Ausgang erwarten, den dieser Angriff haben würde. Zu diesem Ende waren alle Mittel des Nachhalts fertig, dem Grafen Lobau zu Hülfe zu eilen und die preussische Schaar zu erdrücken, wenn sie weiter vorgerückt seyn würde. Darauf hatte der Kaiser die Absicht, durch das Dorf Mont-Saint-Jean einen Angriff zu leiten, wovon man einen entscheidenden Erfolg hoffte. Aber die Reiterei des Nachhalts, voll einer Ungeduld, die in unserer Kriegsgeschichte so häufig und die uns oft so verderblich gewesen ist, da sie eine rückgängige Bewegung bemerkt hatte, welche die Engländer machten, um sich unsern Batterien zu entziehen, wovon sie schon so viel gelitten hatten, ritt auf den Höhen von Mont-Saint-Jean

auf und stürzte sich auf das Fußvolk. Diese Bewegung, welche, zu rechter Zeit gemacht und durch Rückhalte unterstützt, über den Tag entscheiden mußte, ward uns verderblich, da sie einzeln, und ehe es auf dem rechten Flügel beendigt war, gemacht wurde.

Da es kein Mittel gab es abzubefehlen und da der Feind viele Massen Fußvolk und Reiterei zeigte und seine beiden Abtheilungen Kürassiere im Gefechte waren, so eilte unsre ganze Reiterei in demselben Augenblick, ihre Kameraden zu unterstützen. Da wurden während zwei Stunden zahlreiche Angriffe gemacht, die uns die Durchbrechung verschiedener Vierecke und sechs Fahnen des englischen Fußvolks verschafften; ein Vortheil ausser Verhältniß mit den Verlusten, die unsre Reiterei durch das Kartätschen- und Flintenfeuer erlitt. Es war unmöglich, die Rückhalte unsers Fußvolks für uns zu gebrauchen, bis man den Flankenangriff der preussischen Schaar zurückgetrieben hatte. Dieser Angriff verlängerte sich immer mehr, und zwar perpendikulär, auf unsrer rechten Flanke. Der Kaiser schickte den General Duhesme dahin mit der jungen Leibwache und verschiedenen Rückhaltbatterien. Der Feind ward gehalten, ward zurückgetrieben, wich zurück, (?) und man hatte von ihm nichts mehr zu fürchten. Dies war der für einen Angriff auf den Mittelpunkt des Feindes angegebene Augenblick. Da die Kürassiere durch das Kartätschenfeuer litten, so schickte man vier Bataillone von der mittleren Leibwache, um die Kürassiere zu schützen, die Stellung zu behaupten, und, wenn es möglich war, einen Theil unserer Reiterei loszumachen und in die Ebene zurückzubringen.

Man schickte zwei andere Bataillone, um sich in Galgen-

form gegen die Spitze des linken Flügels der Abtheilung zu halten, welche auf unsre Flanke manövrirt hatte, damit wir auf dieser Seite ohne Unruhe wären. Der Rest ward als Rückhalt gestellt, theils um den Bogen hinter Mont-Saint-Jean zu besetzen, theils auf der Erhöhung hinter dem Schlachtfelde, welche unsre Rückzugsstellung bildete.

In diesem Zustande der Dinge war die Schlacht gewonnen; wir hatten alle Stellungen inne, welche der Feind im Anfange des Gefechtes besetzt hielt. Da unsre Reiterei zu früh und schlecht gebraucht war, konnten wir keine entscheidende Erfolge mehr hoffen; aber da der Marschall Grouchy die Bewegung der preussischen Schaar erfahren hatte, so marschierte er dieser Schaar in den Rücken, welches uns für den folgenden Tag einen glänzenden Erfolg sicherte. (?) Nach achtstündigen Angriffen und Feuer von Fußvolk und Reiterei sah das ganze Heer mit Vergnügen die Schlacht gewonnen (?) und das Schlachtfeld in unsrer Gewalt.

Um halb 9 Uhr marschierten die vier Bataillone der mittleren Leibwache, welche auf die Erhöhung über Mont-Saint-Jean hinaus geschickt waren, um die Kürassiere zu unterstützen, mit aufgepflanztem Bajonette gegen den Feind, um seine Batterien zu nehmen, deren Kartätschenfeuer ihnen sehr lästig war. Der Tag ging zu Ende; ein von mehreren englischen Schwadronen auf ihre Flanke gemachter Anfall brachte sie in Unordnung; die Flüchtlinge kamen wieder über die Schlucht zurück; die benachbarten Regimenter, die einige zur Leibwache gehörige Truppen zersprengt sahen, glaubten, es sey die alte Leibwache und fingen an zu wanken; das Geschrei: *Alles ist verloren, die Leibwache ist zurückgeschlagen!* ließ sich hören; die Soldaten behaupten sogar, auf verschiede-

nen Punkten hätten hingestellte Uebelgesinnte geschrieen: Es rette sich wer kann! Wie dem auch sey, (So meine ich auch) ein panisches Schrecken verbreitete sich zu gleicher Zeit über das ganze Schlachtfeld; man stürzte sich mit der größten Unordnung auf die Verbindungslinie; die Soldaten, die Kanoniere, die Wagen drängten sich dahin zu gelangen; die alte Leibwache, die im Rückhalt war, ward davon angesprengt und selbst mit fortgerissen.

In Einem Augenblicke war das Heer nichts mehr als eine verworrene Masse, alle Waffen waren vermischt, und es war unmöglich, eine einzige Schaar wieder zu berichtigen. Der Feind, der diese erstaunliche Verwirrung bemerkte, ließ Kolonnen Reiterei vorgehen; die Unordnung nahm zu; die Verwirrung der Nacht hinderte, die Truppen wieder zu sammeln und ihnen ihren Irrthum (?) zu zeigen.

Eine geendigte Schlacht, ein Tag von falschen wieder gebesserten Maaßregeln, größere Erfolge für den folgenden Tag gesichert — so war alles durch einen Augenblick panischen Schreckens verloren. Sogar die zur Seite des Kaisers aufgestellten Dienstschwadronen wurden durch diese getümmelvollen Wogen umgerannt und aufgelößt, und es war nichts Anderes zu thun, als dem Strome zu folgen. Die Rückhaltsparke, das Gepäck, was nicht über die Sambre zurückgeführt war, und alles, was sich auf dem Schlachtfelde befand, sind in den Händen der Feinde geblieben. Es ist sogar kein Mittel gewesen, die Truppen unsers rechten Flügels zu erwarten. Man weiß, was das tapferste Heer von der Welt bedeutet, wann es gemischt und wann seine Ordnung dahin ist.

Der Kaiser ist den 19. um 5 Uhr des Morgens über die Sambre gegagen; Philippeville und Avesnes sind zum Ver-

einigungspunkt gegeben; der Prinz Hieronymus, der General Morand und die andern Generale haben dort schon wieder einen Theil des Heers gesammelt. Der Marschall Grouchy mit der Schaar seiner Rechten lenkt seine Bewegung gegen die untere Sambre.

Der Verlust des Feindes muß sehr groß gewesen seyn, wenn man nach den ihm abgenommenen Fahnen und seinen rückgängigen Schritten (pas rétrogrades) urtheilen soll. Den unsrigen werden wir erst berechnen können, wann die Truppen wieder versammelt sind. (O wann?) Ehe die Unordnung einriß, hatten wir schon bedeutende Verluste erlitten, vorzüglich in unserer Reiterei, die auf eine so traurige und doch so tapfere Weise ins Gefecht kam. Ungeachtet dieser Verluste hat diese tapfere Reiterei die Stellung standhaft behauptet, die sie den Engländern genommen hatte, und hat sie nur erst verlassen, als die Verwirrung und Unordnung des Schlachtfeldes sie dazu gezwungen haben. Mitten in der Nacht und unter den Schwierigkeiten, die den Weg sperrten, hat sie selbst ihre Ordnung nicht erhalten können.

Die Artillerie hat sich, wie gewöhnlich, mit Ruhm bedeckt. Die Wagen des Hauptquartiers waren in ihrer gewöhnlichen Stellung geblieben. Während der Nacht sind sie dem Feinde in die Hände gefallen.

Dies war der Ausgang der Schlacht von Mont-Saint-Jean, glorreich für die französischen Heere und doch so unglücklich.

7.

Bericht an den Kaiser.

Dinant, den 20. Jun. 1815.

Sire. Ungefähr um 7 Uhr Abends den 18. Jun. habe ich den Brief des Herzogs von Dalmatien erhalten, der mir vorschrieb, auf Saint-Lambert zu marschieren und den General Bülow anzugreifen. Ich hatte den Feind getroffen, indem ich mich gegen Wavre zog. Sogleich ward er angegriffen und bis in Wavre hineingetrieben, und die Schaar von Vandamme griff diese Stadt an und war im heftigen Gefechte. Der Theil von Wavre rechts von der Dyle war weggenommen, aber man fand große Schwierigkeiten, von der andern Seite vorzugehen. Der General Gerard versuchte, die Mühle von Bielge zu nehmen und dort über den Fluß zu gehen. Er konnte es nicht durchsetzen; er wurde dort von einer Kugel in der Brust verwundet: eine Wunde, die gottlob nicht tödtlich ist. Der Generalleutnant Alix war bei dem Angriff auf Wavre getödtet worden. Bei diesem Stande der Sachen ungeduldig, auf dem Berge Saint-Lambert vorzugehen und zu den Waffenerfolgen Euer M. mitzuwirken an diesem so wichtigen Tage, richtete ich auf Limale die Reiterei von Pajol, die Abtheilung Teste und zwei der Abtheilungen des Generals Gerard, um den Uebergang über die Dyle zu erzwingen und gegen den General Bülow zu marschieren. Die Schaar des Generals Vandamme unterhielt den Angriff von Wavre und der Mühle von Bielge, von wo der Feind Miene machte vorgehen zu wollen; wovon ich urtheilte, daß er es nicht durch-

setzen

setzen würde wegen der Stellung und des Muths unserer Truppen. Meine Bewegung auf Limale nahm wegen der Entfernung Zeit weg; indessen kam ich hin, bewirkte den Uebergang, und die Höhen wurden von der Abtheilung Wichery und von der Reiterei genommen. Die Nacht erlaubte nicht weiter zu gehen, und ich hörte keine Kanonen mehr von der Seite, wo Euer Majestät sich schlug.

In dieser Stellung erwartete ich den Tag; Wavre und Bielge waren von den Preussen besetzt. Den 19. um 3 Uhr früh griffen sie ihrer Seits an, da sie die schlechte Stellung, worin ich war, benutzten, mich in die enge Schlucht zurückwerfen, und so das aufgefahrne Geschütz wegnehmen und mich über die Dyle zurücktreiben wollten. Ihre Anstrengungen waren vergeblich; die Unerschrockenheit der Truppen machte es möglich, alle ihre Angriffe abzuschlagen, die Preussen umzuwerfen und durch die Abtheilung Teste das Dorf Bielge nehmen zu lassen: der brave General Penne fiel dabei.

Der General Vandamme ließ da eine seiner Abtheilungen durch Bielge ziehen und nahm ohne Mühe die Höhen von Wavre weg, und auf meiner ganzen Linie war der Erfolg vollständig. Ich war über Rozièrée hinaus, und bereitete mich auf Brüssel zu marschieren, als ich die schmerzliche Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Waterloo erfahren habe. Der Offizier, der sie brachte, sagte mir, daß E. M. sich gegen die Sambre zurückziehe, ohne daß er mir angeben konnte, auf welchen Punkt es wohl in Ihren Planen läge, daß ich mich richten müßte. Auf meiner ganzen Linie im Gefecht hörte ich auf zu verfolgen und bereitete meine rückgängige Bewegung vor. Der Feind auf dem Rückzuge (?) dachte nicht daran,

mich zu verfolgen. Ich marschierte bis Temploux und Gembloux, indem ich meine leichte Reiterei zu Marie de Saint-Denis und meine Dragoner gegen Namur hin hatte. Da ich erfuhr, daß der Feind schon über die Sambre gegangen war und sich in meiner Flanke befand, und da ich nicht stark genug war, um für das Heer Euer M. eine nützliche Diversion zu machen, ohne das meinige in Gefahr zu setzen, marschierte ich auf Namur; die vierte Schaar auf der Straße von Namur nach Charleroi, und die dritte auf jener graben, die von Temploux dahin führt. In diesem Augenblicke wurden die Schwänze der beiden Kolonnen angegriffen; da die auf der Rechten ihre rückgängige Bewegung geschwinder, als man erwartete, gemacht hatte, so kam der Rückzug der auf der Linken dadurch einen Augenblick in Gefahr. Gute Anordnungen machten alles wieder gut; zwei schon verlorne Kanonen wurden wieder gewonnen durch das brave 20te Dragonerregiment unter dem Obersten Briqueville, der dem Feinde überdies noch eine Haubitze nahm. Die schwachen Vierecke des .... Regiments, worauf eine zahlreiche Reiterei fiel, erwarteten sie auf gewissen Schuß, verursachten ihr einen ungeheuren Verlust, und bewiesen, was gute Anordnungen vermögen, verbunden mit ruhiger Haltung und einem wohl geleiteten Feuer. Die feindliche Reiterei, jetzt auch von unserm 1sten Husarenregimente unter dem General Clary angegriffen, ließ viele Gefangene in unsern Händen. (?) Alles zog also wieder ohne Verlust in Namur ein. Die Thalschlucht, welche von diesem Platze bis Dinant herrscht, eine Enge, worin man nur in einer einzigen Kolonne marschieren kann, und das Geschlepp der zahlreichen Fuhren mit Verwundeten, die ich mit mir führte, machten es nöthig, die Stadt lange zu halten, wo ich kein Mittel fand, die Brücke

auffliegen zu lassen. Ich trug die Vertheidigung Namurs dem General Vandamme auf, der sich mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit bis 8 Uhr des Abends darin hielt, so daß nichts zurückblieb und ich Dinant besetzte.

Der Feind hat Tausende (?) bei dem Angriff auf Namur verloren; man hat sich mit einer seltenen Erbitterung geschlagen, und die Truppen haben auf eine sehr lobenswerthe Weise ihre Schuldigkeit gethan.

Der Marschall Grouchy.

b) Niederländische Berichte.

1.

Brüssel, den 17. Jun.

Gestern den ganzen Tag und bis spät Abends hat man sich mit vieler Erbitterung gegen die Ebene von Fleurus geschlagen. Die fürchterliche Kanonade hat man hier ganz deutlich gehört; eine erstaunliche Menge unserer Einwohner hatte sich aus den Thoren von Namur und Halle ergossen; die Artillerieschüsse folgten einander geschwind und verkündigten das rollende Feuer einer unendlichen Menge Feuerschlünde. Gegen 8 Uhr hat das Feuer sich entfernt, und man hat daraus auf eine rückgehende Bewegung des Feindes geschlossen. Der Herzog von Braunschweig-Lüneburg an der Spitze seines schönen Heerhaufens ist von einem tödtlichen Schusse getroffen. So hat dieser tapfere Fürst sein Leben auf dem Felde der Ehre geendigt, ein Tod solcher Helden würdig, als er war. Uebrigens sind die Umstände der Gefechte des vorigen Tages noch gar

nicht bekannt; die Begebenheiten haben sich mit solcher Geschwindigkeit gedrängt, daß es noch nicht möglich ist, die Einzelnheiten zu sammeln. Der Erbprinz hat bei dieser Gelegenheit, einen Muth, eine Unerschrockenheit, ein kaltes Blut gezeigt, welche die Bewunderung des Heers gemacht haben. Die belgischen Truppen haben den schönen Ruf der Tapferkeit behauptet, den sie in allen Zeiten verdient haben.

Die zahlreiche und treffliche englische Reiterei, welche in den Gegenden von Namur und Grammont kantonnirte, deren Stärke man auf 10,000 Mann rechnet, ist gestern Nachmittag zwischen Halle und Enghien mit 40 Stücken durchgezogen, um sich gegen den linken Flügel des französischen Heers zu wenden. Die ganze vergangene Nacht und diesen Morgen ist eine treffliche englische Artillerie durch unsere Stadt gegangen oder längs dem Glacis derselben hingezogen zum Heere des Herzogs von Wellington; um Mittag sind zwei englische Linienregimenter, mit Musik an ihrer Spitze, eben dahin hier durchgegangen. Von einer andern Seite erfährt man, daß diesen Morgen 12,000 Preussen auf Wagen zum Heere des Fürsten Blücher gegangen sind, und daß ein Schaar von mehr als 30,000 Mann, aus den Gegenden von Dinant, Marche und Huy kommend, vorgestern und gestern früh durch Namur gezogen sind. Wir machen es uns zur Pflicht, diese Nachrichten dem Publikum mitzutheilen, wodurch auch die furchtsamsten Gemüther beruhigt werden können.

Man hat die vorige Nacht und diesen Morgen eine bedeutende Zahl Verwundete in diese Stadt gebracht. Viele sind von jenen schönen schottischen Regimentern, die einen Theil unserer Besatzung ausgemacht haben und durch ihre kriegerische Unerschrockenheit eben so ausgezeichnet sind, als durch ihre Manns-

zucht und Sanftheit der Sitten. Die meisten dieser Verwundeten gehören zum preussischen Heere.

2.

Brüssel, den 18. Jun.

Laut den letzten Nachrichten ist die Stellung der Heere folgende: Der Herzog von Wellington hat sein Hauptquartier in Waterloo. Der rechte Flügel streckt sich von Braine-la-Leud längs dem Walde von Soignies, der linke gegen Wavre, wo sich zwei preussische Heerhaufen befinden. Der Feldmarschall Prinz Blücher befindet sich zu Gembloux mit den beträchtlichen Verstärkungen, die er erhalten hat.

3.

Aus der Haager Zeitung.

Das preussische Heer ist den 15. früh Morgens in seiner Stellung angegriffen worden, die es verlassen und sich von Charleroi durch Gosselies bis in die Gegend um Fleurus zurückgezogen hat. Sobald ich von diesem Angriff Kunde hatte, gab ich der Heerschaar, die unter mir steht, die nöthigen Befehle. Das Resultat des bei dem preussischen Heere Vorgegangenen war, daß das Bataillon Oranien-Nassau, welches das Dorf Fraisne mit einer Batterie leichten Geschützes besetzt hielt, schon den 15. um 5 Uhr Abends angegriffen ward. Diese Truppen behaupteten sich in ihrer Stellung auf der Höhe dieses Dorfes in geringer Entfernung von dem Wege die Vier Arme (les Quatre-Bras) genannt. Die Scharmützel hörten auf diesem Punkt um 8 Uhr des Abends auf.

Sobald ich von diesem Angriff benachrichtigt ward, gab ich

der dritten Abtheilung so wie der Reiterei und zwei englischen Abtheilungen Befehl, sich nach Nivelles zu begeben, und der zweiten, die Stellung von Quatre-Bras zu behaupten. Nur ein Theil der zweiten Abtheilung konnte sich geschwind dahin begeben, zumal da die Brigade unter dem Generalmajor von Byland nicht von Nivelles abmarschieren konnte, ehe man die anderen Abtheilungen anlangen sah.

Das Feuer der leichten Schützen hat gestern früh um 5 Uhr auf diesem Punkte begonnen, und ist von beiden Seiten, ohne irgend ein Resultat, bis Mittag unterhalten worden. Gegen 2 Uhr ward der Angriff viel lebhafter, vorzüglich von Seiten der Reiterei und des schweren Geschützes. Da die Brigade leichter Reiterei, unter dem Befehl des Generals van Merlen, nur erst um 4 Uhr ankommen konnte, so hatte ich vor dieser Zeit dem Feinde keine Reiterei entgegenzusetzen. (?) Da ich sah, von welcher großen Wichtigkeit die Behauptung der Stellung auf den Höhen der Hochstraße Namens Quatre-Bras war, so hatte ich das Glück, sie gegen einen Feind zu behaupten, der mir in jeder Hinsicht an Kräften überlegen war. Da ich von den beiden französischen Schaaren unter den Generalen Erlon und Reille angegegriffen war und ihnen glücklich die Spitze hatte halten können, hat der Herzog von Wellington Zeit genug gehabt, hinreichende Stärke zu sammeln, um die Absichten des Feindes zu vereiteln. Die Folge dieses Angriffs ist gewesen, daß nach einem sehr hartnäckigen Gefechte, welches bis 9 Uhr Abends gewährt hat, wir den Feind nicht nur aufgehalten, sondern sogar zurückgetrieben haben.

Das preussische gestern auch angegriffene Heer hat seine Hauptstellung behauptet, und es ist ausser Zweifel, daß Napoleon mit bedeutender Heeresmacht den Angriff auf der ganzen

Linie geleitet hat. Unsre Truppen haben auf dem Schlachtfelde beigewacht, wohin ich mich den Augenblick begebe, zumal, da es sehr wahrscheinlich ist, daß Napoleon heute seine Entwürfe von gestern durchzusetzen suchen wird. Der Herzog von Wellington hat auf diesem Punkte so viele Truppen zusammengebracht, als er gekonnt hat. (?)

Hauptquartier Nivelles, den 17. Junius 1815
um 2 Uhr früh.

Wilhelm, Prinz von Oranien.

4.

Brüssel, den 19. Jun.

Seit diesem Morgen verkündigt der Klang aller Glocken den Einwohnern dieser Stadt den glänzenden Sieg, den die verbündeten Heere an dem gestrigen Tage über das von Bonaparte in Person befehligte Heer davon getragen haben. In diesen ersten Augenblicken ist es unmöglich, alle die besonderen Umstände dieser glorreichen Begebenheiten zu sammeln, welche die Anführer und die Krieger der verschiedenen Nationen mit Ruhm bedecken, die sich durch eines unvergänglichen Gedächtnisses würdige Waffenthaten verewigt haben. Bis auf weitere Berichte ist Folgendes das Zuverlässigste:

Bonaparte, an der Spitze der Blüthe seines Heers und seiner Leibwache, hatte den Plan, in den Mittelpunkt Belgiens einzudringen und die beiden großen verbündeten Heere, unter den Befehlen des Herzogs von Wellington und des Fürsten von Blücher, zu durchschneiden. Schon war er auf der Straße von Namur nach Brüssel vorgedrungen und hatte sie abgeschnitten. Während er vorrückte, um einen jener entscheidenden Schläge zu thun, welche seinen Kriegsruhm

gemacht haben, hatten die verbündeten Heere furchtbare Stellungen genomnen, der General Wellington oberhalb Waterloo, der preussische General Bülow zu Wavre, wo er mit seiner von Lüttich kommenden Schaar angelangt war, und der Fürst Blücher zu Gembloux, wo die Schaar des Generals Kleist von Rollendorf zu ihm stieß. Gestern früh hatten die verbündeten Heere alle ihre Anordnungen getroffen. Bonaparte war vor der Fronte seiner ganzen versammelten Leibwache hingeritten, und hatte ihr eine Anrede gehalten, die sie noch mehr entflammen konnte: man behauptet, er soll gesagt haben, er werde den Abend in Brüssel seyn. Die Schlacht hat gegen 11 Uhr des Morgens begonnen, und hat ohne Unterbrechung auf der ganzen Linie fast bis in die Nacht hinein gewährt. Um 5 Uhr sind zahlreiche preussische Verstärkungen auf dem Schlachtfelde angekommen; sie haben den Feind sogleich mit einer bewundernswürdigen Unerschrockenheit angegriffen; das Gefecht ist lang, mörderlich, erschrecklich, aber entscheidend gewesen; die englische und die preussische Reiterei haben sich mit Ruhm bedeckt; die braven belgischen Karabiniers, die leichten Pferde, so wie die Husaren von Croy haben auf eine glänzende Weise den Kriegsruhm der Belgier behauptet. Unter dem Fürsten Blücher sind drei Pferde erschossen, und der Oberst vom Generalstabe des preussis. Heers, Graf Gneisenau, ein Offizier von dem größten Verdienste, hat zwei todte Pferde gehabt. Es ist noch nicht möglich, alles anzuführen, was es verdient; die Begebenheiten haben sich mit solcher Geschwindigkeit gedrängt, daß man nur erst ihre Resultate weiß, ohne die besonderen Umstände zu kennen. Aller Troß Bonaparte's ist genommen, sein Silbergeschirr, seine Briefschaften, Ballen revolutionärer Verkündigungen,

aus dem Pallast von Laeken datirt, seine Wagen rc. rc. Unter der Beute, die in die Hände des Siegers gefallen ist, befindet sich auch der grosse schwarze Adlerorden, den der König von Preussen Napoleon gegeben hatte. Man weiß, daß er die Inschrift hat: Jedem das Seine. (Suum cuique). Aber eines wird die Geschichte bemerken, nemlich daß der Sieg entschieden worden ist an einer Stelle, Namens: Der schöne Bund. (La belle Alliance). Bis diesen Augenblick beläuft sich die Zahl der genommenen Kanonen von 2—300 Stück; das Geräth, Troß, Wagen, Pulverkarren rc. läßt sich nicht zählen; schon haben wir hier den Wagen des Herzogs von Bassano durchfahren sehen. Unter den Verwundeten von Bedeutung befinden sich der Kronprinz, den eine Kugel im Arm getroffen, und der junge Prinz von Nassau-Weilburg. Der östreichis. General, Freiherr von Vincent, der, während der Schlacht bei dem Herzog von Wellington war, ist nahe bei dem englischen Helden von einem Schuß in der Hand verwundet.

Gestern Abend hat man hier 1500 französische Gefangene eingebracht, nebst zwei Adlern, den Rest einer Schaar, welche an einem Walde von der Reiterei vernichtet worden ist. Das herrliche englische Dragonerregiment der Königin hat dazu vorzüglich viel beigetragen. Man erwartet eine bedeutende Menge Gefangene, und diesen Nachmittag schon werden 100 Kanonen ankommen. Der General Compans, von der Leibwache, ist unter der Zahl der Gefangenen und seit diesem Morgen hier.

Der Herzog von Wellington ist diesen Morgen hier eingetroffen. Sein Hauptquartier ist diesen Augenblick zu Nivelles, wohin er sich unverzüglich begeben wird. Das fran-

zösische Heer zieht sich mit der größten Uebereilung zurück auf die Sambre. Die Preussen sollen schon wieder in Charleroi seyn, und von einer andern Seite haben verschiedene Haufen unserer Truppen sich auf das geschwindeste gegen Binche und Fontaine-l'Eveque gezogen.

Vier Uhr Nachm. Ein Kourier kommt nach dem andern. Alle bringen weitere Nachrichten über die Niederlage des französischen Heers, das in der völligsten Auflösung ist; ganze Schaaren werfen ihre Waffen weg, um mit mehr Leichtigkeit zu fliehen.

6.

Bericht des Prinzen von Oranien aus Brüssel, vom 22. Junii an den König der Niederlände.

Nach der Schlacht vom 16., wovon ich E. Maj. den 17. um zwei Uhr früh aus dem Hauptquartier Nivelles Nachricht gegeben habe, machte der Herzog von Wellington, um mit dem preussischen Heere in Linie zu bleiben, denselben Morgen eine Bewegung, durch welche das Heer sich um 6 Uhr des Abends auf den Höhen von Waterloo aufgestellt fand, wo es beiwachte. Die feindliche Reiterei, die den Bewegungen des Heers folgte, ward durch die englische Reiterei verschiedene Male mit Verlust zurückgeworfen.

Den 18. bei Tagesanbruch entdeckten wir den Feind uns gegenüber, und um 10 Uhr fingen seine Anordnungen zum Angriff an. Bonapartens Heer bestand aus der ersten, zweiten, dritten, vierten und sechsten Schaaren, aus der kaiserlichen Leibwache, aus beinahe der ganzen französischen Reiterei, und aus einer Artillerie von vielen hundert Kanonen. Gegen 11 Uhr ließ der Feind aus einer Batterie von weni-

gen Stücken spielen; unter dem Schutz ihres Feuers zogen seine leichten Jäger sich gegen unsern rechten Flügel, und einen Augenblick darauf wandte sein Angriff sich gegen eine mit Schlagholz umgebene Meierei, welche sich ein wenig vor diesem Flügel befand, links der Hochstraße von Nivelles. Der Feind machte, aber vergeblich, die wüthendsten Angriffe, sich dieses Vorwerks zu bemächtigen. Um Mittag ward die Kanonade stark, und vor halb 1 Uhr dehnte das Gefecht sich auf die ganze Linie aus. Die Franzosen griffen unsre beiden Flügel zu wiederholten Malen an; aber ihr Hauptzweck war, auf der Rechten der Mitte durchzubringen, und sie wandten alle ihre Mittel an dies durchzusetzen. Kolonnen feindlicher Reiterei drangen mit Tollkühnheit auf uns ein, aber ungeachtet der unbegreiflichen Erbitterung, womit sie ihre Angriffe von halb 4 Uhr an bis zu Ende der Schlacht erneueten, gelang es ihnen nie, unsre Linie zu erschüttern. Der Feind ward standhaft zurückgeworfen sowohl durch das Feuer der Vierecke als durch die Anfälle unsrer Reiterei. Es ist unmöglich, Euer Maj. die Wuth zu schildern, womit man sich geschlagen hat, vorzüglich in den sechs letzten Stunden.

(Folgen Lob der Truppen und mehrerer Generale und Offiziere, Angabe großen Verlustes.)

7.

Brief aus Charleroi, vom 20. Jun.

Den 14. des Abends meldete man den Preussen, daß die französische Linie sehr in Bewegung war, und den 15. um 7 Uhr früh liessen die feindlichen leichten Schützen sich bei Marchiennes au Pont und Couillet vernehmen; es gab einige kleine Vorpostengefechte und Kleingewehrfeuer bis zum Ein-

gang des Waldes von Gilly. Um 11 Uhr Mittags waren die Franzosen Meister der Stadt. Bonaparte ging durch, kam aber zwischen 6 und 7 Uhr Abends zurück, und ist den folgenden Tag um 10 Uhr wieder abgereist, um die Schlacht zu leiten, welche von Ligny bis Quatre-Bras Statt gefunden hat.

Ich habe in meinem Leben kein schöneres französ. Heer gesehen als das er dies Mal hatte. Es bestand aus allen alten Truppen und hatte ein sehr bedeutendes Geräth. Und nun? In zweimal vierundzwanzig Stunden hat er alles verloren. Seine Soldaten haben angefangen hier anzukommen um 7 Uhr Abends *) in der scheußlichsten Auflösung. Dreiviertel dessen, was durchging, war zerstoßen. Die Obersten und Offiziere waren in der grausamsten Verzweiflung und spieen tausend Verwünschungen gegen den Menschen aus, dessen Blutdurst unstillbar ist **). Sie wollen nicht mehr dienen. Fast alle Obersten, Majore und Generale sind todt oder verwundet; von 40,000 Reitern, die hier durchgezogen, sind nicht 10,000 Dienstfähige zurückgekommen: sie warfen alle ihre Waffen weg, und jeder Soldat sagte, er gehe zu Hause und kein Mensch solle ihn wieder ins Feuer bringen. Offiziere haben mir gesagt, der Rückzug von Moskwa war bei weitem so fürchterlich nicht als dieser, weil die Generale und Befehlshaber hier alles im Stich lassen und sich retten mußten, wie sie konnten.

Von dem ungeheuren Geschütz, was Bonaparte hatte, sind hier nur 12 Stücke zurückgekommen.

---

*) Schon so früh? Indessen auch bei dem besten Heere machen sich, wann es mislich aussieht, immer einige in guter Zeit auf den Weg.

**) Die Buben! sie sind sträflicher, als ihr Kaiser. Sie haben ihn ja gerufen und im Triumph in Paris eingeholt.

Von Quatre-Bras bis Beaumont kann man nicht vier Schritte thun, ohne verlassene Sachen zu finden. Hier in Charleroi sind mehr als 100 Wagen mit Mund- und Kriegsvorrath und Geld auf den Straßen stehen geblieben. In drei Stunden war alles von dem Pöbel rein ausgeplündert. — Alle Dörfer, wodurch die Franzosen bei ihrem Rückzuge kamen, sind geplündert.

8.

Aus einem Briefe von Namur, vom 21. Jun.

Den 19. Nachmittags kamen die Reste der französischen Schaar hier an, welche den 18. auf Wavre entsandt war. Das 12te französ. Dragonerregiment zeigte sich vor unsern Thoren und verlangte den Durchmarsch auf Givet. Die Bürgergarde, die von keinen Truppen unterstützt war, sah sich genöthigt, sie einzulassen. Dieses Regiment war von einer großen Menge zerstreuter und vorzüglich von verwundeten Soldaten begleitet. Den 20. kam die ganze Schaar nach und nach hier an; unter den Generalen an ihrer Spitze bemerkte man den Marschall Grouchy, Vandamme, Excelmans, Bonnet, Vincent, und einige andere; alles bestand aus alten Soldaten. Um 1 Uhr fingen sie an über die Sambrebrücke zu ziehen, unterdeß am Brüsseler Thore mit Kanonen und Kleingewehr sehr lebhaft geschossen ward. Der Feind ließ einige Stücke auf den Wall pflanzen und stellte drei Bataillone dort auf zur Deckung des Rückzugs. Da vertheidigte er sich bis gegen den Abend. Gegen 8 Uhr brachen die Pommern durch und griffen die Franzosen innerhalb unserer Mauern an. Von dem Brüsseler Thore bis zur Sambrebrücke schlug man sich mit wüthender Erbitterung auf den Gassen; sie

ne waren von Todten und Verwundeten bedeckt. Man ist der Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß der General Vandamme bei dieser Gelegenheit unsre Stadt geschont hat. Aber ein Zug, der gekannt zu seyn verdient, ist folgender: In der Hitze des Kampfes drangen die Preussen in den General Pirch, die Stadt anzugreifen und mit Sturm zu nehmen; er antwortete ihnen, daß er die Namurer zu sehr liebe, als daß er ihnen dieses scheußliche Unglück verursachen könne.

9.

Bericht des Herzogs von Wellington an den König der Niederlande, vom 19. Jun.

Sire. Ich habe die Ehre Euer Maj. zu melden, daß Bonaparte, nachdem er zwischen dem 10. und 14. dieses die 1ste, 2te, 3te, 4te und 6te französ. Heerschaar nebst seiner Leibwache und aller rüstigen Reiterei an der Sambre und zwischen diesem Flusse und der Maas versammlet hatte, am 15. damit vorrückte, und mit Tagesanbruch die preussischen Vorposten angriff. Ich erfuhr dies erst am 15. des Abends; ich gab sogleich Befehl zum Vorrücken auf dem linken Flügel, weil ich erfahren hatte, der Hauptangriff geschehe auf Charleroi. Die preussischen Posten an der Sambre wurden an diesem Tage zurückgedrängt; General Ziethen, welcher zu Charleroi befehligte, zog sich nach Fleurus zurück, und der Feldmarschall Blücher konzentrirte seine sämtlichen Streitkräfte zu Sombreff, und besetzte die Dörfer Saint-Amand und Ligny, die vor seiner Fronte lagen. Bonaparte verfolgte seinen Marsch auf der Hochstraße von Charleroi nach Brüssel, griff am 15. des Abends eine Brigade der zweiten Abtheilung des Heers

Euer Maj. an, welche zu Fresnes stand, und von dem Prinzen von Weimar befehligt wurde, und drängte sie bis zu der Meierei, Quatre-Bras genannt, zurück. Der Prinz von Oranien unterstützte diese Brigade sogleich mit einer andern, unter dem General Byland, nahm gegen Tagesanbruch einen Theil des verlornen Bodens wieder zurück, und blieb Meister der Verbindungspunkte zwischen Nivelles, Brüssel und dem Heere des Feldmarschalls Blücher. In der Zwischenzeit ließ ich das ganze Heer gegen Quatre-Bras vorrücken, die 5te Abtheilung kam daselbst um halb 3 Uhr Nachmittags an, ihr folgten die Heerschaar des Herzogs von Braunschweig und die nassauische Schaar. Der Feind griff nun den Fürsten Blücher mit seiner ganzen Macht an, eine Reiterschaar des Marschalls Kellermann ausgenommen, welche unsre Stellung bei Quatre-Bras angriff. Die Preussen behaupteten ihre Stellung, und wiesen alle Angriffe des Feindes standhaft zurück. Während diesen wiederholten Angriffen haben sich der Kronprinz von Oranien, der Herzog von Braunschweig, der Generallieutenant Picton, der Generalmajor Kempt und Sir Pack ganz besonders ausgezeichnet. Die Truppen der 5ten Abtheilung schlugen sich lange Zeit auf das muthvollste, und benahmen sich mit der größten Tapferkeit. Unser Verlust war groß, und ich bedaure vorzüglich jenen des Herzogs von Braunschweig, welcher an der Spitze seiner Truppen den Heldentod fand. Feldmarschall Blücher erhielt sich zwar in seiner Stellung, wurde aber durch die Erbitterung, mit der man focht, sehr geschwächt, und da auch die 4te preuss. Heerschaar noch nicht eingetroffen war, so beschloß er zurückzugehen und sein Heer bei Wavre zu konzentriren. Diese Bewegung nöthigte auch mich zum Rückzuge von Quatre-Bras nach

Genappe und von da nach Waterloo. Der Feind setzte dem Feldmarschall Blücher nicht nach, im Gegentheile fand eine Patrulle, die ich bei Tagesanbruch nach Sombreff schickte, daselbst alles ruhig, und die feindlichen Vorposten zogen sich bei ihrer Annäherung zurück. Eben so wenig wurde ich bei meinem Rückzuge beunruhigt; nur eine starke feindliche Reiterschaar folgte der engl. Reiterei, die der General Uxbridge anführte. Mein rechter Flügel bildete einen halben Zirkel, einem Hohlwege bei Merkesbraine, welches wir wegnahmen, gegenüber; mein linker Flügel erstreckte sich bis zu den Anhöhen oberhalb dem Dorfe la Haye. Unser linker Flügel blieb durch Ohain mit dem Feldmarschall Blücher zu Wavre in Verbindung. Der Feind versammelte sein Heer auf einer Reihe von Anhöhen, vor unserer Stellung, und griff uns am 18. gegen 10 Uhr Morgens bei dem Posten von Houguemont mit der größten Heftigkeit an; unsere braven Truppen vertheidigten diesen Punkt aller wiederholten Angriffe des Feindes ungeachtet mit einer unerschütterlichen Festigkeit. Da ein leichtes Bataillon Fußvolk der teutschen Legion alle seine Munition verschossen hatte und von uns abgeschnitten war, so nahm der Feind Haye-Sainte weg. Die feindliche Reiterei griff unser Fußvolk mehrere Male, jedoch ohne allen Erfolg, an; hiedurch bekam unsere Reiterei Gelegenheit zum Angriff, und zeichnete sich ganz vorzüglich aus: unter andern machte der Generalmajor Ponsonby viele Gefangene und erbeutete einen Adler. Bis um 7 Uhr des Abends wurde auf diese Weise ein Angriff auf den andern erneuert. Da faßte der Feind den Entschluß, den linken Flügel des Centrums bei Haye-Sainte zu durchbrechen, und machte mit Reiterei und Fußvolk, von einem heftigen Kanonenfeuer unterstützt,

einen verzweifelten Angriff, welcher aber nach einem hartnäckigen Kampfe ganz abgeschlagen ward. Ich bemerkte, daß französ. Truppen in größter Unordnung zu fliehen anfingen, und daß sich der General Bülow über Frichemont und Belle-Alliance näherte. Bald hörte ich den Donner seiner Kanonen, und da ich wußte, daß Feldmarschall Blücher mit uns noch in Verbindung stand, so beschloß ich nun, die Offensive zu ergreifen, und ließ die ganze Linie meines Fußvolks, von Artillerie und Reiterei unterstützt, vorrücken. Dieser Angriff gelang auf allen Punkten, der Feind floh in der größten Unordnung von seinen Anhöhen, und hinterließ uns 150 Kanonen nebst der dazu gehörigen Munition. Ich verfolgte ihn bis tief in die Nacht, und nur die große Ermüdung der Truppen, die seit 12 Uhr im Feuer gestanden hatten, und das Versprechen des Fürsten Blücher, den Feind die ganze Nacht hindurch zu verfolgen, bewogen mich, Halt zu machen. Diesen Morgen ließ er mir sagen, er habe Napoleons Leibwache 60 Kanonen abgenommen und in der Stadt Genappe mehrere Bonaparten zugehörige Wagen und Gepäck erbeutet.

In der Absicht, meine Operationen fortzusetzen, werde ich diesen Morgen auf Nivelles gehen.

Euer Maj. wird sich leicht vorstellen, daß eine so fürchterliche Schlacht und ein so ausgezeichneter Sieg zugleich auch mit einem großen Verluste verknüpft waren, und es schmerzt mich sehr, hinzufügen zu müssen, daß unser Verlust ungeheuer gewesen ist. Se. Maj. der König von England verlor den Generallieutenant Picton, einen ausgezeichneten Offizier, den Grafen Uxbridge, welcher nach überstandenen Gefahren des Tages von einer der letzten Kugeln des Feindes getrof-

sen wurde. Se. kön. Hoheit der Prinz von Oranien, welcher sich durch Muth und Klugheit ausgezeichnet hatte, erhielt einen Schuß in die Schulter, der ihn nöthigte, das Schlachtfeld zu verlassen. Es ist mir ausserordentlich angenehm, Euer Maj. versichern zu können, daß sich das Heer noch nie so sehr als bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet hat.

Die engl. Leibwachen gingen mit ihrem Beispiele voran, und das ganze Heer beeiferte sich, denselben nachzuahmen. Mit dem Benehmen des Generals Kruse in nassauischen Diensten, so wie mit jenem der Generale Trip und d'Aubreme, welche Schaaren Euer Maj. anführten, bin ich ausserordentlich wohl zufrieden.

Die Generale Pozzo di Borgo, Freiherr von Vincent, van Reede, Müffling und Alava waren bei der Schlacht gegenwärtig und haben mir sämtlich gute Dienste geleistet. Baron Vincent ist verwundet, und der General Pozzo di Borgo hat eine Quetschung erhalten.

Ich würde weder dem Feldmarschall Blücher, noch dem preussischen Heere die ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den ruhmvollen Ausgang dieses kritischen Tages ihrem kräftigen Beistande zuschreiben würde, den sie mir so ganz zu rechter Zeit geleistet haben.

Die Operationen des Generals Bülow auf der feindlichen Flanke haben vieles entschieden, und wenn ich auch ausser Stande gewesen wäre, den Angriff zu machen, welcher das Schicksal dieses Tages entschied, so würden schon die Operationen allein hingereicht haben, den Feind zum Rückzuge zu zwingen. Wir haben schon über 7000 Gefangene gemacht. Ich habe die Ehre ꝛc.

Wellington.

c) Preussische Berichte.

I.

Amtliche Nachrichten aus dem Hauptquartier Heidelberg über die vorgefallenen Schlachten am 15., 16., 17. und 18. Junii in den Niederlanden.

Nach den so eben aus den Niederlanden einlaufenden Nachrichten haben die Feindseligkeiten am 15. dieses dort begonnen.

Der Feind, der in den letzten Tagen zwischen der Sambre und Maas alle seine Kräfte zusammengezogen und an fünf Heerschaaren versammelt hatte, setzte sich den 15. mit seinen Kolonnen auf beiden Ufern der Sambre in Bewegung, hoffend, das preussische Heer in seinen Quartieren zu überfallen, und durch ein rasches Vordringen die Verbindung ihrer verschiedenen Schaaren unter sich, so wie die Vereinigung des preussischen Heers unterm Feldmarschall von Blücher mit dem des Feldmarschalls von Wellington zu verhindern.

Da beide Heere an der äussersten Gränze des Feindes mit allen ihren Truppen kantonirten, so war ihre Vereinigung nur in der Gegend von Brüssel möglich. Diesen Hauptzweck wechselseitiger Vereinigung nicht aus den Augen zu verlieren, und die Bewegungen dem gemäß zu lenken, war der Vorsatz beider mit Ruhm gekrönter Feldherren, und er war den 17. unter fortwährenden sehr blutigen Gefechten, durch den Muth ihrer Truppen, wie durch die abermaligen Beweise ihrer Talente glücklich erreicht. Folgendes ist nach der Aussage der darüber so eben anlangenden Kuriere der Hergang der Sache:

Den 15. um halb 5 Uhr Morgens wurden die Posten der ersten preussischen Heerschaar, unter dem General von Ziethen,

an den beiden Ufern der Sambre angegriffen, und die Punkte von Thuin und Charleroi nach einer sehr heftigen Gegenwehr der darin gelegenen Truppen genommen. Dieser General zog sich seinem Auftrage gemäß fechtend zurück und stellte sich bei Fleurus auf. Der Feldmarschall, Fürst Blücher, der sein Hauptquartier in Namur hatte, versammelte die in der Nähe liegende zweite Heerschaar bei Sombref. Der Herzog von Wellington versammelte seine Truppen bei Soignies und Brendlecon. Der Feind schickte seine Posten diesen Tag bis Genappe, um die Verbindung der beiden Heere zu unterbrechen; dies veranlaßte den Herzog von Wellington, seinen Nachhalt den 16. Morgens bei Quatre-Bras aufzustellen, um dadurch dem preussischen Heer sich seiner Seits zu nähern, und indem er auf diese Weise den Feind nöthigte, einen Theil seiner Kräfte gegen das engl. Heer zu verwenden, dem Fürsten Blücher die möglichste Hülfe zu leisten.

Die von dem preussischen Heere den 16. Vormittags zusammengekommenen drei Schaaren hatten folgende Stellung: Auf dem rechten Flügel das Dorf Bry, vor der Fronte St.-Amand, auf dem linken Flügel das Dorf Ligny, die dritte Schaar bei Point-du-Jour. Den 16. Vormittags zog der Feind seine Kolonnen über Charleroi hinaus, und fing bald seinen Angriff gegen den Fürsten Blücher an, gegen den er seine Hauptkräfte verwendete; man schätzte seine Stärke an 120,000 Mann Fußvolk und 22,000 Mann Reiterei. Es war die erste, zweite, dritte und vierte Heerschaar, die Leibwachen und Rückhalte.

Der vierten preussischen Schaar, die in der Gegend von Lüttich kantonirte, war es nicht möglich gewesen, sich mit den übrigen zu vereinigen; das preussische Heer war also an Stärke dem französischen bei weitem nicht gleich; demungeach-

fet ward jeder Fußbreit Landes mit einer Hartnäckigkeit ohne Gleichen streitig gemacht. Um 3 Uhr Nachmittags griffen grosse Massen des Feindes das Dorf Saint-Amand an; nach einer dem Feinde viel kostenden Gegenwehr ward es von ihm genommen, von den preussis. Truppen wieder erobert, vom Feinde abermals genommen, zum drittenmale von den Preussen gestürmt, und zuletzt blieben beide Theile jeder halb in dem Besitze desselben, so daß der Theil, welcher Klein-Saint-Amand und la Haye heißt, von dem preussis. Heere besetzt blieb. Jetzt war es 5 Uhr, da richtete der Feind seine Angriffe auf das Dorf Ligny, und ein Kampf begann dort, noch mörderischer, als der vorige. Das Dorf liegt am Lignybach; der Feind hatte auf den jenseitigen Höhen sein Geschütz, das preussische war auf den diesseitigen aufgestellt; unter immer abwechselnden Versuchen, es sich zu entreissen, dauerte hier 4 Stunden lang eines der blutigsten Gefechte in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte; immer führte Fürst Blücher, mit dem Degen in der Faust, seine Truppen wieder zum Kampf: endlich ward die Schlacht stehend; das Dorf war auch hier im Besitz eines jeden Theils. So hatte sich der Tag geneigt; es war zwischen 8 und 9 Uhr Abends, da wandte der Feind seine Reitermassen an, seinen Zweck durchzusetzen, die Verbindung der Preussen mit dem englischen Heere zu unterbrechen.

Dies veranlaßte den Feldmarschall Blücher, noch in der Nacht sein Heer eine Bewegung über Tilly und Wavre machen zu lassen, um dort die 4te Schaar der preussischen Truppen an sich zu ziehen, und sich mit dem Herzog von Wellington unmittelbar zu vereinigen. Gegen das englische Heer hatte am 16. der Marschall Ney und die französische Reiterei des Generals Kellermann gefochten, und auch da war das Ge-

fecht äusserst blutig gewesen, auch der Herzog von Wellington hatte nur einen Theil seiner Truppen an sich ziehen können; indeß auch hier hatte der Feind kein Feld gewonnen, und der Herzog stand den 17., Morgens um 9 Uhr, noch auf dem Schlachtfelde, und hatte seine Bewegung, sich mit dem preussischen Heere zu vereinigen, so angeordnet, daß er das seinige am 17. dieses bei Waterloo aufstellte. Hier wollten beide Feldherren, den weitern Bewegungen des Feindes nach, entweder ihn selbst angreifen, oder in gedachten Stellungen seinen Angriff abwarten; der Feind hatte also nach allen Aufopferungen und unendlichem Verlust seinen Zweck nicht durchgesetzt, und beide Heere, so wie alle ihre Schaaren, waren am 17. dieses vereinigt. Indeß hat die Wuth, mit der von beiden Theilen gefochten wurde, auf unserer Seite nicht unbedeutenden Verlust zur Folge gehabt, und der Fürst Blücher schätzt den seinigen an 10,000 Mann, der Herzog von Wellington den seines Heeres an 5000. Unter letztern bedauert derselbe besonders den Herzog von Braunschweig; der Fürst Blücher, dem ein Pferd unter dem Leibe, von Kugeln durchbohrt, fiel, den ausgezeichneten Reiteroffizier, Obersten von Thümen. Verwundet waren preussischer Seits die Generale von Holzendorf und von Jürgas. Der Verlust des Feindes ist sicher grösser, da derselbe immer in Massen und Kolonnen auf unser gut geleitetes Geschütz und Kleingewehrfeuer eindrang.

Den 17. hatte der Herzog von Wellington seine Stellungen mit dem rechten Flügel an Braine-la-Leude und dem linken an das Vorwerk la Haye genommen. Noch am Abend kam der Feind mit großer Masse bis auf einen Kanonenschuß vom Lager. Der Herzog Wellington war geneigt, in dieser Stellung die Schlacht anzunehmen, wenn der Fürst Blücher

sich näher an ihn heran ziehen wollte. Fürst Blücher nahm den Vorschlag an, im Fall der Feind mit allen seinen Kräften auf den Herzog von Wellington fallen würde (wie dies vorauszusehen war), mit dem Heere über Saint-Lambert in des Feindes Flanke und Rücken zu gehen. Er ließ deshalb die vierte Heerschaar früh durch Wavre defiliren. Sie kam um halb 12 Uhr bei Saint-Lambert an, ihr folgte die zweite, dann die erste Heerschaar. Gegen 11 Uhr entwickelte der Feind von la belle Alliance her seine Angriffe auf das Vorwerk Hougemont, welches der wichtigste Punkt vor der Fronte der Linie des Wellington'schen Heeres und von 1000 Mann Fußvolk besetzt war.

Eine massive Mauer war daselbst zur Vertheidigung eingerichtet, und zwei auf einander folgende heftige Angriffe des Feindes, jedes von 6 Bataillonen Fußvolk, wurden zurückgewiesen.

Nun setzte sich Bonaparte vor seine Reiterei, und unternahm einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie des Herzogs. Dieser wurde abgeschlagen; allein der Rauch der Kanonen und des kleinen Gewehrfeuers blieb wegen einer schweren Gewitterluft lange auf der Erde, und verbarg anrückende Kolonnen Fußvolk, welche alle gegen das Zentrum gerichtet waren.

Neue Angriffe mit der Reiterei sollten das englische Fußvolk beschäftigen, bis das französische Fußvolk heran war, und ein weniger geübtes und kaltblütiges Fußvolk, als das englische, hätte solchen Angriffen nicht widerstanden.

Der erste französische Angriff dieser Art war um 2 Uhr zurückgewiesen, allein Bonaparte wiederholte ihn 5 bis 6 Mal. Bis gegen 7 Uhr Abends focht man mit gleicher Wuth.

Die englische Reiterei der Leibwache, von Karl of Uxbridge geführt, machte gegen 6 Uhr einige sehr schöne Angriffe und hieb 2 Bataillone der alten Leibwachen, in deren Massen sie drang, zusammen.

Zu dieser Zeit machte der ausserordentliche Verlust von Menschen und die Nothwendigkeit, das Nachhaltsheer in die Linien zu schieben, die Lage des Herzogs Wellington bedenklich.

Der Fürst Blücher war indeß mit der 4ten Heerschaar über Lasne und Agniers vorgegangen, und gegen 5 Uhr geschahen seine ersten Kanonenschüsse auf der Höhe bei Agniers. Er dehnte seinen linken Flügel gegen die Hochstraße von Genappe aus, um die Bewegungen recht entscheidend zu machen.

Bonaparte warf hierauf einige seiner Fußvolkmassen gegen la Haye, Pappelotte und Frichmont, in deren Besitz er sich setzte, wodurch das Heer von Blücher und Wellington getrennt wurde. Fürst Blücher hatte jedoch früher die erste Schaar von Saint-Lambert über Ohain gerichtet, um den linken Flügel des Herzogs zu verstärken, und diese Schaar traf gegen 7 Uhr mit ihren Spitzen bei la Haye ein, nahm dieses Dorf ohne großen Widerstand, ging mit Massen vor, und stellte die Verbindung mit der 4ten Schaar her, worauf es nun gemeinschaftlich mit demselben gegen la belle Alliance vorrückte, um den Herzog Wellington loszumachen, der sich noch immer in einem starken kleinen Gewehrfeuer längs seiner ganzen Linie befand, und seine Artillerie in die zweite Stellung hatte zurückfahren lassen müssen. Als der Feind sich in den Rücken genommen sah, entstand eine Flucht, die bald in eine förmliche Auflösung ausartete, als sich beide Heere von allen Seiten auf den Feind stürzten. Der Feldmarschall, Fürst Blücher, befand sich bereits am nächsten an Genappe, er übernahm daher die Verfolgung des Feindes, als

beide Feldherren bei la belle Alliance gegen 9 Uhr Abends zusammentrafen.

Gegen 11 Uhr traf der Feldmarschall Fürst Blücher in Genappe ein; der Feind machte einen vergeblichen Versuch, sich dort zu setzen, er wurde augenblicklich geworfen; bis nach Genappe mochten etwa 60 Stück Kanonen und 100 Pulverwagen genommen seyn. Der Fürst Blücher hat jedoch Befehl gegeben, daß das Heer die ganze Nacht fortmarschieren solle, und es lassen sich daher noch große Resultate erwarten. Gefangene waren noch nicht viele gemacht, da man sich gar nicht damit abgab, sondern nur immer an die Zerstörung der noch zusammenhaltenden Massen dachte.

Der Verlust von Seiten der Verbündeten in den Tagen des 15., 16., 17. und 18. Junius mag bei beiden Heeren 30,000 Mann an Todten und Verwundeten betragen. Am 18. war der Verlust an höheren Offizieren bei dem englischen Heere bedeutend. Todt sind, so viel jetzt bekannt, General Picton und Generalquartiermeister de Largey. Verwundet: der Kronprinz von Oranien (leicht), Karl of Uxbridge, General Coole, Lord Fitzroy Sommerset, der Erbprinz von Nassau-Weilburg (leicht) und fast alle Adjudanten des Herzogs.

Bonaparte hat, nach Aussage gefangener Generale und übergegangener Offiziere, alle Angriffe selbst geführt und sich sehr bloßgestellt; allein als er sah, daß die Schlacht verloren war, ist er davon geeilt, und hat das Heer seinem Schicksal überlassen.

Er hatte vier Schaaren und die Leibwachen in der Schlacht.

Eine Heerschaar war am rechten Ufer der Dyle gegen Wavre gerichtet, und griff die dritte preussische Schaar an, als sie eben der Bewegung des Heers folgen wollte. Generalleutnant

von Thielemann hat sie jedoch zurückgeworfen und darauf Befehl erhalten, sie noch in der Nacht anzugreifen.

Bei Abgang des Kuriers waren bereits 300 Kanonen genommen.

2.

Bericht über die Operationen des Heers des Niederrheins, bekannt gemacht durch den General Gneisenau auf Befehl des Feldmarschalls, Fürsten von Blücher.

Den 15. d. begann Napoleon die Feindseligkeiten, nachdem er den 14. fünf Heerschaaren und die verschiedenen Schaaren der Leibwache zwischen Maubeuge und Beaumont zusammengezogen hatte. Die Vereinigungspunkte der 4 preussis. Heerschaaren waren Fleurus, Namur, Cirney und Hannut, deren Lage den Vortheil gewährte, das Heer an einem dieser Punkte in vier und zwanzig Stunden versammeln zu können.

Den 15. drang Napoleon über Thuin auf beiden Ufern der Sambre gegen Charleroi vor. General Ziethen hatte die erste Heerschaar bei Fleurus zusammengezogen, und hielt an diesem Tage ein sehr lebhaftes Gefecht gegen den Feind aus, der, nachdem er Charleroi genommen, seinen Marsch gegen Fleurus richtete. Da Feldmarschall Blücher gesonnen war, so bald als möglich, dem Feinde eine große Schlacht zu liefern, so wandten sich die drei übrigen preussischen Heerschaaren auf Sombref (1 1/2 Stunde von Fleurus), wo die 2te und 3te Schaar den 15., und die 4te den 16. anlangen mußten.

Lord Wellington hatte sein Heer in der Nähe von Ath und Nivelles zusammengezogen, und er wurde dadurch in Stand gesetzt, dem Feldmarschall Blücher Hülfe zuzusenden, falls die Schlacht den 15. Statt haben sollte.

16. Junii. — Schlacht von Ligny.

Das preussische Heer hatte seine Stellungen auf den Höhen zwischen Brie und Sombref, und noch über diesen letztern Ort hinaus, und hielt mit bedeutenden Streitkräften die auf seiner Fronte gelegenen Dörfer Ligny und St.-Amand besetzt; indessen hatten erst drei Heerschaaren ihre Vereinigung bewirkt; die vierte, welche zwischen Lüttich und Hannut stand, wurde auf ihrem Marsche durch mehrere Umstände aufgehalten und war noch nicht angelangt. Der Feldmarschall Blücher beschloß dennoch, eine Schlacht zu liefern, weil Lord Wellington zur Unterstützung bereits eine starke Abtheilung seines Heeres und seinen gesammten in der Umgegend von Brüssel befindlichen Nachhalt in Bewegung gesetzt hatte, und weil die preussische Heerschaar unverzüglich eintreffen mußte.

Die Schlacht begann um drei Uhr Nachmittags. Der Feind entwickelte eine Truppenmasse von mehr als 130,000 Mann. Das preussische Heer bestand aus 80,000 Mann. Das Dorf St. Amand war der erste Punkt, den der Feind angriff, und nach einer kräftigen Gegenwehr gelang es ihm erst, sich desselben zu bemächtigen. Jetzt wandte er seine Anstrengungen gegen Ligny; dies ist ein großes, dauerhaft gebautes Dorf und liegt längs dem Bache dieses Namens. Hier begann ein Kampf, der unter die hartnäckigsten gezählt werden muß, deren die Geschichte je erwähnt hat. Oft hat man Dörfer nehmen und wieder verlieren sehen; allein hier dauerte der Kampf fünf Stunden lang und in den Dörfern selber fort, und dies Vorrücken oder Zurückweichen hatte auf einem sehr engen Raume Statt. Von beiden Seiten rückten neue Truppen unaufhörlich vor. Jedes Heer hatte hinter dem von ihm besetzten Theile des Dorfes große Massen Fußvolk, welche

den Kampf unterhielten, und sich stets durch die Verstärkungen erneuerten, welche sie von ihrem Nachtrab, so wie von den rechts und links gelegenen Höhen erhielten. Ungefähr 200 Feuerschlünde von beiden Seiten waren gegen das Dorf gerichtet, welches auf mehreren Punkten zugleich in Flammen stand. Von Zeit zu Zeit erstreckte sich das Gefecht über die ganze Linie, indem der Feind ebenfalls viele Truppen gegen das dritte Heer geführt hatte; jedoch war das Hauptgefecht bei Ligny. Die Sachen schienen für die preussischen Truppen eine günstige Wendung zu nehmen, weil ein Theil des Dorfes St. Amand aufs neue den Franzosen durch ein Bataillon entrissen wurde, welches der Feldmarschall Blücher in Person anführte; ein Vortheil, wodurch wir eine nach dem Verlust von St. Amand aufgegebene Anhöhe wiedergewannen. Dennoch dauerte der Kampf bei Ligny mit derselben Wuth fort. Der Ausgang schien von der Ankunft der englischen Truppen oder der vierten preussischen Heerschaar abhangen zu müssen; in der That würde die Ankunft dieser letztern Abtheilung dem Feldmarschall Blücher die Mittel gegeben haben, mit dem rechten Flügel einen Angriff zu thun, von dem man einen großen Erfolg erwarten durfte. Allein man erhielt die Nachricht, daß die englische, zu unserer Unterstützung bestimmte, Abtheilung von einer französischen Herrschaar lebhaft angegriffen sey, und daß sie sich nur mit der größten Anstrengung in ihrer Stellung bei Quatre-Bras behauptet habe; die vierte Heerschaar erschien eben so wenig, so daß wir uns gezwungen sahen, den Angriff eines der Zahl nach weit überlegenen Feindes allein auszuhalten.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und der Kampf bei Ligny dauerte stets fort mit derselben Hartnäckigkeit und

mit derselben Gleichheit des Erfolges; man sehnte sich, allein vergebens, nach der Anwendung dieser so nothwendigen Unterstützung; die Gefahr ward mit jeder Stunde dringender, alle Abtheilungen waren in Thätigkeit oder hatten bereits angegriffen; und in der Nähe war keine Schaar mehr, die sie unterstützen konnte. Plötzlich griff eine Abtheilung vom feindlichen Fußvolke, welche von der Nacht begünstigt und von uns nicht bemerkt, um das Dorf gegangen war, in dem zugleich einige Regimenter Kürassiere auf der andern Seite den Durchgang erzwungen hatten, den Hauptheil unsers hinter den Häusern aufgestellten Heeres im Rücken an. Dieser Ueberfall von Seiten des Feindes ward vorzüglich in dem Augenblicke entscheidend, wo unsere Reiterei, die ebenfalls hinter dem Dorfe auf einer Anhöhe aufgestellt war, von der feindlichen Reiterei in wiederholten Angriffen zurückgeworfen wurde.

Unser Fußvolk, das sich hinter Ligny befand, ließ sich, obschon es sich zum Rückzuge gezwungen sah, dennoch weder durch den feindlichen Ueberfall mitten im nächtlichen Dunkel (ein Umstand, der dem Menschen alle Gefahren, worin er sich befindet, stets vergrößert), noch durch den Gedanken niederschlagen, sich von allen Seiten umringt zu sehen. Es bildete Massen, warf kaltblütig alle Reiterangriffe und zog sich in guter Ordnung auf die Höhen zurück, von wo es seine Bewegung rückwärts auf Tilly fortsetzte. Durch das plötzliche Hervorbrechen der Reiterei hatten mehrere unserer Kanonen bei ihrem beschleunigten Rückzuge Richtungen genommen, welche sie zu engen Pässen führten, worin sie nothwendig in Unordnung gerathen mußten; auf diese Weise fielen fünfzehn Stücke dem Feinde in die Hände. Eine Viertelstunde vom

Schlachtfelde stellte sich das Heer wieder auf. Der Feind wagte nicht, dasselbe zu verfolgen. Das Dorf Brie blieb während der Nacht von uns besetzt, so wie Sombref, wo General Thieleman mit der dritten Heerschaar gefochten hatte, und von wo er sich bei der Morgendämmerung langsam auf Gembloux zurückzog, und hier war endlich die vierte Heerschaar unter den Befehlen des Generals Bülow in der Nacht angekommen. Die erste und zweite Schaar zogen des Morgens hinter den engen Paß des Berges St. Guibert. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war groß; übrigens hatte uns der Feind, ausser einem Theile unserer Verwundeten, keine Gefangene genommen.

Die Schlacht war verloren, aber nicht die Ehre. Unsere Soldaten hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, die nichts zu wünschen übrig ließ; und sie blieben in guter Fassung, weil ein jeder das völlige Vertrauen auf seine eigenen Kräfte behalten hatte. An diesem Tage bestand der Feldmarschall Blücher große Gefahren. Ein von ihm selbst geleiteter Reiterangriff mißlang. Während die feindliche Reiterei ihn kräftig verfolgte, durchbohrte eine Kugel das Pferd des Feldmarschalls. Das Thier wurde gar nicht in seinem Laufe aufgehalten, sondern rannte mit verdoppelter Wuth, bis es todt niederstürzte. Der Feldmarschall, den dieser gewaltige Sturz betäubte, blieb unter dem Pferde liegen. Die feindlichen Kürassiere drangen vor, indem sie ihren Vortheil verfolgten; unsere letzten Reiter waren bereits am Marschall vorbeigeritten; ein einziger Adjudant war bei ihm geblieben, und war eben abgestiegen, entschlossen, das Loos des Feldmarschalls zu theilen. Die Gefahr war groß; aber der Himmel wachte über uns. Die Feinde ritten bei Fortsetzung ihres

Angriffs schnell am Feldmarschall vorüber, ohne ihn wahrzunehmen; und als den Augenblick darauf ein zweiter Angriff unserer Reiterei sie wieder zurückwarf, zogen sie mit dem nemlichen Ungestüm vorbei, und bemerkten ihn eben so wenig wie das erste Mal.

Jetzt zog man, nicht ohne Mühe, den Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor, und er bestieg sogleich ein Dragonerpferd.

Den 17. Junii Abends zog sich das preussische Heer in der Umgegend von Wavre zusammen. Napoleon lenkte seine Bewegung gegen Lord Wellington auf der großen Straße, die von Charleroi nach Brüssel führt. Eine englische Abtheilung bestand am nemlichen Tage bei Quatre-Bras ein äusserst heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte seine Stellung auf der Straße von Brüssel genommen, und seinen rechten Flügel gegen Braine-la-Leud, das Mitteltreffen an Mont St.-Jean und den linken Flügel gegen la Haye-Sainte angelehnt. Lord Wellington schrieb an den Feldmarschall, er sey entschlossen, die Schlacht in dieser Stellung anzunehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit zwei seiner Heerschaaren unterstützen wolle. Der Feldmarschall versprach mit seinem ganzen Heere zu kommen; er schlug selbst vor, daß, im Falle Napoleon nicht angreifen würde, die Verbündeten ihn am folgenden Tage mit ihren vereinten Streitkräften angreifen sollten. Man kann hieraus sehen, wie wenig das Gefecht am 16. die Ordnung des preussischen Heeres gestört und seine geistige Kraft geschwächt hatte. — So neigte sich der Tag vom 17.

Schlacht vom 18.

Mit der Morgendämmerung setzte sich das preussische Heer wieder in Bewegung. Die vierte und fünfte Heerschaar zogen über St. Lambert, wo sie eine verdeckte Stellung in dem bei Frichemont gelegenen Walde nehmen mußten, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, wenn das Gefecht günstig schiene. Die erste Heerschaar mußte über Chain auf der rechten Flanke des Feindes seine Angriffe entwickeln. Die dritte mußte langsam folgen, um im Nothfalle zur Unterstützung herbeizueilen. Die Schlacht begann gegen 10 Uhr Morgens.

Das englische Heer hatte die Höhen von Mont-St.-Jean besetzt, das französische stand auf den Höhen vor Planchenoit; jenes war ungefähr 80,000 Mann stark; der Feind zählte mehr als 130,000 Mann. In kurzer Zeit wurde die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon hatte, wie es scheint, die Absicht, den linken Flügel auf das Zentrum zurückzuwerfen und so die Trennung des englischen Heeres von dem preussischen Heere zu vollenden, das seiner Meinung nach im Rückzuge auf Mastricht begriffen war. Zu diesem Ende hatte er den größten Theil seines Nachhalts in die Mitte gegen seinen rechten Flügel gestellt, und auf diesem Punkte griff er mit Wuth an. Das englische Heer focht mit einer unübertrefflichen Tapferkeit. Die wiederholten Angriffe der alten Leibwache scheiterten an der Unerschrockenheit der schottischen Regimenter, und bei allen Angriffen ward die französische Reiterei von der englischen geworfen. Aber die Ueberlegenheit der Zahl der Feinde war allzu groß. Napoleon ließ anhaltend bedeutende Massen vorbringen, und so fest

auch

auch die englischen Truppen ihre Stellung behaupteten, so außerordentliche Anstrengungen mußten doch ein Ende haben.

Es war halb fünf Uhr. Die ungemeinen Schwierigkeiten, welche der Durchzug durch den engen Paß von St. Lambert bot, hatten den Marsch der preussischen Kolonnen beträchtlich aufgehalten, so daß erst zwei Brigaden der vierten Heerschaar bei der verdeckten Stellung, die ihnen bezeichnet war, angekommen waren. Der entscheidende Augenblick hatte sich genähert, und keine Minute war mehr zu verlieren. Die Generale ließen sie auch nicht entrinnen. Sie beschlossen, mit den Truppen, die ihnen zu Gebote standen, den Angriff auf der Stelle zu beginnen. General Bülow rückte demnach mit zwei Brigaden und einer Schaar Reiterei im Rücken des rechten Flügels des Feindes schnell vor. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht; er kehrte sogleich seinen Rückhalt gegen uns, und ein mörderisches Gefecht begann auch auf diesem Punkte. Lange war es unentschieden, und der Kampf mit dem englischen Heere dauerte nichtsdestoweniger mit demselben Ungestüm fort.

Gegen sechs Uhr Abends erhielten wir die Nachricht, daß General Thielemann mit der dritten Heerschaar nahe bei Wavre von einer sehr zahlreichen feindlichen Schaar angegriffen wäre, und daß man schon um den Besitz der Stadt kämpfte. Der Feldmarschall ließ sich indessen durch diese Nachricht nicht irre leiten; denn da, wo er sich befand, und nirgend anderswo, mußte die Sache entschieden werden. Ein immer gleich hitziger, stets mit frischen Truppen unterstützter Kampf konnte allein den Sieg sichern; und erfocht' man ihn hier, so war jeder Verlust bei Wavre ohne Bedeutung. Demzufolge setz-

ten alle Kolonnen ihre Bewegungen fort. Es war halb acht, und der Ausgang der Schlacht war noch unentschieden. Die ganze vierte Heerschaar und ein Theil der zweiten unter dem General Pirch waren allgemach angekommen. Die Franzosen kämpften wie Verzweifelte; jedoch nahm man Ungewißheit in ihren Bewegungen wahr, und man bemerkte, daß mehrere Kanonen auf dem Rückzuge waren. In diesem Augenblick erreichten die ersten Kolonnen der Heerschaar des Generals Ziethen ihre Angriffspunkte bei dem Dorfe Ohain auf der rechten Flanke des Feindes, und griffen ihn sogleich an. Dieser Moment entschied den Untergang des Feindes. Sein rechter Flügel wurde auf drei Seiten durchbrochen; er verließ seine Stellungen. Unsere Truppen stürzten mit gefälltem Bajonette auf ihn ein und bestürmten ihn von allen Seiten, während die ganze englische Linie vorrückte.

Die Umstände waren dem Angriffe des preussischen Heeres äusserst günstig: der Boden erhob sich ringsherum zu Anhöhen, so daß das Geschütz sein Feuer in freiem Spiele von unzähligen Höhen entwickeln konnte, die stufenweise übereinander lagen, und durch deren Zwischenräume die Truppen in Brigaden und in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen, indeß neue Schaaren anhaltend aus dem Walde auf der Höhe hinter uns sich entwickelten. Der Feind behielt dennoch Mittel zum Rückzuge, bis das Dorf Planchenoit, das ihm im Rücken lag, und das die Leibwache vertheidigte, nach mehreren äusserst blutigen Angriffen erstürmt wurde. Von jetzt an ward der Rückzug des Feindes zur Flucht, in welche bald das ganze französische Heer mitverwickelt wurde, und welche in ihrer schrecklichen Verwirrung alles, was ihr im Wege stand, mit sich fortriß, und also bald der Flucht

eines Heeres von Wilden glich. Jetzt schlug es halb zehn, der Feldmarschall versammelte alle Oberoffiziere und gab den Befehl, den letzten Mann und das letzte Pferd zur Verfolgung des Feindes aufzubieten. Die Spitze des Heeres beschleunigte ihren Marsch. Das französische, unaufhörlich verfolgte Heer befand sich durchaus in der wildesten Auflösung. Die Landstraße bot den Anblick eines ungeheuer großen Schiffbruches dar; übersäet war sie in unzähliger Menge mit Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Gepäcke, Waffen und Trümmern aller Art. Diejenigen der Feinde, welche ausruhen wollten und sich einer so schnellen Verfolgung nicht versehen hatten, wurden aus mehr als neun Beiwachen verscheucht. In einigen Dörfern versuchten sie zu bleiben; allein kaum hörten sie den Wirbel der Trommel oder den Schall der Trompeten, so liefen sie davon, oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergesäbelt oder gefangen gemacht wurden. Es war Mondenschein; dieses begünstigte ausnehmend die Verfolgung, denn der ganze Marsch war nur eine beständige Jagd auf die Flüchtlinge im Getraide oder in den Häusern.

In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen und umgekehrten Lastwagen verschanzt; bei unserer Annäherung vernahmen wir plötzlich in der Stadt ein großes Getöse und das Rollen von Wagen; beim Einzuge hielten wir ein sehr lebhaftes Flintenfeuer aus; wir erwiederten es mit einigen Kanonenschüssen und mit einem Hurra, und einen Augenblick darauf war die Stadt unser. Hier war es, wo unter anderm Geräth auch der Wagen Napoleon's genommen wurde, den er eben, um zu Pferde zu steigen, verlassen hatte, und worin er aus Uebereilung Degen und Hut ließ. So dauerte

das Gefecht bis zum Anbruche des Tages. Ungefähr 40,000 Mann in der größten Unordnung einer überschnellen Flucht, der Rest des ganzen Heeres, haben sich über Charleroi, zum Theil ohne Waffen, nur mit 27 Kanonen von ihrem zahlreichen Geschütze, gerettet.

Der Feind eilte in seiner Flucht an den festen Plätzen, der einzigen Beschützung seiner Gränzen, vorüber, die bereits von unsern Heeren überschritten sind.

Um drei Uhr hatte Napoleon vom Schlachtfelde einen Kurier mit der Nachricht nach Paris geschickt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft wäre; einige Stunden darauf hatte er kein Heer mehr. Den Verlust des Feindes kennt man noch nicht genau; es genügt, zu wissen, daß zwei Drittel dieses Heeres getödtet, verwundet oder gefangen sind. Unter den Gefangenen befinden sich die Generale Mouton, Duhesme und Kompans. Bis jetzt sind schon 300 Kanonen und mehr als 500 Pulverkarren in unserer Gewalt.

Wenige Siege waren so vollkommen, und es giebt gewiß kein Beispiel, daß ein Heer zwei Tage nach einer verlornen Schlacht einen solchen Kampf wagte und ihn so glücklich bestand. Ehre den Truppen, die so großer Standhaftigkeit und Tapferkeit fähig sind! Mitten in der Stellung, die das französische Heer inne hatte, ganz auf der Anhöhe liegt ein Meyerhof, der la belle Alliance heißt. Der Marsch aller preussischen Kolonnen war auf diesen Meyerhof gerichtet, den man von allen Seiten erblicken konnte. Hier befand sich Napoleon während der Schlacht; hier ertheilte er seine Befehle, schmeichelte sich mit dem Siege, und hier wurde sein Untergang entschieden. Auch hier begegneten sich im Dunkel durch einen glücklichen Zufall der Feldmarschall

Blücher und Lord Wellington und begrüßten sich als Sieger. Zum Andenken des Bündnisses, welches gegenwärtig zwischen der englischen und preussischen Nation besteht, der Vereinigung der beiden Heere, und des gegenseitigen Zutrauens hat der Feldmarschall darauf angetragen, daß dieser Schlacht der Name: Schlacht des schönen Bündnisses gegeben werden möge.

Auf Befehl des Feldmarschalls Blücher
der General Gneisenau.

3.

Aus dem Briefe eines berühmten Feldherrn an die Gräfin C.

Wenn Ihnen der Abend in Namur gefallen hat, so machen Sie sich sogleich auf den Weg, um uns zu folgen. Dann wollen wir in oder vor Paris einen gleichen oder noch fröhlicheren Abend feiern.

Zuvörderst müssen Sie wissen, daß Ihre Eheherren wohlbehalten sind. Die dritte Heerschaar hat unsern Rücken bewahren müssen, während wir uns schlugen. Sie hat heftige Anfälle ausgehalten und am 18., 19. und 20. Junius gefochten *). Graf Friedrich von D. hat mit seinem Regiment bei Namur einen schönen Angriff gemacht, fünf Kanonen erobert und den Ruf seines Regiments gegründet. Die dritte Schaar ist anfänglich in einer schwierigen Lage gewesen, hat sich aber gut daraus gezogen. Hätten wir die Schlacht verloren, so war sie unsere einzige Stütze.

*) Bei Wavre, wo sie die Schaar von Vandamme gegen sich hatte, mit welcher und mit dem, was unter Grouchy's und Excelmans Befehl sich nach der Niederlage der Franzosen dazu zog, sie auf der Straße bis Namur und dann in Namur bis Givet sich die drei Tage schlug.

Unsre Schlacht von belle Alliance war schön wie keine, entscheidend wie keine, der Feind vernichtet wie nie ein Feind. Mit einigen Heerschaaren waren wir dem Feinde, der mit großer Uebermacht und noch größerer Heftigkeit den Herzog von Wellington angegriffen hatte, in den Rücken geschlichen und hatten uns mit einigen Brigaden in einem Walde verborgen. Grade als das Schicksal des Tages schwankte, das brittische Heer schon bedeutend Land verloren hatte, und der Feind ihm den Todesstoß versehen wollte, entschlossen wir uns, obgleich unsre Brigaden größtentheils noch nicht heran waren, mit nur zwei Brigaden den Angriff zu machen. Wir brachen aus dem Walde hervor grade in dem Rücken des Feindes und eröffneten unser Feuer. Der Feind war in einer verzweifelten Lage, focht aber eben so verzweifelt, und wandte alle seine Rückhalte gegen uns. Wir behaupteten unsre Stellungen. Der Feind führte noch mehr Truppen gegen uns, aber auch wir verstärkten uns von Viertelstunde zu Viertelstunde. Das Feuer ward so heftig, daß von Pulsschlag zu Pulsschlag eine feindliche Kanonenkugel uns vorüberging, ohne unser Kanonenfeuer zu rechnen. Ich konnte kaum die ankommenden Meldungen vernehmen und mußte mit meiner starken Stimme mich oft sehr anstrengen, um verstanden zu werden. Wir drangen, da unsere Truppen sich immer verstärkten, nur behutsam, aber unaufhaltsam vor. Es war ein schönes Schauspiel, zu sehen, wie unsere viereckigen Bataillonsmassen die terrassenförmigen Anhöhen herunterstiegen, vorangegangen von ihren Batterien und von ihren leichten Stücken. Nach einem hartnäckigen Widerstande löste sich der Feind in wilde Flucht auf.

Ich nahm mir vor, ihm keine Rast zu lassen, setzte mich

an die Spitze der Truppen, ermunterte die Ermüdeten zu folgen, und so, mit nur wenigen Geschützen, die ich von Zeit zu Zeit donnern ließ, jagte ich den Feind aus allen seinen Beiwachen auf. Unter stetem Schießen und Niedermachen folgten wir, bis wir zuletzt an die Lagerstellen der Leibwachen kamen.

Bonaparte hatte in Genappe verweilen wollen; als er aber unsere Kanonenschüsse hörte und als unsere obgleich nur wenige Reiterei und Fußvolk kam, rettete er sich aus seinem Wagen, mit einer Pistole sich vertheidigend. Sein Hut und Degen blieben in unsern Händen. Wir haben sein ganzes Gepäck, seine Diamanten sogar. Meine Füsiliere verkauften vier bis fünf Diamanten so groß wie Erbsen für wenige Franken. Eine ganze Anzahl Diamanten haben wir erbeutet von der Größe von Schlehen, einen darunter von der Größe einer Haselnuß. Die Füsiliere haben die schönsten ausgesucht und sie dem Könige zum Geschenk gemacht. Die Unteroffiziere dieses Bataillons speisen jetzt von Silber.

Wir machten erst Halt, als der Tag angebrochen war. Es war die herrlichste Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die schöne Scene, das Wetter war mild.

Wir haben über 400 Kanonen erobert; der Feind eilt in wilder Flucht gegen Paris oder zerstreuet sich; Bonaparte ist mit einem runden Hut durch Beaumont geflohen.

Unser Verlust ist groß. Wir haben in drei Schlachttagen gegen 22,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Aber das Heer hat sich herrlich gezeigt. Es ist fast unerhört in der Geschichte, daß man 24 Stunden nach einer verlornen Schlacht eine neue liefert und einen so entscheidenden Sieg erficht.

Von Aufstand in Masse haben wir noch nichts gesehen. Die Einwohner treiben bei unserm Einrücken ihre friedliche Beschäftigungen fort. Mein Wirth, ein Bauer, sagte gestern zu mir: „Eh, mon Général, savez vous déjà, Avesnes est à nous.“ Diese Festung hat sich nemlich gestern ergeben, nachdem unser Geschütz ein Pulvermagazin gesprengt hatte, dessen Aufflug ein Drittel der Stadt niederwarf.

Hemappe (ein Dorf) bei Guise, den 24. Junii 1815.

N. S. So eben geht die Nachricht ein, daß Bonaparte abgesetzt ist. Die französischen Generale verlangen Waffenstillstand und wollen eine Demarkationslinie ziehen. Wir schlagen es ab, und haben, wenn wir einen Waffenstillstand schließen sollen, alle Festungen und Bonaparte selbst verlangt. — Welche Begebenheiten!

4.

Kurz vor unserm Abmarsch aus der schönen Maasgegend hatte ich die Freude, Nachricht von meinen Aeltern zu erhalten durch einen eigenen Boten, meinen Bruder, der sich als Freiwilliger bei'm Regiment gestellt hat, weil mein Vater wünschte, daß er neben mir für das teutsche Vaterland fechten sollte. Hiezu kam noch, daß mir am Tage unsers Abmarsches die Führung der Freiwilligen unsers Regiments anvertraut wurde, was ich längst insgeheim wünschte. Mit diesen meinen erfüllten Wünschen rief uns Frankreichs Tyrann zum längst ersehnten Werke und die großen Tage vom 16. und 18. Junii erfolgten, ersterer, der blutigste für unsere Heerschaar, weil Bonaparte mit seiner ganzen Macht auf uns stürmte und uns zu verschlingen drohete. Jeder, obgleich F. M. Blücher eine rückgängige Seitenbewegung

machen mußte, obgleich er die Schlacht verloren nennt und sie auch wohl verloren war, jeder, sage ich, freut sich doch mehr, diese Schlacht mitgemacht zu haben, als jene in ihren Folgen so große am 18., da jeder dort sich selbst prüfen und aus eigener Brust sich Hoffnung schöpfen mußte. Um Ihnen einen Beweis zu geben, wie blutig dieser Tag gewesen ist, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß unser Regiment 20 todte und verwundete Offiziere und 400 Gemeine gehabt hat, und ausserdem hat jeder noch Wunden, in seinen Kleidern wenigstens, aufzuzeigen, wie z. B. mein Bruder und ich jeder zwei Schüsse erhalten haben. Viermal wurde das Dorf St.-Amand genommen, das zweite Mal von den Freiwilligen der Brigade allein, und zuletzt gehalten, bis den Abend der Rückzug befohlen ward. — Den 18. Nachmittags um 4 Uhr naheten wir uns dem englischen Heere, das sich wieder schlug, und je näher wir kamen, desto mehr konnten wir das donnernde Geschütz hören. Auch Bülow, der den 16. noch nicht da gewesen, war kurz vorher mit seiner ungeschwächten und frischen vierten Schaar angelangt und hatte den Kampf — es war auch die höchste Zeit — auf dem rechten Flügel des französischen Heeres begonnen. Jetzt rückten in der schönsten Ordnung und größten Ruhe die erste und zweite Heerschaar (die dritte bewahrte unsern Rücken gegen eine französische Schaar) heran. Es war ein schöner Augenblick, nie habe ich einen schöneren erlebt. Jeder dachte voll tiefen Hasses gegen das Volk der Sünden an den vorgestrigen Tag, an alle die Tage, jene schrecklichen, in denen wir französische Fesseln trugen; jeder hatte zu rächen einen Freund, jeder hatte zu wehren der Sklaverei. Keine Musik ertönte, aber desto schöner spielte das Geschütz und erfreute den Kampf; eine Brigade ent-

wickelte sich nach der andern, sobald sie ihr Ziel erreicht hatte, und die letzten wünschten nur, daß es noch länger Tag bleiben mögte, damit sie Antheil an der Schlacht nehmen könnten. Man hörte unter dem Donner des Geschützes nur das Rufen: Vorwärts! Vorwärts! die Hörner bliesen nur Schnellvorwärtsgehen, die Trompeten schmetterten nur zum Einhauen. So ging es unaufhaltsam fort, und die preussische Schaar rettete, da sie unerwartet kam, Wellingtons Heer, und gab den Ausschlag in dieser großen, ewig denkwürdigen Schlacht. Um 10 Uhr Abends hörte man keinen Schuß mehr, nur das Viktoriarufen auf dem Schlachtfelde, sah nichts als den schönen sternenhellen Himmel und zwei brennende Dörfer, die Bonaparte hatte anzünden lassen, um seinem fliehenden Heere den Weg zu beleuchten. — Der neue Morgen zeigte uns unsern Sieg in seinem schönsten Glanze: unzählige Kanonen standen in Haufen da, Tausende von Gefangenen begegneten uns, das Schlachtfeld, auf dem wir drei Stunden lang marschirten, war mit todten und verwundeten Franzosen bedeckt und eine Menge Kürasse glänzten auf der blutigen schrecklichen Erde. O das war ein Genuß, der mich noch lange erquicken soll! ihn hätte ich jedem gegönnt, der sein teutsches Vaterland liebt, der Sklavensinn haßt, der unbefleckt sich erhalten hat seinen teutschen Sinn und geopfert so manche Theure. Ich sage, es geht nichts über Vaterlandsliebe: sie ist der edelste Zweig von Liebe, der in unserm Herzen wachsen kann; sie ist die Liebe, welche sich in ihr selbst am meisten belohnt, am ersten und höchsten in Ehren gehalten zu werden verdient. —

Doch wieder dahin zurück, wo ich aufhörte zu erzählen, denn ich kann Ihnen nun einmal nicht helfen, Sie müssen

mich schon anhören. Was unser Regiment am Tage der Schlacht betrifft, so hat es an diesem Tage wenig verloren, aber doch im Ganzen eine schöne Beute gemacht, da uns mehrere Wägen des Kaisers selbst in die Hände fielen, worin sich silberne Geschirre, Orden aller Arten u. s. w. befanden. Unter diesen Wagen befand sich auch ein Küchenwagen mit schönen Weinen, Gewürzen, mit herrlichem Oel, gutem Brantwein u. s. w., von denen wir alles Uebrige wegwarfen, Wein und Brantewein jedoch sorgfältig aufhoben. Die Orden erhielt der Fürst Blücher und schickte sie dem Könige. Am Morgen des 19. zeigte jeder dem andern seine Kostbarkeiten, der eine einen silbernen Becher, silberne Teller, Tischzeug aller Art, der andere einen schönen Säbel und Waffen u. s. w.; ja ein dritter hatte sogar ein schönes Medaillon mit dem Bildnisse eines Weibes, auf dem die Worte standen: A mon cher Auguste: und der liebe August lag im Blute todt vor uns.

5.

Aufruf des F. M. Fürsten Blücher an das Heer des Niederrheins, zur Verlesung bei jedem Bataillon.

Tapfere Offiziere und Soldaten des Heeres des Niederrheins! Große Thaten habt ihr vollendet, tapfere Waffengefährten! zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich; und doch ward euer Muth nicht gebeugt. Ihr hattet mit Entbehrungen zu kämpfen; allein ihr ertruget sie standhaft. In den Unfällen unerschütterlich, nach dem Verluste einer blutigen Schlacht, tratet ihr dem Feinde kühn entgegen, um eine neue zu beginnen, leucht verlassend auf den Gott der Heerschaaren, vertrauend auf eure

Anführer und entschlossen zur Ausdauer in euern Anstrengungen gegen übermüthige, meineidige und siegestrunkene Feinde. Mit diesen Gesinnungen zoget ihr vorwärts, um die tapfern Engländer zu unterstützen, die mit beispiellosem Muthe den härtesten Kampf bestanden. Aber die Stunde, welche diesen großen Kampf entscheiden sollte, hatte geschlagen, und kund gethan, wer gebieten soll, ob ein herrschsüchtiger Abentheurer, oder Regierungen, welche die Ordnung lieben. Das Schicksal war noch unentschieden, als ihr aus dem Walde, der euch dem Feinde verbarg, hervortratet, um ihn im Rücken anzugreifen, mit jenem kalten Blute, jener Entschlossenheit und jenem Selbstvertrauen, durch die sich kriegsgewohnte Soldaten auszeichnen, welche entschlossen sind, die zwei Tage zuvor erlittenen Unfälle zu rächen. Jetzt stürztet ihr mit Blitzes Schnelle in die wankenden Reihen der Feinde. Nichts vermogte euch auf dem Wege des Sieges aufzuhalten. Der Feind, in seiner Verzweiflung, richtete gegen euch sein Geschütz; allein das eurige trug den Tod in seine Reihen, und eure Fortschritte brachten in seine Bataillone Unordnung, dann Zerstreuung und zuletzt eine völlig verworrene Flucht. Er mußte euch mehrere hundert Kanonen zurücklassen, und sein Heer ist aufgelöset. Noch einige Tage werden hinreichen, um diese treulosen Legionen zu vernichten, die gekommen waren, die Knechtschaft und die Beraubung der ganzen Welt zu vollenden.

Alle großen Heerführer haben es für unmöglich gehalten, mit einem geschlagenen Heere gleich den Kampf wieder zu erneuen. Ihr habt bewiesen, wie ungegründet diese Meinung ist; ihr habt gezeigt, daß entschlossene Krieger besiegt werden können, daß aber ihre Tapferkeit dadurch nicht er-

schüttert wird. Empfangt denn meinen Dank, Soldaten ohne Gleichen, Gegenstand meiner ganzen Achtung! Ihr habt einen grossen Namen errungen. Die Jahrbücher der Geschichte werden eure Triumphe verewigen. Auf euch, unerschütterliche Pfeiler der preussischen Monarchie, ruhet auf ewig das Schicksal des Königs und seines erlauchten Hauses. Preussens Daseyn wird nie und nie verschwinden, wenn eure Söhne, eure Enkel euch gleichen.

Blücher.

6.

Köln, den 23. Junii 1815.

Der Leutnant von Plessen, vom 25. königlich-preussischen Linien-Infanterieregiment, welcher gestern von Sr. Durchl. dem Fürsten Blücher aus dessen Hauptquartier zu Merbes-le-Chateau zu Sr. Maj. dem Könige als Kurier abgeschickt worden, und so eben hier eingetroffen ist, hat folgende Nachrichten mitgebracht:

Der Fürst Blücher habe gestern noch mit dem Heere zehn Stunden tiefer in Frankreich eindringen wollen.

Ueber die grosse Schlacht vom 18. hat er noch folgende einzelne Nachrichten mitgebracht: Beim Dorfe Planchenoit, unweit Genappe, seyen die Leibwachen von Bonaparte, namentlich die von der Insel Elba mitgebrachten, aufgestellt gewesen.

Das 15. Infanterieregiment, dessen Sturm auf die Leibwachen zweimal abgeschlagen worden, habe endlich um 9 Uhr Abends, nachdem es von einigen preussischen Landwehrregimentern verstärkt worden, die Leibwachen völlig über den Haufen geworfen. Was nicht durch die zerstreute Flucht habe entkommen können, sey niedergemacht worden.

Bonaparte sey in seinem Wage entflohen. Durch die geschickte Bewegung des Majors von Keller vom gedachten Regiment, welcher mit einem Bataillon in Genappe zugleich eingetroffen, sey Bonaparte genöthigt gewesen, aus dem Wagen zu springen, Hut und Degen, welche sich jetzt in den Händen des Fürsten Blücher befinden, kurz Alles im Stiche zu lassen, und sich zu Fuße zu retten. Die sieben Staatswagen, welche er bei sich führte, und alles Gepäcke vom ersten bis zum letzten Gegenstande, Brillanten und Schätze, der Kaisermantel, kurz Alles ist ihm abgenommen worden. Die sieben Staatswagen sind unter die preussischen Generale vertheilt. Die preussischen Soldaten sind mit Napoleonsd'or überladen worden.

Die Anzahl der genommenen Kanonen gibt er auf mehr als 400 an. Der Leutnant von Plessen hat seine Reise über Namur genommen und dort viele gefangene und verwundete französische Soldaten gefunden.

Diese Berichte und Erzählungen von einer der blutigsten und entscheidendsten Schlachten, die je gefochten sind, erklären und ergänzen und berichtigen einander schon durch die Stellung; und ich gestehe, daß ich in der Ordnung, mit welcher ich sie neben und nach einander gereihet habe, allerdings einen Plan befolgte und einen Zweck zu erreichen strebte: den nemlich, daß dem Leser selbst das Licht der Hauptgesichtspunkte so in die Augen springen sollte, daß es keiner breiten Erklärungen und Erläuterungen mehr bedürfte. Ich wünsche, daß Einige finden mögen, daß dies einigermaßen erreicht sey.

Wenn man die Art dieser Schlacht ansieht, so ist sie

großartig und gleichsam wie aus alter Zeit oder vielmehr wie aus neuester; wenn man die Folgen ansieht, so ist sie ungeheuer. Es sind fürchterliche Schlachten gehalten in alten Zeiten und gewaltige Niederlagen erlebt in den letzten vier Jahren — aber wenige solche. Denn Leipzig war nicht geworden, was es hätte werden können, wenn alle Kräfte gegen den Feind nach dem Siege gebraucht wären: dann wäre nie von einer unglücklichen Schlacht von Hanau geredet und keine französische Donnerbüchse wäre über den Rhein gerettet; auch Dennewitz hätte dem Ausgange nach, wenn die fremden Verbündeten das Gebührliche thaten, für den Feind werden können, was diese Schlacht: nimmer konnte es so groß werden in seinen Folgen. Diese Schlacht hat in so vielen Beziehungen von den neueren keine ihres Gleichen, von den alten vielleicht Zama und Arbela. Eßlingen war herrlich, aber es vernichtete nicht, was es konnte; auch Leipzig that das nicht: und nach Kannä blieb der römische Stolz in den Mauren seiner Hauptstadt unerschüttert. Die Beispiele sind vollends die seltensten, daß ein Heer den zweiten Tag nach einer verlornen Schlacht gestritten hat, wie das preussische. Von dem großen Feldherrn aus dem dreißigjährigen Kriege, von Bernhard von Weimar, hat man die herrliche Schlacht von Rheinfelden, die er den Tag nach einer völligen Niederlage schlug, worin er das siegreiche Heer vernichtete oder fing, sein ganzes Geschütz nahm, und fast alle seine Feldherren als Gefangene vor sich aufführen ließ. Aber das geschah durch einen Ueberfall; hier stand eine ordentliche Feldschlacht Stirn gegen

Stirn, und der Kampf ward ausgekämpft in neun Stunden bis zum Verderben.

Wir müssen indessen, wie andere thun, nach der Schlacht ein wenig auf dem Schlachtfelde herumspazieren und unsre Empfindungen und Gedanken und was uns so seitweges und oft wie von Ungefähr vorgekommen und eingefallen ist, auch Manches, was wir von glaubwürdigen Zeugen vernommen haben, hier wiedergeben, ungefähr in der liebenswürdigen Unordnung, wie es auch in der besten Schlachtlinie herzugehen pflegt; denn die Reihen stehen nie so ordentlich, als man sie auf dem Papiere sieht. Eine Schlacht und der Plan von einer Schlacht sind eben so verschiedene Dinge als ein frischer Jüngling und ein ausgestopfter Strohmann.

Betrachten wir die Berichte, so sehen wir darin den Spiegel der Berichterstatter.

Der Franzose holt zuerst wieder gewaltig aus. Er weist auf fürchterliche Thaten hin, und verspricht fürchterliche. Er wußte, es gehe auf Leben und Tod, es müsse ein Kampf des Verderbens seyn; er wußte, daß er auf 140—150,000 Banditen sich verlassen konnte, welche in Waffengeschicklichkeit sich mit den Besten messen konnten, deren gegeisselte Eitelkeit Rache schnob und deren Raubsucht nach Blut und Gold dürstete; er wies auf frühere Siege hin, die nicht solche waren, als wovon er bald das Mährchen werden sollte, auf Niederlagen seiner Feinde, die nur Niederlagen wurden, weil der Kopf schon verloren war, als die Fäuste noch nicht gelähmt waren. Er machte großen Lärm von den ersten

Scharmützeln und Gefechten, wobei einige Preussen zersprengt wurden, ein paar Geschütze ihm in die Hände fielen, und vielleicht 1500 Mann getödtet, verwundet und gefangen wurden. Er machte gewaltigen Schall von den blutig gekauften Vortheilen des 16. Junii; aber dieser Schall war noch nicht verklungen, als die Trauerglocke vom 18. schon nachläutete. Nun galt es wieder zu lügen; denn durchlügen wollen die Eitlen sich selbst im Unglück, und wir gutmüthige Teutsche haben es ihnen so lange geglaubt, und glauben ihnen vielleicht wieder die Hälfte. Sie haben die gesprengte Leipziger Brücke wieder gesucht, und sie richtig auch wieder gefunden. „Ein Sieg war es eben nicht die „Schlacht vom 18., aber es war doch noch eine blutige „stehende Schlacht; es war der Ausgang ein solcher, es „waren die Hülfsmittel solche, die Stellungen so genommen, „daß den folgenden Tag der Sieg nicht fehlen konnte, ja „daß dem Feinde die Vernichtung drohete; denn die Engländer „waren gelähmt, und die Preussen vollends waren ganz umgarnt „und konnten den andern Tag von Grouchy und Vandamme „eingefangen werden. Siehe, unter diesen glücklichen Umständen führt der Teufel den alten Heidengott Pan herbei, „dieser wühlt sich ein paar Bataillone der jungen Leibwache „unter den Füßen wie ein Maulwurf aus der Erde herauf; „diese werden von seinen Schrecken ergriffen und laufen „und schreien: fort! fort! lauft! lauft! alles ist „verloren; einige Verräther, die Gott weiß wie unter

„diese Kugel- und Schlossenregen gekommen sind, schreien
„es in dem ganzen Heere nach; das ganze Heer glaubt es
„und läuft, läuft, was es kann, wirft die Gewehre weg,
„läßt Kanonen und Geräth im Stich, und läßt sich gleich
„den zahmen Lämmern jagen und in die Rücken hauen
„und abschlachten. Auch Napoleon, dem derselbe Pan zu
„mächtig däucht, thut ein Gleiches und kommt ohne Hut
„und Degen nach Frankreich und ohne Heer und Krone
„nach Paris.„ — Grouchy und Vandamme haben indessen
im Rücken der Preussen gegen die dritte preussische Schaar
einen großen Sieg erfochten, den sie aber nun nicht
weiter benutzen können; doch legen sie von den nachjagenden
Preussen noch einige Tausende nieder. (Die Wahrheit
ist, daß sie den 18. bei Wavre gegen den General
Thielemann fochten, der sich gegen die überlegene
Zahl glücklich behauptete, und daß sie den 19., 20., 21.
nicht ohne großen Verlust ihre Flucht längs der Maas
nehmen mußten.)

Daß die Franzosen übrigens in allen Berichten die Preussen
schlecht machen und ihrer in der Schlacht vom 18. nur
obenhin erwähnen, das ist leicht erklärlich, so wie der Neid,
der auch in andern Blättern die Preussen nur so beiläufig
berührt.

Die englischen und niederländischen Blätter sind ehrlicher
und treuer, als von ehrlicheren und treueren Völkern gegeben,
und erzählen und loben das Löbliche und Tapfere auch
an ihren Bundesgenossen, wie gebührlich; man kann auch

nicht sagen, daß sie lügen auf irgend eine Weise, aber leugnen kann man nicht, daß sie verhüllen, und zwar, daß sie fast absichtlich zu verhüllen scheinen. Wo sie den 15. und 16. waren und was sie da thaten und litten, und warum den 16. eine Schlacht verloren ging, das hätten sie uns auch ein wenig durchschimmern lassen sollen mit ihrem guten ehrlichen Willen, denn sonst schimmert es genug durch. Wellington und sein Heer bedürfen wahrlich keiner Verschleierung, und wenn den 15., 16. auch nicht alles in der Ordnung gewesen wäre, sie haben es den 18. so herrlich gut gemacht, daß ihnen das volle Bekenntniß der Wahrheit nicht geschadet hätte.

Die Preussen haben in ihrem Bericht ehrlich und tapfer erzählt, so ehrlich und tapfer fast, als sie sich geschlagen haben. Es ist etwas Ritterliches darin, unter allen Verhältnissen und Umständen die Wahrheit zu sagen, und diese Ritterlichkeit, wem stände sie besser, als dem edlen und stolzen teutschen Volke, das die mehr durch bübische Hinterlist, als im offenen und rittermässigen Kampfe entführte Rüstung dem bösen Heidenvolke wieder abgenommen hat und in der leuchtendsten Ehre vor dem ganzen teutschen Vaterlande steht? wem stände sie besser, als den Preussen? Sie gestehen uns offenherzig, daß sie den 15. von allen Seiten und aus Leibeskräften zu marschiren hatten, und nicht ganz ohne Verlust, damit die zerstreut liegenden einzelnen Schaaren ihres Heeres zusammenkämen; und doch fehlte am 16. im-

mer noch die vierte Schaar unter dem Befehl des Grafen von Dennewitz. Die Engländer, die den rechten Flügel machen sollten, waren auch noch nicht beisammen, sondern nur ein Theil derselben, und zwar einige schottische Regimenter und teutsche Bundestruppen. So hatten die Preussen den ganzen furchtbaren Stoß des gewaltigen und weit überlegenen französischen Heeres allein aufzunehmen und wurden nach dem hartnäckigsten und mörderischsten Kampfe endlich spät Abends genöthigt, dem Feinde den Sieg und das Schlachtfeld einzuräumen. Sie waren geschlagen, aber ihr Muth war unbesiegt, und der folgende Nachmittag und Abend bewies, als welche Männer sie der bitteren Uebermacht gewichen waren. — An dem rechten preussischen Flügel fochten liebe Landsleute, vorzüglich die tapfern Braunschweiger und Nassauer, und auch in ihren Reihen wüthete der Tod. Der Herzog von Braunschweig, indem er seine Krieger ins Feuer führte, fiel dort von einer Kugel durchbohrt, der großen welfischen Ahnherren würdig. Sein Name wird leben, so lange das Gedächtniß dieser Riesenschlacht lebt; er hat schon dadurch die Unsterblichkeit verdient, daß er, als die meisten Fürsten dienten, die stolze Armuth dem Elende der reichen Knechtschaft im Vaterlande vorgezogen hat.

Der Feldmarschall von der Wahlstatt in seinen Berichten hat nur erzählt, was ihm begegnet ist; er hat preussische Gefahren verschwiegen, die nicht von ihm verschuldet waren; er hat preussische Ehren nicht genannt, die andere hätten nennen sollen, deswegen müssen wir ein wenig auf

den Zusammenhang der Begebenheiten hinweisen, und den Tadel unbehöriger und ununterrichteter Richter zurückweisen. Ich habe eben angedeutet, die Engländer und Holländer haben Einiges nicht gesagt und bekannt, was sie hätten sagen und bekennen sollen, und die Bosheit und der Neid Anderer, welchen der preussische Geist viel zu hochstrebend ist, hat das Unglück des 16. als ein bloß preussisches Unglück, und das Glück des 18. als ein bloß englisches Glück recht herausgehoben, so daß die Preussen fast nur als die Geschlagenen und die Engländer fast nur als die Siegenden erscheinen. Andere sagen ziemlich laut: Wo würden die Preussen seyn ohne die Unerschütterlichkeit der Engländer und ohne Wellingtons Blick und Vorsicht? Sie hatten sich überraschen, ja überfallen lassen, ihre Schaaren waren zerrissen, sie waren zersprengt, alles war verloren, wenn der Sieger von Salamanka und Vittoria nicht drein gesprungen wäre, und sie aus dem Feuer gerissen hätte. Man kann das Ding aber auch etwas umkehren, und man muß es thun, nicht um dem herrlichen englischen Feldherrn Vorwürfe zu machen, sondern um den unbefugten Tadlern zu begegnen. Ich will beweisen, daß die Preussen und Blücher diesmal keine Schuld hatten.

Blücher und seine Freunde hatten den Stand der Dinge lange ganz richtig angesehen und beurtheilt, und das Gebührliche gewollt. Sie sagten im Anfange des Monats Mai bei sich selbst und zu ihren Bundsgenossen den Engländern also: Der Krieg ist unvermeidlich, wir werden ihn

haben. Wir sind schlagfertig; so laßt uns ihn in Gottes Namen beginnen. Der Angreifende hat manche Vortheile, die dem selten werden, der sich angreifen läßt. Dazu kömmt, daß wir in den nächsten vier Wochen wenig Verstärkung zu erwarten haben, der Feind aber, bei der Nähe seiner Mittel und der ihm ergebensten, stärksten und volkreichsten Landschaften Frankreichs, in der Zeit unverhältnißmässig seine Kräfte anschwellen kann. Man sagt uns freilich: Es ist besser, daß wir warten, bis die Schaaren, die von der Weichsel und Theisse noch im Anzuge sind, an dem Rheine stehen, und wir alle mit unsern Bundesgenossen das Netz des Krieges um Frankreich zusammenziehen können; aber wird Er, gegen den wir ziehen, das so geduldig zugeben? Wird er nicht alles anwenden, mit seiner ganzen gesammelten Macht irgendwo einen ungeheuren Schlag zu thun? und wohin wird er schlagen, als auf uns und auf die Engländer? Wahrlich hätte er die Macht, nicht acht Tage würden wir ohne Kanonendonner seyn; darum weil wir mächtig sind, müssen wir dem noch nicht fertigen zuvorkommen und den Krieg nach Frankreich über die Gränze tragen.

So hatten sie gesprochen und gewünscht, aber der englische Feldherr war nicht zu bewegen gewesen, entweder weil Befehle ihn banden, oder weil andere Ansichten ihn leiteten. So lagen denn die großen Heerhaufen an den Gränzen gerüstet und fraßen ihr eigenes Land auf, da sie auf dem Boden ihrer Feinde schon ein paar Monate hätten weiden können. Und dies und eine übel angebrachte Sparsamkeit,

wofür der Feldherr nicht konnte, hatte wieder die Folge, daß die einzelnen Schaaren weiter von einander lagen, als fast sicher war. Zuweilen hat ein Feind Heere auseinander marschirt ohne Schlacht; die Möglichkeit solcher Unfälle soll ein Feldherr sich immer denken. Die Preussen hatten sie nicht vergessen.

Auch waren sie nach einigen unbedeutenden Verlusten, die sie bei den Gefechten des vorigen Tages gehabt hatten, den 16. beisammen, bis auf eine Schaar. Wären die Engländer enen Tag alle da gewesen, und hätten wirklich den starken rechten Flügel gemacht, sich an die Preussen angeschlossen und mit voller Macht mitwirkend und ihren gebührlichen Theil von dem Feinde auf sich nehmend, so war den 16 keine verlorne Schlacht. Die Stärke der Engländer kam aber erst den 16 spät, viele auch noch die folgende Nacht, und die Leute waren wegen der gewaltigen Märsche wenig schlachtfähig. So hatten also die Preussen den 16. alle Ursache, ein wenig über die Bundsgenossen zu klagen, wie herrlich die, welche wirklich ins Feuer kamen, sich auch schlugen. Den Tag des 18. entschieden aber die Preussen, wie unverrücklich herrlich die Engländer auch als Felsen im Kanonenungewitter gestanden hatten. Jener beschwerliche und lange Marsch der Preussen, der sie erst halb fünf Uhr Nachmittags in den Rücken der Franzosen brachte, war schon als Manöver ein herrlicher Sieg! nur auf die Weise konnte man die Franzosen so fassen, daß sie ihr ganzes Heergeräth und fast alles Geschütz hinter sich lassen mußten.

Man beschuldige also nicht die preussischen Feldherren. Sie hatten gut vorhergesehen und vorher gewarnt, und auch jetzt sahen und leiteten ihre Besten gewiß nicht schlechter als der große Britte. Es schweige also die Verläumdung und die tückische Bosheit kleinlichen Neides; sie rede nicht von Blüchers Niederlage und Wellingtons Sieg, sondern von beider verlorner Schlacht, die der glänzendste Sieg besserte.

Viele haben behauptet, Napoleon habe, wenn er den 17. seine Vortheile verfolgt hätte, sich doch vielleicht so zwischen die Engländer und Preussen drängen können, daß es ihnen unmöglich geworden wäre, ihm eine gemeinschaftliche Schlacht zu liefern. Sie tadeln ihn, er habe seine alte kühne Art aufgegeben, und vertraue dem Glücke nicht mehr genug. Aus der Ferne läßt sich das unmöglich aburtheilen. Das Wetter war den 17. scheußlich, er hatte die Engländer, die jetzt erst zusammengezogen waren, meist noch frisch auf seinem linken Flügel gegen sich, und die fürchterliche Schlacht des vorigen Tages gegen die Preussen hatte Menschen und Geräth auch wohl so vielfältig in Unordnung gebracht, daß er eines guten halben Tages bedurfte, sie wieder zu einer neuen Schlacht zu bereiten.

Die Krieger in dieser gewaltigen Schlacht, worin die Kraft des französischen Heeres unterging, waren zu Dreiviertel Teutsche, wenn man nämlich die unter den Engländern fechtenden Bundsgenossen (Hanoveraner, Braunschweiger, Nassauer ꝛc.) nicht Engländer zu nennen beliebt. Die

Schlacht gehört also uns an, und Gott, der nun seit drei Jahren so sehr mit uns, und mit unserer Freiheit und mit unserem Ruhm ist, hat unsre bösesten Feinde unter unserer Faust gedemüthigt, wie sie seit Blenheim und Hochstedt in Schlachten kaum gedemüthigt sind. Es ist wieder die Zeit gekommen, wovon Cäsar und Tacitus sprachen, daß die Gallier vor den Germanen zittern lernen müssen. Diese Schlacht oder vielmehr diese Schlachten kosteten den Engländern und Preussen an Todten und Verwundeten sicher 30—35,000 Mann. Die englischen Berichte geben Wellingtons Verlust auf 12,000 Mann an und sprechen von 800 todten und verwundeten Offizieren. In der Schlacht bei Borodino (Wiäsma) an der Moskwa zählten die Russen 1700 todte und verwundete Offiziere. Wenn man den Verlust der Franzosen mit den Gefangenen, deren über 20,000 sind, doppelt so hoch ansetzt, thut man wohl nicht zu viel; als sie zur wilden Flucht gebrochen waren, hat die feindliche Wuth fürchterlich unter ihnen gemordet.

Wir sind alle erstaunt über die Schlacht von Jena und über die Muthlosigkeit und Verwirrung des preussischen Heeres nach derselben. Wir haben Himmel und Erde zu Zeugen des Unglücks und der Schmach angerufen. Und das war ein wahres Kinderspiel gegen hier. Die 150,000 Mann, welche Napoleon über die Sambre nach Belgien führte, waren fast lauter alte und versuchte Soldaten, in den spanischen Feldzügen geübte Krieger und die, welche als Gefangene aus Rußland und Polen, und als Besatzungen aus

Stettin, Danzig, Glogau und Magdeburg nach Frankreich zurückgekommen sind; die Preussen hingegen vom Jahr 1806 hatten in zehn Jahren keinen Krieg gehabt. Und diese Franzosen, diese alten Soldaten, haben, in nicht weiterer Entfernung als 6—8 Meilen von ihren Gränzfestungen, ihr ganzes Geräth und Geschütz und eine unzählige Menge Gefangener verloren. Sie waren freilich geschlagen, ja zerschmettert, aber eine so schimpfliche Flucht, als sie machten, konnte nur aus einem panischen Schrecken, oder, wie Christen glauben sollen, aus Gott kommen. Denn so hält Gott Gericht und schliesset die Vergeltung ab, wenn das Maaß der Bosheit voll ist.

Schon hat man diese Schlacht, weil den 15., 16., (den 17. wenig) und 18. Junii, also an drei Tagen, gefochten worden, mit der Schlacht von Leipzig verglichen. Auch das hat man bemerkt, daß es an Regen nicht gefehlt hat. Die Siege an der Katzbach! bei Groß-Beeren, bei Dennewitz sind unter Strömen von Regen erfochten. Aber auch an unglücklichen teutschen Tagen — damit wir nicht abergläubisch alles für uns deuten — hat es geregnet: der Tag vor Dresden war sehr unglücklich und naß, und als 1805 bei Günzburg und Ulm gegen eben diese Franzosen von Mack gestritten ward, goß sich der Regen wie eine Sündfluth aus den Wolken.

Auch das wird die Geschichte anmerken, daß mitten auf dem Schlachtfelde, wo den 18. entschieden ward, auf der Straße von Brüssel, zwischen den Gränzen des Dorfes

Planchenoit und des Städtchens Braine-Laleud, eine einzelne Wohnung liegt, die la belle Alliance oder der schöne Bund heißt, und daß die beiden Feldherren Wellington und Blücher nach der gewonnenen Schlacht hier zufällig im hellen Mondschein zusammentrafen und sich freundlich begrüßten.

Eine Erscheinung ist aber merkwürdig und darf nicht verschwiegen werden, daß das Glück gegen alle preussische Generale so gnädig ist. In dieser blutigen Schlacht fielen englische und französische Generale — der Herzog von Braunschweig ist auch unter der Zahl — kein einziger preussischer; und daß sie das Leben nicht drein setzen, darf doch niemand sagen. Auch die vielen und fürchterlichen Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 haben keinen preussischen General begraben als Scharnhorst. Der Beste hat für alle geblutet. Dies ist Glück, es ist aber auch Beweis für die Tapferkeit des Heeres. Wann die Heerde von selbst vorgeht, bedürfen die Hirten nicht immer mit vorn zu seyn.

Ich habe der Ritterlichkeit in den preussischen Berichten erwähnt. Es ließe sich viel sagen von der Jugendlichkeit und von dem hohen Geiste des preussischen Heeres, und wie es die Blüthe des teutschen Geistes in sich schließt, wie viele herrliche Männer und Jünglinge, die das Vaterland kennt, und die das Vaterland wieder erkennen. Der Neid der Kleineren mag im Dunkeln Groll und Gift kochen, wieviel er will, er kann das von den jetzigen Preussen nicht nehmen, was als stolzes geistiges Leben die Unsterblichkeit und un-

sterbliche Thaten lockt. Allen voran leuchtet das strahlende Kind des Glückes und der Kraft, der graue Feldmarschall, mit fünfundsiebenzig Jahren rüstig wie ein Jüngling und in Rath und That immer der Kühnste. Die Römer hatten ihre Paul Aemile, ihre Quinctier und Manlier, die als Greise feindliche Heere zerschmetterten; das waren aber trotzige blutige Römerseelen; dieser Held mit weissen Locken ist ein fröhlicher freundlicher Teutscher. Welch ein Greis, der den 16. unter dem erschossenen Pferde zerquetscht, mit zerschelltem Leibe die Schlacht führt und den Reitern voran in den Feind dringt, wie ein Jüngling! welch ein Held, der im Unglück scherzen kann wie Blücher! Den 17. Abends, den Tag nach der verlornen Schlacht, als der Regen in Strömen vom Himmel niederbrauste, rief er lachend einem seiner Generale zu: Sieh da unsere alten Bundsgenossen! morgen wirds gut.

Man hat nach den englischen Berichten die Bemerkung gemacht, daß in den Niederlanden von dem 15. bis 18. Junii viele Meilen hinter der Schlachtlinie wunderliche Gerüchte von Schlachten und von Niederlagen der Verbündeten eingelaufen sind. Man hat das auch an der östlichen Seite bemerken können. Auch hier in Köln, wo der Geist des Volkes so gut teutsch ist, klangen böse Gerüchte voran und nach. „Den 15. Jun. sollten die Preussen sich recht ordentlich haben überfallen lassen und an 50 Kanonen und 10,000 Mann verloren haben; den 17. waren sie so gut als vernichtet, Belgien für immer verloren, die Franzosen

den 22. gewiß am Rheine; ja später noch sind sie vor Saint-Denis und Paris von diesen Unglücksboten ein paarmal wieder geschlagen." Die schwarze Bande der Frevler, welche die Welt gern unter Trümmern begraben mögte, ist zu fest verküttet, und das Gewebe, was die französischen Minister und Polizeimeister um uns geschlungen haben, ist zu fein als daß wir es mit dem Schwerdte zerhauen könnten. Wie würden sie allenthalben als die Ankläger und Henker der Redlichen hervorgewimmelt seyn, wie die jungen Frösche nach dem Regen, wenn der 18. Junius für Napoleon geworden wäre, was er für Wellington und Blücher ward? Wir haben dasselbe gesehen im Februar 1814. Als Napoleon da losbrechen wollte, und als die Besatzungen in allen Festungen sich rühren sollten, wußte man es nicht von Mainz bis Lille vorher mitten durch die feindlichen Heere, und war nicht Eine Bewegung fast zu derselben Stunde? Das lehrt uns, daß wir gegen die Franzosen, die leider unter uns hausen, und gegen unsre eigene Verräther strenger seyn sollten, als wir sind.

Dies war eine Schlacht; durch Gottes Gnade wird sie als ein himmlisches Zeichen für die Freiheit und Gerechtigkeit gezeigt werden, so lange Menschen auf Erden leben, welchen diese heilig sind. Es können noch Schlachten geliefert werden, ehe wir den Frieden haben, eine solche Schlacht nicht mehr. Auch darin offenbart sich Gott als den Gerechten, daß die höchste Gefahr und Ehre wieder an diejenigen gekommen ist, die in den [illegible] so viel für die Freiheit gethan haben.

II.

Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?

(Geschrieben zu Berlin im Januar 1815.)

Die Beantwortung dieser Frage mögte nichts Müssiges und Ueberflüssiges seyn, da die Weissager und Verkündiger nicht fehlen, welche sich und vielen andern zuraunen: „Er wird „wieder kommen, und das Reich der Freiheit und Glückse„ligkeit wieder aufrichten. Nichts ist klarer, wenn man die „Winke der Vorsehung beachtet, die im Frühlinge des ver„flossenen Jahres sichtbar ihre Hand über ihren Liebling ge„halten, daß er mitten durch alle Gefahren zu Lande und „zu Wasser an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, wo „er als köstlicher Schatz der Zeit für die Gelegenheit auf„bewahrt wird; nichts ist nothwendiger, denn er allein kann „die Welt aus den Trümmern wieder aufrichten, zu welchen „sie zusammengesunken liegt: die andern Herrschergeschlechter „sind in der alten Art erstarrt oder abgelebt, und können „sich zu dem Ungewöhnlichen und Neuen nicht erheben. „Dieser ist der einzige Stern des Heils, welcher der neuen „Zeit als das Zeichen der Besserung und Erlösung aufge„gangen, er allein kann vollenden, was unter seinem großen „Verhängnisse so herrlich angefangen ward, den großen eu„ropäischen Bundesstaat, den Staat des wahren Gleichge-

„wichts, das seinen Schwebepunkt in ihm selbst trägt, den
„Staat des wahrhaftig verbürgten ewigen Friedens. Frei
„lich hat man ihm vorgeworfen, er habe durch Unmäßigkeit
„und durch eine unkluge Ueberspannung seiner Kräfte und
„Entwürfe sein eigenes Werk zerstört und keinesweges den
„klaren Weltblick und die Weite der Ideen gezeigt, die man
„von einem Gründer und Schöpfer des Zeitalters fordern
„durfte; und dieser Vorwurf mögte nicht ganz zurückzuwei-
„sen seyn. Aber Napoleon Bonaparte ist nicht der Erste,
„dessen jugendliche und flammende Heldenseele sich in ihrer
„Glorie und Daseynsfülle überschwelgt und übermessen hat.
„Er hat in den letzten Jahren große Irrthümer begangen
„und hat schrecklich dafür büßen müssen; aber er wird sie
„nicht zum zweiten Mal begehen. Zwei Aufzüge des Le-
„bens und seiner Heldenlaufbahn hat er durchgespielt; bald
„wird der dritte Aufzug kommen, und dann wird dem ge-
„prüften Helden die Mäßigkeit und die Weisheit immer
„zur Seite stehen.„

Auf diese und auf ähnliche Weise klingt es nicht bloß leise, und der Lauscher und Zuhörer sind viele, welche mit lüsternen Ohren die Weissagungen der Propheten verschlingen. Wie sollte es anders seyn? Wie der alte Dichter sagt: Bei den Lebendigen ist die Hoffnung, und, Wer lebt, kann einmal wieder kommen, so müssen Hunderttausende ihre Blicke und Herzen auf den ungeheuren Menschen wenden, den unzeitige Gnade nicht dahin gefördert hat, wohin er gehörte. Ich spreche nicht bloß von

dem Auswurf des französischen Volks in seinem Heere und unter seinen Beamten; ich meine die Nichtswürdigen und Schändlichen aller Völker, die auf diesen als auf ihren Heiland hinschauen und hinwinken. Auch in unserm Vaterlande giebt es deren so viele, welche Schwämme für das verruchte Volk gewesen sind, das sich unterstanden hatte, uns unterjochen zu wollen, Schwämme, welche das Blut und Mark ihrer eigenen Landsleute einsogen, und sich von den Fremden gelegentlich ausdrücken ließen; es giebt bei uns genug Buben und Verräther mit und ohne Stern, welche ihren letzten Heller zu einem Freudenfeuer anwenden würden, wenn es hieße, Napoleon sey wieder mit Heeresmacht über den Rhein gesetzt. Diesen, die in einem schändlichen und unrechtlichen Zustande ihr einziges Glück sehen, und also auch das Weltglück darin zeigen, wird es sehr schwer, die Hoffnung aufzugeben, er werde wieder kommen, und ein festeres Reich bauen, als er in den Jahren 1810 und 1811 beherrschte.

Diesen zum Trost stelle ich hier zuerst mein Urtheil von dem Manne hin, wie ich es im Herbst 1813 gegeben habe *), und will ihnen dann zum Schlusse aus einer großen historischen Erfahrung ihre Frage ganz kurz beantworten.

Dies mein Urtheil heißt: Napoleon ist nicht so einzig gewesen, als Viele ihn geträumt haben; der Napoleon von 1813 und 1815 ist nicht mehr der Napoleon von 1796 und 97; seine eigne Verruchtheit hat ihn immer wilder und

*) Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, von E. M. Arndt, Leipzig 1813, S. 66—85.

dummer gemacht; er ist auch mehr ein Mensch elementarischer als idealer Kräfte: solche stehen am meisten unter dem Maaße der Jahre.

Dies ist der Napoleon, wie er mir erschienen ist, auch werden wir schwerlich einen anderen zu sehen bekommen. Gesetzt, er käme wieder — was wenigstens nicht unmöglich wäre — so könnte er noch einmal Bewegungen und Erschütterungen genug veranlassen, er könnte viel Unglück über Frankreich, einiges auch über unser Vaterland bringen; die alte Herrschaft wird er nicht wieder erlangen, den alten Umfang des gottlob nun zerstörten großen französischen Reichs, wie die eitle Nation es mit so wohlgefälliger Prahlerei aussprach, nicht wieder erfassen. Es giebt einen Wendepunkt der politischen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wenn man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblicke nicht zu überschreiten gewagt hat: die Fortuna ist die eigensinnigste aller heidnischen und weltlichen Gottheiten; denn eine christliche Gottheit hat sie nie genannt werden dürfen; wer ihr einmal den Rücken zugewandt und vor ihren furchtbaren Sturmwinden einmal die Segel eingerefft hat, dem wendet sie ewig den Rücken und sendet sie nimmer wieder einen Wind, der einen Sterblichen zu der halsbrechenden und schwindlichten Höhe der Herrschaft und Gewalt emportragen kann. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tausend schändliche Streiche gemacht — diese konnte die heidnische Göttin ihm noch ver-

geben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau gespielt — und das kann sie ihm nie vergeben.

Ich nenne die Fortuna eine heidnische und weltliche Göttin, und glaube nach der Erfahrung und Geschichte Recht dazu zu haben. Ich will damit nicht leugnen, daß die höchste und tiefste Macht der Dinge, die der Gläubige und Gute Gott und Vorsehung nennt, nicht durch die Spiele des Glückes und über die Spiele desselben hinaus spiele, sondern ich will nur andeuten, was die tägliche Erscheinung und Erlebung des Lebens beweist, und was die Geschichte, so alt sie ist, erzählt. Diese sagen uns, daß Fortuna mit dem Halben und Mittelmässigen in der Regel gar nichts zu thun haben mag, daß sie die wildeste und übermüthigste Würfelspielerin ist, welche eine Bank hält, wo nur die etwas gewinnen können, welche mit vollstem Muthe um höchste Preise spielen. Kurz gesagt, sie liebt nur die Virtuosen im Guten und im Bösen: man muß ganz Gottes oder ganz des Teufels seyn wollen, wenn man ihre Gunst erhalten und behalten will. Wie dies mit der ganzen Welt und mit den sittlichen, weltlichen und elementarischen Kräften der Geister und der Leiber zusammenhangt, das zu erklären, ist hier weder Zeit noch Ort; aber daß es ist, wird keiner leugnen, der sich die Welt und das Leben ein wenig betrachtet, und die Geschichte nicht ganz obenhin studiert hat. Vollkommen gut oder vollkommen böse seyn und kühn und stark seyn im Guten oder im Bösen bis ans Ende, das hat gewöhnlich den Sieg auch der äusseren

Macht und Herrlichkeit hier unter dem Monde errungen und oft lange behauptet, und hat den Jahrbüchern glänzende Ungeheuer der Tugend oder des Lasters überliefert. Napoleon Bonaparte war auf dem rechten Wege dazu, aber er hat sich mit dem Glücke auf immer überworfen, und er wird nicht mehr als sein Lieblingssohn genannt werden. Ich habe von dem armen Sünder in Fontainebleau gesprochen, und ich will mich darüber erklären; und in dieser Erklärung wird zugleich die kurze Beantwortung unserer Frage liegen.

Die Guten glaubten in den Jahren 1813 und 1814 und glauben es auch noch, daß es Gottes Wille war und daß er diesen Willen zu sichtbar gewiesen hatte, daß das blutige und verbrecherische Ungeheuer, das uns Korsika gebohren hat, vernichtet werden sollte; sie meinen, was Bonaparte im Winter und Frühlinge 1814 auch versucht und gewagt haben mögte, er würde immer untergegangen seyn. Wir bekennen hier, daß wir das auch glauben; aber wir können diesen Glauben ruhig bei Seite schieben, und müssen das sogar thun: wir können und müssen alles aus Napoleons Gemüth und Karakter beurtheilen und aus dem Standpunkte, worauf er stand, und aus dem Gesichtspunkte, woraus er handelte — und dann erhält es mit Einem Male eine andere Farbe und Gestalt. Wir sehen einmal:

Wenn Bonaparte, wie viele seiner Anhänger uns lange einbilden wollten, wie durch einen unbewußten Trieb, wie

durch ein höheres Verhängniß handelte, wenn dadurch selbst seine Grausamkeiten und Gräuel entschuldigt werden sollten, so dürften wir verlangen, daß dieser fürchterliche Diener und Nachrichter einer dunklen Macht ihm selbst gleich und treu bliebe, daß er, was man so nennt, nicht aus seiner Rolle fiele: er mußte wie ein düsterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüthen, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlassen schien, er dingte wie ein gemeiner Knecht um seine Schätze und um sein Leben, und ließ sich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Insel Elba abführen, nicht einmal mit der Gewißheit, daß er sein Leben durch die Gefahren, von welchen jedes entwaffneten Tyrannen Leben umstellt ist, glücklich hindurchbringen würde. Seine Sache stand im März und im April des Jahrs 1813 allerdings verzweifelt, aber nicht so verzweifelt, daß ein Mann, den man sonst den Verwegenen und Unerschrockenen genannt hatte, sie durchaus für verloren halten konnte. Nur seine Marschälle und Oberbefehlshaber wollten für ihre Sicherheit und ihren zusammengestohlnen Raub sorgen, als es gefährlich ward; fast auf alle seine Offiziere und Soldaten und Beamten und Festungen konnte er noch fest bauen; ein kühner Mann, der seinem Glücke vertraute und lieber mit allen Segeln in den Abgrund als mit stillem Winde in die Schande hineinfuhr, hatte noch die Kräfte, etwas zu wagen, und mußte sich also auch den Muth dieses Wagens nehmen. Er

wählte die Schande, die nicht einmal sicher war, und verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte: er ließ sich betriumphiren.

Er kann wiederkommen, sagen seine Freunde, ein weiser und kluger Mann muß den Umständen nachzugeben wissen. Er kann wiederkommen allerdings, sage ich euch, aber sein Glück kann nicht wiederkommen. Wäre er in der Schlacht als ein Verwundeter gefangen und weggeschleppt worden, und entränne einst aus seiner Haft, er könnte wieder gewaltig werden. Da er sich freiwillig der Schändung ausgeliefert hat, da er mit Sklavensinn sein Leben hat erhalten wollen, er, der sonst nichts als Stolz und Trotz schnob, so ist das unmöglich. Es giebt keine Wiederherstellung der Ehre im Bürgerleben, wenn du eine öffentliche Ehrlosigkeit begangen hast; es giebt keine Wiederherstellung des Glückes, wenn du wie ein Feiger von dem Schauplatze abgetreten bist. Das Glück ist dem tapfern Biedermann und dem kühnen Bösewicht hold, und keinem andern; über das Mittelmässige fliegt es hin und das Feige tritt es völlig nieder. Aus dem Unglück mag ein Mann zu Ehren und Herrschaft wieder aufstehen, und wohl in grösserer Glorie aufstehen, als er vor seinem Falle gehabt hat, nimmer aus der Schande. Alfred hat zwanzig Jahre in den Sümpfen Englands gesteckt, und dann mit dem Schwerdt und mit der Feder sein Vaterland befreiet, geordnet und gebildet; Marius saß wie ein Flüchtling auf den Trümmern Karthagos und konnte dort die Vergänglichkeit aller irdischen

Größe und Herrlichkeit bedenken: er erschien noch einmal nachher seinen Feinden fürchterlich und siegprangend; der Herrscher und Feldherr aber, der mit seinem Willen gebückt und verhöhnt wie ein gefangener Verbrecher abgeführt wird, hat auf das Glück sein Recht verloren: Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erster Größe glänzen. Dies sage ich nicht bloß denen, die den Satan gern wieder haben mögten, zur Niederschlagung, sondern auch jenen erbärmlichen Menschen zur Ermuthigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken sehen.

Diese oben stehenden Worte wurden im vergangenen Winter geschrieben, etwa zwei Monate vor der Entspringung des Wolfes aus seinem Käficht, und waren für ein öffentliches Blatt bestimmt; der Censor aber wollte die unschuldigen nicht durchlassen, entweder aus jenem Grunde, welcher verbietet, vom Wolf zu sprechen, weil er sonst kommen könnte, oder der ängstlichen Seelen wegen, die überhaupt gern die nächsten Gefahren vergessen und auf das geschwindeste und bequemste zur Ruhe kommen mögten: diese will ein guter Censor, der vom Staate doch als eine Art Seelenhirt angestellt und besoldet wird, nicht gern aus ihrem Schlafe aufschrecken lassen.

Der Wolf ist bald darauf ausgesprungen und Europa ist zusammengelaufen, um eine allgemeine Klapperjagd auf ihn zu machen und ihn zum gebührlichen Tode zu bringen. Dieser Tod, wenigstens sein politischer, scheint nah zu seyn.

Die Hälfte des preussischen Heers und etwa 70,000 Mann unter Wellington haben den Anfang seiner Einfangung und Abwürgung gemacht. Er hat sie angerannt mit 140 bis 150,000 Mann, der Blüthe seines alten Heeres: mit jener wilden und verbrecherischen Schaar, denen in der Verzweifelung allein Wiederaufrichtung ihres Glückes erschien. Sie haben wie Verzweifelte mit der ausdaurendsten und hartnäckigsten Tapferkeit bis zur Vernichtung gefochten; und sie sind vernichtet worden: Bonaparte ist vor Wellingtons und Blüchers Sternen untergegangen. Man kann nach dieser Schlacht sagen: Er hat kein Glück mehr.

Und wie erscheint der Mensch wieder? Er scheint sich fast auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten: Tacitus sagt im zweiten Buche seiner Jahrbücher im 63. Kap. vom Marbod: Sein Ruhm sey vergessen, weil er zu lange habe leben wollen. Auch dieser Napoleon Bonaparte wäre trotz aller seiner schwarzen und gräulichen Thaten noch mit einer Art Ehre auf die Nachwelt gekommen, viele seiner Schanden wären doch in einem halbungewissen Dunkel geblieben, und die Geschichte, die gegen glänzende Verbrecher und Eroberer immer zu nachsichtig ist, würde doch hie und da für ihn in die Posaune geblasen haben, wenn er zu rechter Zeit hätte sterben können. Der Punkt von Fontainebleau war der ernste Entscheidungspunkt. Hätte er da das letzte Kühnste gewagt, und wäre endlich auch dabei umzukommen, viele würden doch etwas einer Heldenseele Aehnliches in künftigen Zeiten in ihm vorausgesetzt

haben. — Noch hat er diesen Punkt wieder gehabt. Wäre er in der Schlacht bei'm schönen Bunde nur geblieben, es wäre doch noch ein letzter Glanz auf seine Person gefallen. Viele haben gedacht, er würde nach dieser verlornen Schlacht geschwind nach einem andern Punkt fliegen, und dort sein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherstellung suchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigstens glänzende Schimmer auf seine Leiche fielen. Er hat das alles nicht gethan noch gewagt, sondern scheint mit einer Art großmüthiger Gaukelei abtreten und mit Listen und Pfiffen sein Spiel ausspielen zu wollen.

Glaubt er die Völker und Herrscher noch einmal zu täuschen? glaubt er sich mit feiger und schlangenartiger Bosheit noch einmal in den Hinterhalt legen zu können, damit er, wann die Gelegenheit sich bietet, zu recht giftigen Bissen hervorspringe? glaubt er, indem er Hunderttausende seiner verbrecherischen Wuth opfert, und Städte und Dörfer hinter ihm in Rauch aufgehen läßt, sein elendes Leben immer so mit durchzuschleppen? Es ist möglich, daß er das glaubt, es ist möglich, daß er noch einige giftige Schlangenbisse thut, aber auf eine gemeine Weise wird er aus der Geschichte und aus dem Leben scheiden. Es sind, die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Rasendes und Wüthendes versuchen. Ich glaube das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde, denn die pariser Juden rechnen zu gut; ich glaube auch, daß er einsieht, daß er es jetzt nicht mehr könnte, wenn er es auch wollte. Wenn er

also ehrlich und als ein Fürst — was er doch gewesen ist, wenn gleich ein Tyrann — den Tod suchte, so könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter, die sich noch immer mit ihm und für ihn opfern würden. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürstliches Leben lieber wollen, als einen kühnen Tod, und wird die blutige Posse, die man lange ein Heldenspiel genannt hat, würdig ausgespielt werden.

III.

Ueber den heftigen Widerstand oder den bösen Geist, den die verbündeten Heere allenhalben im Elsaß finden. Ein Wort des Trostes für das teutsche Volk.

Wir lesen jetzt in allen Tageblättern von der Wuth und Raserei der Elsasser Bauern gegen die Verbündeten und von eingeäscherten Dörfern und Flecken, was eine Folge der blutigen und hartnäckigen Widersetzlichkeit derselben ist; wir lesen auch von einzelnen Gräueln, die diese Elsasser gegen gefangene Soldaten verübt haben sollen, von hinterrückischen Ermordungen, ja von scheußlichen Kreuzigungen derselben, von welchen wir wünschen, daß sie nicht wahr oder doch weit übertrieben sind. Denn wir sehen die Elsasser als unsere Landsleute an, und wünschten sie uns und dem Reiche und mit ihnen unsern ganzen Rhein uns wieder zu gewinnen. Diese Hartnäckigkeit und dieser widerspänstige Geist, den wir im Elsaß finden, däucht vielen redlichen Teutschen sonderbar,

ja fast unerklärlich, zumal da die eigentlichen Franzosen sich allenthalben so zahm und beinahe kriechend erweisen. Viele sind deswegen auf die Elsasser äusserst entrüstet, und nennen sie im Zorn wohl ein schändliches und französirtes Bastardvolk, in welchem auch keine teutsche Ader mehr sey. Ich leugne die Erscheinung nicht, denn sie ist da, aber ich will suchen, sie etwas anders zu deuten, als die meisten thun, so daß die Elsasser endlich dabei besser wegkommen mögten, als es bei dem ersten Blick scheint.

Ich habe schon irgendwo in einem Büchlein *) gesagt, daß die Elsasser, nachdem sie 175 und 125 Jahre unter der Herrschaft des wälschen Volks der Franzosen gestanden haben, nicht mehr ächte Teutsche von Gesinnung seyn können, zumal da ihnen seit der Zeit ihrer Abreissung vom teutschen Reiche nichts Großes und Gewaltiges in Thaten und nichts Weises und Vortreffliches in Einrichtungen und Gesetzen von den Landsleuten und Nachbarn gezeigt worden ist: sie haben bis auf die letzten Jahre nichts gesehen, weswegen sie sich sehnen konnten, auch politisch dem teutschen Vaterlande wieder anzugehören. Aber in eben jener Schrift habe ich nach meiner Ansicht und Erfahrung das Tröstliche sagen müssen, daß die Elsasser einer so tüchtigen Art und eines so zähen Gemüthes sind, daß sie von den Fremden bis jetzt nicht haben bezwungen noch ausgelöscht werden können, und daß mit derselben Hartnäckigkeit, womit sie jetzt gegen uns auftreten, ihre Art und ihr Sinn bis diesen Tag sich gegen das Fremde gewehrt und behauptet hat. Ich habe gesagt: sie haben nicht mehr

*) Blick aus der Zeit auf die Zeit.

teutsche Gesinnung, und können sie nicht mehr haben, aber ihr Sinn und ihre Art sind immer noch teutsch und nicht wälsch, wenn man etwa 10,000 oder 15,000 aus jenen Klassen ausnimmt, die der bürgerlichen und politischen Verhältnisse wegen mit dem Götzen der fremden Art, Sprache und Wissenschaft nothwendig haben buhlen und das Teutsche zurückschieben müssen. Wenn also das Elsaß — was wir hoffen und begehren müssen — jetzt wieder mit dem teutschen Reiche vereinigt wird, so würde es nur zehn oder fünfzehn Jahre einer kräftigen und gerechten teutschen Regierung bedürfen, um die Geister und Herzen des Volkes dem teutschen Vaterlande wieder zuzuwenden. Das aber müßte durchaus der strenge Grundsatz der neuen Regierung seyn, die Elsasser Beamten, die unter französischer Herrschaft Stellen verwaltet haben, in andere Landschaften zu versetzen, und an ihrer Statt aus diesen Männer mit andern Gesinnungen und Ansichten über den Rhein hinüberzupflanzen. Denn diese würden das französische Evangelium als Missionarien einer heimlichen Propaganda immerfort predigen, und die unteutsche und wälsche Gesinnung von Geschlecht zu Geschlecht erhalten.

Doch nach dieser kleinen Abschweifung, die aber hart an unserm Wege lag, ein Wort zur Erklärung der oben erwähnten Erscheinung und zur Vertheidigung der Elsasser und der Teutschen überhaupt im Gegensatz gegen die Franzosen.

Ich habe mich nicht heute und gestern erst über diesen Punkt streiten müssen wegen der Elsasser, sondern die Klage ist älter. In vielen Gegenden Teutschlands habe ich, wenn

mein gerechter Zorn sich gegen die Wälschen und ihre spitzbübischen Gräuel ergießen wollte, oft die zurückweisenden Worte hören müssen: „Aber sprich und schilt doch nicht „so viel und allein gegen die Franzosen und ihre Gräuel. Wir „hassen sie auch gebührlich und natürlich, und sie haben den „ewigen Haß um uns wohl verdient; aber wir müssen lei„der gestehen, daß unsere Landsleute, die als ihre Bundsge„nossen, also als unsere Feinde, zu uns gekommen sind, es „viel schlimmer gemacht haben als sie. Wir wollen tausend„mal lieber Franzosen als Feinde bei uns haben, denn Nas„sauer und Wirzburger und Baiern und Wirtemberger. „Diese haben es so arg und so plump gemacht, daß die „Franzosen uns dagegen fast als liebenswürdige Feinde er„schienen sind."

Ich suchte diese Anklagen auf meine Weise, wie ich best mogte und verstand, zu widerlegen und auch den Grund derselben zu weisen und zu erklären, aber die Eindrücke des Augenblicks, besonders die Eindrücke der Noth und Gewalt, welche oft sogar mit der Faust eingedrückt waren, sind bei den meisten Sterblichen immer mächtiger, als alle Gründe und Erklärungen; und so habe ich denn von solchen Anklägern wenige belehren können, von den Zuhörern aber gewöhnlich die meisten auf meiner Seite gehabt. Weil ich solche Streite oft und an vielen Orten Norddeutschlands gehabt habe, so erinnere ich mich meiner Erklärungs- und Vertheidigungsgründe recht gut, und ich will ohne alle breite Auslegung ihren Hauptinhalt hieher zu legen suchen; was

auch deswegen nützlich seyn mögte, weil immer noch solche umherschleichen, die auf das französische Volk als auf das menschlichste und gebildetste aller europäischen Völker hinweisen, und als auf dasjenige, von welchem allein alle Größe und Bildung und alle politische Entwickelung des Zeitalters ausgehen müsse und könne.

Ich habe ihnen meistens nicht zornig sondern lächelnd gesagt: „Liebe Freunde, ihr habt Recht, so wie ihr die Dinge „nehmet und beurtheilt. Ihr fühlt ja nicht euer Volk, noch „das französische Volk, noch was in beiden immer das Blei„bende und Nothwendige ist und seyn wird, sondern ihr „fühlt nur die Zeit und den Augenblick und die Person, „und zwar eure eigene verletzte Person, und also fühlt ihr „lauter Erbärmliches und Vergängliches, und aus so er„bärmlichen Empfindungen meint ihr urtheilen und verur„theilen zu dürfen. Ich habe eben nicht ohne Absicht von „spitzbübischen Gräueln der Wälschen gesprochen, ich „will auch die Gräuel und Gewaltthaten unserer Landsleute gar „nicht wegleugnen, weil zu viele Stimmen darüber einig „sind, daß sie sich grausamer und wilder betragen haben, „als die Franzosen; aber das bitte ich mir aus, daß man die „teutschen Gräuel, wenn solche begangen sind, mensch„liche Gräuel nenne. Es ist in der Menschennatur ein „fürchterlicher Satan, der wüthet, wenn er losgelassen wird; „aber ich behaupte doch nach der Kenntniß und Erfahrung, „die ich von meinem eigenen Teufel und von den Teufeln „meines Volks habe, daß die teutschen Teufel grade und

„tüchtige, die französischen Teufel hingegen krumme und „schleichende Teufel sind. Die unsrigen kommen mit dem „ganzen furchtbaren Geräth der Hölle und mit dem vollen „höllischen Ernst; die wälschen kommen in bunten und gleis„senden Verlarvungen wie ein geschmückter Reigen der „Freude mit Lächeln und Freundlichkeit, und die giftigen und „beissenden Schlangen springen erst hervor, wann die Unge„heuer ihren Raub unter der Maske der Freundschaft und „Liebe mit heuchlerischer Sicherheit erfaßt haben. Das ist „es, was ich als den grossen Unterschied der beiden Völker „setze, welchen Gott auf immer erhalten wolle, daß die „Teutschen wie Rasende und die Franzosen wie Verstän„dige das Böse und Heillose thun. Wir fahren wie grau„same Wilde darein und thun das Arge und Scheußliche „bewußtlos; sie schmeicheln sich wie rechnende Juden heran „und thun es mit bewußter Planmäßigkeit: bei uns ist der „Teufel mit dem Menschen bedeckt, bei ihnen stehen sieben „Teufel auf einander und schwingen sich spielend zu einer Herku„lessäule der Hölle hinauf. In dem Teutschen und in jedem „natürlichen und noch nicht ganz verschliffenen und vergriffe„nen Volke sind die Leidenschaften blind und brausen im „vollen Ungestüm losgelassener Naturkräfte fort, und wüthen „und zerstören, bis sie ermüdet oder gesättigt sind! wehe aber „dem unseligen Volke, bei welchem die Leidenschaften mit „tausend Argusaugen sehen, und doch das Unmenschliche und „Scheußliche vollbringen! Die Franzosen stecken deswe„gen in allem, was sie thun und treiben, in ihren Künsten

„und ihren Sitten wie in ihrem Leben und Thun, in der
„tiefsten Sünde, weil sie fast immer den Zweck und die
„Absicht im Auge haben und die Folge und Wirkung ihres
„Thuns und Schaffens berechnen. Der Teutsche ist gottlob
„in vielen Beziehungen noch ein roher Mensch, er ist noch
„ein unbehauener Stein und harter Klotz, woraus die Zu-
„kunft noch ein Götter- und Heroenbild schaffen kann; er
„ist in vielen Beziehungen noch ein großes Kind, auf welchem
„unendliche Hoffnungen ruhen. Der Franzose scheint in den
„meisten Hinsichten geworden zu seyn, was er werden kann,
„für ihn scheint die Zukunft wenig erfreuliche und tröstliche
„Entwickelungen übrig zu haben. Es ist also sehr begreiflich,
„daß der Teutsche und jedes andere Volk, aus welchem
„die natürlichen und elementarischen Kräfte noch nicht alle
„herausgeschöpft und durch zu große Vergeistigung verflüchtigt
„sind, alles Natürliche, wo das Gesetz höheren Bewußtseyns
„ihn verläßt, mehr mit natürlicher Gewalt thut, als ein
„Volk, dessen elementarischer und irdischer Stoff größten-
„theils verbraucht scheint. Der Teutsche, wenn er als Feind
„in ein Land rückt und wenn er nicht durch die strengste
„Zucht gebändigt wird, wird immer als ein weit furchtba-
„rerer Feind kommen und auftreten als der Franzose, bei
„dem der Verstand, aber leider nicht das Gemüth, jede Lei-
„denschaft gebührlich am Zügel führt, und sie das Gebiet,
„was er ihr anweist, mit Maaß und Manier begrasen und
„abweiden läßt. Der Teutsche kommt als ein Wüthender
„oder als ein Trunkenbold, schlägt Thüren und Fenster ein,

„zerwirft Spiegel und Geräthe, prügelt den Wirth und die
„Wirthin des Hauses zum Willkommen durch, begeht auch
„anderes Wüstes, was man geradezu Gräuel nennen muß;
„er ist, wenn er schlecht ist, ein wildes und wüthendes Vieh.
„Einzelne Franzosen thun auch so, viele aber von ihnen
„kommen wohl mit einer gewissen Artigkeit und Höflichkeit,
„ja mit Komplimenten, als wenn sie eingeladene Gäste
„wären. Ich frage aber alle Unpartheiische und diejenigen,
„welche auf längere Zeit die beiden verschiedenen Arten ha-
„ben kennen und unterscheiden lernen, ob diese zierlichen und
„artigen Franzosen nicht unser Mark und Blut uns ausge-
„preßt und mit der überlegtesten Schlauheit und dem fein-
„sten Geiz uns recht methodisch geplündert und ausgemär-
„gelt haben? ob sie nicht mit bewußter Manier und bübi-
„scher Feinheit Gräuel begangen haben, deren wenige Teutsche
„fähig sind?

„Seiner wahreren oder — wenn ich sagen darf — na-
„türlichen Natur nach kommt und erscheint der Teutsche
„also, wann er einmal Feind heißt und wann das schreckliche
„Wort Krieg einmal ausgesprochen ist, als ein gerader Feind
„ohne Umstände und ohne Rücksichten; aber ich würde mein
„Volk ewig verfluchen müssen, wenn dieser teutsche Mensch
„nach der Stillung der ersten Wuth und Sättigung der
„losgelassenen Leidenschaften noch mit Diebeslist die Rolle
„eines wirklichen Bösewichts vollenden könnte, wenn er das
„Böse mit wälschem Bewußtseyn und wälscher Berechnung

„und

„und Abwägung der Rücksichten thun könnten. Könnt ihr
„mir das beweisen, ihr zürnende Ankläger, so sollen die Teut-
„schen den Prozeß gegen die Franzosen verlieren.

„Aber ich will auch glauben, daß die Teutschen in Teutsch-
„land, Polen, Rußland, vielleicht gar in Spanien, und
„allenthalben, wo sie als Bundsgenossen oder vielmehr als
„Vasallen der Franzosen aufgetreten sind, sich noch wilder
„und wüster gezeigt haben, als sonst in ihrer Natur liegt.
„Dies erklärt sich aus der Sache selbst und aus dem Ver-
„hältnisse, in welchem sie zu den Franzosen standen, und
„durch die Franzosen zu denjenigen ihrer Landsleute gesetzt
„wurden, gegen welche sie zum Theil wider ihren Willen
„als Feinde ziehen mußten. Die Teutschen waren bei die-
„sen Raub- und Banditenzügen in dem sogenannten
„Löwenbunde: ihnen fiel immer der schlechtere Theil zu.
„Die besten Quartiere, die fetteste und leichteste Beute, oft
„auch die sichersten Stellen in der Schlacht nahmen die
„Franzosen in der Regel für sich, und wiesen ihnen dazu
„noch die Verachtung und Entwürdigung alles Teutschen;
„welches doch Manche der mit ihnen ziehenden Bundestrup-
„pen empörte. Daß ich ein gemeines Gleichniß gebrauche,
„es begab sich unter den Teutschen und Franzosen und
„unter den Teutschen mit einander die Geschichte, die man
„alle Tage an Hunden erlebt. Diese Geschichte ist folgende:
„Wenn ein Hund von einem stärkeren Hunde oder von mehreren
„Hunden zugleich gebissen und zerzaust wird und sich los-

„reißt und gewöhnlich heulend weiter läuft, und einem an-
„deren schwächeren Hunde begegnet, der bei der Rauferei
„nicht zugegen war oder sich in gehöriger Entfernung neu-
„tral verhielt, so fährt der Zerzauste meistens mit ganzer
„hündischer Wuth auf den Schwächeren und büßt seinen
„Grimm an dem Unschuldigen ab. Solche arme gebissene
„und zerzausete Hunde waren die meisten der sogenannten
„teutschen Bundestruppen; sie waren selbst unglückliche und ge-
„schändete Männer und ihre unglückliche Landsleute muß-
„ten häufig den verbissenen Ingrimm fühlen, den nicht sie
„verschuldet hatten. Die Sünden der Brüder und Vettern
„fallen ja häufig auf die nächsten Verwandten, wenn diese
„gleich alles thaten, um ihre Ausbrüche und die Folgen
„derselben abzuwehren.

„Dann muß man hier auch an die uralte viel gesagte
„und geklagte Erfahrung denken, daß kein Haß heisser
„brennt, als der zwischen Brüdern und Verwandten ange-
„zündete; am schwersten ist es zu vertragen, wenn diejeni-
„gen sich überworfen haben, welche von Natur immer in
„Freundschaft leben sollten. Warum sind die Renegaten im-
„mer die wüthendsten Verfolger des Christenthums gewesen?"

Diese Worte seyen auch für unsere Landsleute die El-
sasser gesagt. Wir wollen sie deswegen nicht ein schlechtes
Volk schelten, weil sie Leben und Gut tüchtiger drein
setzen, als die Franzosen, sondern ihnen das lieber für eine
Ehre anrechnen; noch wollen wir mit einigen Unklugen,
welche die Noth unserer Lage und den immer noch gefessel-

ten Rhein gar nicht fühlen, diese Elsasser von uns weisen, als eine entartete und entteutschte Bastardbrut. Wir können ihrer gar nicht entbehren zur Sicherheit unserer Gränzen, und wenn wir sie gerecht und stark regieren und liebreich und brüderlich behandeln, so werden die meisten von ihnen in einigen Jahrzehenden schon wieder mit uns zusammengewachsen seyn.

IV.

Die vornehmen Bettler.

Eine wahre Anekdote, mit der Nutzanwendung.

Einen schönen Winternachmittag des Jahrs 1808 ging ich in Stockholm in der Nordervorstadt spazieren, und das nahende Abendlicht, dessen Reiz im Norden so unsprechlich groß ist, hatte mich unwillkührlich zu der langen Brücke gezogen, worüber man nach Drottningholm geht. Ich traf da ein paar Offiziere von meinen Bekannten von der Leibwache zu Pferde, und wir geriethen in ein langes und breites Gespräch über die Franzosen und über das ganze Nichts der französischen Bildung. Sie kämpften für das, was man ihnen von Jugend auf als das Erste einer ritterlichen und adlichen Bildung dargestellt hatte, und ich suchte ihnen aus ihrer Geschichte zu beweisen, daß das Zeitalter der ersten Herrscher aus dem Wasageschlechte und der großen Pfalzgrafen vom Rhein darum so herrlich gewesen sey, und daß ihre Ahnher-

ren darum ganz andere Männer gehabt hätten, als das gegenwärtige Geschlecht, weil eine klassische Erziehung und eine innige Anschließung an die teutsche Art und Bildung nichts Fremdes und Eitles in die schwedische Entwickelung bringen konnte; die wälsche Leichtfertigkeit hingegen und jenes halb geistige und halb sinnliche Spiel, wohinein die Franzosen mit ungeheurer Fertigkeit und Gewandtheit alles reissen können, seyen der schwedischen Kraft die verderblichsten geworden, und haben Ziereresien und Lügen in das Leben und den Karakter eines Volks gebracht, das sich allein mit nordischer Wahrheit und Gewalt würdig gestalten, und unter dem Himmel, unter welchem es nun einmal lebe, behaupten könne.

Als unser Gespräch anfing lebendig zu werden, d. h. beinahe in Streit auszuarten, da kam uns, wie gerufen, ein Deus ex machina entgegen, der mich alles weiteren Beweises überhob. Aus einem Queergäßchen hüpften ein paar leichtfüßige Franzosen in ziemlich sommerlichen Kleidern auf uns zu, von jenen 1500 Gefangenen, welche an der steinernen Brücke arbeiteten, die die Stadt mit der Nordervorstadt verbinden soll. Diese armen Teufel hüpften eine Gabe bittend in sehr demüthiger Gebehrde mit den Mützen in der Hand heran, und die Offiziere ließen sich in ein Gespräch mit ihnen ein, welches sie mit französischer Redseligkeit aufgriffen und festhielten. Ich stand als Zuhörer dabei, und hörte mit Wohlgefallen, wie der eine der beiden Kerle aufschnitt und Geschichten erzählte, die er wenigstens nie gesehen hatte. Mit größerem Wohlgefallen aber gewahrte ich bald,

wie Verhältniß und Stellung sich änderte, und wie jeder sich unwillkührlich auf seinen Platz stellte: nach fünf Minuten des Gesprächs entdeckte ich, daß die Franzosen ihre Mützen auf dem Kopf hatten und einer der Offiziere die seinige in der Hand. Ich stieß ihn an und sagte ihm leise: Sehen Sie Ihre Herren vor sich? Er ward verdrießlich und sagte zu den Gefangenen: Geht!, und auch wir drei gingen ohne weitere Erklärung dieses natürlichsten Auftritts aus einander.

Nun mache ich mir sechs Jahre nach dieser Geschichte eine kleine Nutzanwendung daraus, von welcher ich wünschte, daß ich sie einem jeden von denen ins Ohr raunen könnte, die daraus wieder eine Nutzanwendung für uns alle machen sollten.

Die Franzosen sind durch die ungebührliche Aefferei und Buhlerei, die man mit ihnen getrieben hat, in den Augen aller vornehmen Europäer, deren Erziehung und Bildung fast ganz nach ihnen gestellt ward, ein Herrenvolk Europa's geworden. Sie wollten auch das Herrschervolk des Welttheils werden, das ist ihnen aber nicht geglückt. Noch immer sind be den andern Völkers Europa's viele Leute, die jeder französische Lakai oder Salbenkrämer, nur weil er französisch spricht, schon durch seine bloße Gegenwart in eine Art knechtisches Staunen versetzen kann. Dieses Herrenvolk, das aber auch ein Lakaienvolk heissen kann bei denen, die sie auf ihre rechte Stelle setzen, will immer nach oben, und hat es eben wieder mit uns versucht, und ist untergelegen. Ich wette, sie werden nun mit den Mützen in der Hand kommen, ja

sie kommen schon damit, und ich zittre fast, daß diejenigen endlich mit den Mützen in der Hand stehen werden, welche sie auf dem Kopfe haben sollten. Die Franzosen werden sich nicht schämen, wie im Frühling 1814, die jüdischen und kriechenden Bettler zu machen. Bei solchen ist man verloren, wenn man sich mit ihnen einläßt; denn sie sind vornehme Bettler. Ist der vornehme Bettler einmal innerhalb der Thürangeln, so muß man ihm auch wider Willen aus Ueberdruß und falscher Schaam zehnmal so viel geben, als dem armen ehrlichen Lump, der mit leise flehender Stimme demüthig vor der Thüre stehen bleibt, und seine Hand oder seinen Hut für ein paar Pfenninge öffnet.

Was müssen wir daher wünschen? Daß die hohen Herrscher und ihre Minister, welche jetzt das Schicksal Frankreichs und Europa's in der Hand haben, sich mit den Bettlern gar nicht einlassen, ehe sie unter sich fest abgemacht haben, was wir übrige Tausendfaltigbeschädigte von Frankreich erhalten sollen. Lassen wir diese vorher über die Thürschwelle, so fürchte ich, wir bekommen wieder nichts — und das hieße: **Wir hätten uns das zweite oder dritte Jahr nach dem Frieden längs der ganzen französischen Gränze wieder in Kriegsrüstung aufzustellen.**

V.

Joachim Mürat bei seiner Rückkunft in Neapel nach dem glorreichen Feldzuge vom Frühlinge 1815.

Ich habe an mehr als einer Stelle meiner kleinen Schriften gesagt, nicht geweissagt, — denn Gott und die Geschichte weissagen jetzt genug, so daß man ohne große Prophetengabe manches Zukünftige vorhersagen kann, — Gott habe Napoleon und seine Marschälle und die verruchtesten und kühnsten Verbrecher der Revolution nur darum so lange gespart, damit den schwarzen Krähen die letzten gestohlnen Pfauenfedern ausgerupft würden, damit alle erlogene Diebsehren gezeigt würden, was sie sind, damit sie in einem langen breiten Spiegel alle ihre Schanden enthüllt sähen, ja an dem langsamen Feuer der Schande gebraten würden.

Und gottlob die Erfüllung ist da, und sie spiegeln sich darin und sie werden daran gebraten, und haben, weil sie Knechte und Diebe sind, die Geduld, in aller der tausendfältigen Schande zu leben. O wenn nur Einer bei dem zusammenbrechenden Glücke den Muth hätte, freiwillig den Tod zu suchen, er würde doch noch einen letzten Schimmer werfen auf ein schändliches und beflecktes Leben, man würde doch noch etwas von einem Manne in ihm ahnden. O sie werden alle, wie viele ihrer sind, um ihre Schätze betteln, und, wenn man ihnen die nimmt, um das elendige und

jämmerliche Leben. Murat, weiland Großherzog von Berg und nun gottlob auch der Weilandkönig von Neapel, hat für sie alle gesprochen. Dieser Elende, der nach dem Verluste des Königthums so leicht eine gute östreichische Kugel und ein paar ungarische Säbelhiebe, die ihn zur Ruhe brachten, hätte finden können, kam nach dem Untergange seines Heeres unversehrt nach Neapel, und stellte sich vor seine Königin. Der bunte Gaukler, den wir kennen, sagte ihr die Worte, die er für die ganze schwarze Bande gesagt hat: Königin, ich bin wieder da; ach! ich habe nicht sterben können. (Me voici, Madame, hélas! je n'ai pu mourir.) O wie werden sich diese Worte einmal auf dem Theater ausnehmen in einer künftigen Tragödie von dem gefallenen Könige Joachim!

VI.

Die Verbannung der Franzosen aus den sardinischen Staaten.

Durch einen Befehl des Königs von Sardinien ist allen Franzosen ohne Unterschied, die sich seit dem Jahre 1792 in seinen Staaten niedergelassen haben, angedeutet, dieselben binnen drei Wochen zu räumen. Eine weise Maaßregel, die das Herz jedes Wohldenkenden erquicken muß. Warum läßt man so viele Späher und Auflaurer für das untreue Volk, die uns in der bösen Zeit verhöhnt und gemißhandelt haben, und die in der guten Zeit immer unsere Hasser und Neider,

und Belauscher unseres Glückes und Misdeuter und Miserklärer desselben und Tadler und Verleumder aller Schritte und Maaßregeln der teutschen Regierungen seyn werden, als unschuldige und gute Freunde unter uns wohnen? Wahrlich ich sage es, aus dem Karakter des französischen Volkes: hätten wir französische Landschaften erobert und behalten, und wären uns diese von siegreichen Heeren der Franzosen wieder abgewonnen worden, das Erste, was das französische Volk gethan hätte im Siegestaumel, wäre gewesen, daß es diese nicht weggejagt, sondern todtgeschlagen hätte. Es ist doch Gnade genug, wenn man seinen Feinden, die einem alles Böse gebracht und gethan haben, nichts weiter thut, als daß man ihnen sagt: Nehmt eure Habe und geht wieder hin, woher ihr gekommen seyd. Denn bei den meisten dieser Landplager, die sich von dem Marke unsers armen Volkes fett gesogen haben, hätten wir wohl das gültigste Recht, eine kleine Nachsicht zu halten und sie ein wenig auszubeuteln.

VII.

Die Franzosen und wir: oder wie wir uns selbst zuerst vergessen.

Ich lese in mehreren teutschen Zeitungen die allerpathetischesten Ausmahlungen des Unglücks der Franzosen durch ihre Partheiungen, wodurch sie sich in der Vendée und in einigen Städten jetzt zerfleischen, indem einige die weisse, andere die dreifarbige Fahne aufpflanzen, einige Bonaparte, andre Ludwig der Achtzehnte, dritte Freiheit und Gleichheit schreien. Das Unglück ist freilich der Natur, daß man darüber nicht lachen darf, selbst wenn es unsern ärgsten Feinden wiederfährt; aber mehr bedauren sollten wir doch die Franzosen nicht, als uns selbst, zumal da von diesen Unglücklichen wenige so gut sind, daß sie uns Glück und Gerechtigkeit wünschen. Es ist in der That recht rührend zu lesen, wie die teutschen Zeitungsschreiber und Pamphletisten das fremde Elend so tief fühlen und das Eigene nicht zu bemerken scheinen. Was würde denn diesen Franzosen so Schreckliches wiederfahren, wenn ein König von Guienne, ein Großherzog vom Delfinat, ein paar Seeherzöge von der Normandie und Bretagne, ein Markgraf von Hochburgund u. s. w. entstünde, und wenn diese Vortrefflichen als unabhängige und mit aller Souveränetät gerüstete Selbstherrscher einander selbst und ihrem Volke je alle fünfzehn oder zwanzig Jahre ein wenig die Hälse brächen und das überflüssige Blut ab-

zapften? Haben wir das nicht zwei Jahrhunderte gethan, haben wir uns nicht in den traurigen Bürgerkriegen nun zwei Jahrhunderte selbst zerrissen und zerfleischt? haben eben diese Franzosen, die uns nun so jammern, die aber unseres Leides und Elends nie gejammert hat, nicht immer auf das thätigste und schadenfroheste dahin gewirkt und gezettelt, daß wir Teutsche nie mehr ein Volk der Macht und Freiheit werden können? Das ist ihr Streben gewesen von Heinrich dem Vierten bis auf diesen Tag, und ich denke, die jüngsten Furchen, die sie durch uns gezogen haben, sind noch frisch genug. Wir wollen nicht unmenschlich Unglück und Verwüstung auf andere Völker herabwünschen, sondern jedem, der durch eigene Kraft und Tugend glücklich und frei seyn kann, Glück und Freiheit gönnen und wünschen; aber billig sollten wir doch immer unseres eigenen Elendes zuerst gedenken und es dem Volke als etwas zeigen, das vor allen Dingen zuerst abgewendet und gekehrt werden muß. Oder wollen wir mitten im brennenden Ruin der Zeiten uns wieder gebehrden, wie immer, als wenn wir für alles Fremde tausend Ohren und Augen und Gefühlsnerven hätten, und für das Eigene mit tausendfaltiger Blindheit geschlagen und mit der schwieligsten Gefühllosigkeit überwachsen wären?

Druckfehler.

Seite Zeile

30 — 1 streiche das Wörtche ne aus.

65 — 5 v. unten für Bataillone lies Bataillonen.

68 — 7 v. unten für abgenommen lies abgewonnen.

69 — 7 v. unten für dem Elende lies im Elende.

71 — 10 v. oben für enen lies jenen.

VIII.

Noch Einiges über und zu unserm großen Prozeß mit den Franzosen.

Gott sitzt wieder zu Gericht und hat die Kaiser und Könige und Erste Minister und Feldmarschälle als Schöffen und Beisitzer nach Paris geladen, daß sie dort gerecht und gut nach seinem Willen richten, und den großen Prozeß aller Völker mit den Franzosen so schlichten, daß das erschöpfte und verblutete Menschengeschlecht einmal wieder athmen und die stillen und frommen Künste wieder treiben könne, ohne deren Uebung ganz Europa endlich in eine traurige Rohheit und Barbarei versinken müßte. Bei einer so großen Sache, die in der That eines jeden Europäers Sache genannt werden kann, ist es wohl erlaubt, einzelne Punkte, die bei dem Prozeß in Frage kommen können, wieder zu bedenken und zu erörtern, und die eigenen und die fremden Ansichten und Meinungen darüber ein wenig umzuschütteln und zu sichten. Man kann, da die Franzosen mit denselben fuchsschwänzenden Listen und losen Künsten immer wiederkommen und das politische Blindekuh mit dem armen Teutschland immer von vorne wieder beginnen, auf manche Dinge nicht genug hinweisen und manche Sachen nicht oft genug sagen. Damit ich mir selbst und den Zuhörern indessen nicht zu langweilig werde, will ich die politischen Schwalben im Fluge zu

schießen suchen und mit leichten Schritten über das große Leichenfeld und das Volk des Verderbens hineilen.

Sie haben ihren Aufzug wieder durchgespielt von dem ersten März bis zum ersten Julius dieses Jahrs, und wenn das Böse, ja das Scheußliche nicht zu dick vor unsern Blicken aufgethürmt läge, so könnten wir zuweilen meinen, daß wir über sie im Wahne des Zorns seyen, und sie viel schlechter sehen, als sie sind; denn die, welche uns Meineidige und Blutbefleckte dünken, treten mit einer gar natürlichen Unschuld und Unbefangenheit auf, und stellen sich den Fürsten und den Völkern so gegenüber. So weit geht ihre Unverschämtheit und ihr Vertrauen auf Gnade und auf Vergebung und Vergessung aller ihrer Schanden und Hinterlisten, die sie bei ihnen selbst und in der Fremde begangen haben, daß sie sich auch jetzt wieder nicht als die Schuldigen, sondern als die Unglücklichen, nicht als die Opfer ihrer Laster, sondern als die Opfer des Verhängnisses hinstellen, und auf das pochen, wodurch sonst Völker dem Untergange überliefert und Verbrecher auf die Henkerbühne geschleppt sind. Diese, die nun fünfundzwanzig Jahre alles, was Tücke und Verruchtheit bis in den Tiefen der menschlichen Natur Gräßlichstes und Bübischestes hecken kann, durchgemacht haben, nennen sich bei Schanden, wobei allen biedern Völkern die Haare zu Berge stehen, höchstens die Verblendeten und Verirrten; sie nennen diejenigen um das Vaterland wohl verdiente und für das Vaterland edel gefallene Männer, welche mit ihrem schwarzen Anführer nichts als Raub und Mord und Verderben

gegen uns schnoben und dies laut bekannten, und nun verlangen sie, wir sollen dieses Land der Lüge und Bosheit ehren und bemitleiden, sie, die uns bald zwanzig Jahre nicht als Menschen, sondern als Kannibalen behandelt haben, die uns hundertmal mit der verhöhnendsten Frechheit und Unmenschlichkeit ins Angesicht erklärt haben, wir müßten die Schmach schon dulden, weil wir unterjochte Sklaven seyen; denn wir mögten an den Ketten schütteln, wie viel wir wollten, wir würden sie doch nicht zerbrechen? Diese schreien uns nun wieder das schöne und herrliche Frankreich, das liebenswürdige und tapfere Volk, Paris der Mittelpunkt der europäischen Bildung, die Mutter aller Künste und Wissenschaften vor, daß uns die Ohren ertauben mögten; diese erklären durch einen ihrer würdigsten Sprecher, durch Fouché, der auch Herzog von Otranto genannt wird, in einem Briefe an Wellington, der als Sieger sie betriumphirend in ihre Hauptstadt einzieht: „das haben sie sich einmal vorgenommen, und darauf haben sie sich gesetzt, ein großes und „freies Volk wollen sie seyn, als ein solches wollen sie leben „und sterben, eine freie und großartige Verfassung wollen „sie haben, eine der englischen ähnliche, wenn nicht eine „bessere, Verfassung als die englische, doch wenigstens keine „schlechtere; denn das meinen sie zu verdienen." Und auf diese und auf ähnliche Weise, oder vielmehr auf hundert und tausend ähnliche Weisen geht es in tausend Klängen und

Anträgen und Anspielungen und Hinspielungen athemlos fort, und sie mögten die Fremden, wenn sie es könnten, wieder dumm und taub schwatzen und schreien, und sie zum zweiten Male als die Betrogenen und Ausgelachten aus Paris in ihre Heimath schicken. Für uns, die wir gern Gottes Gericht ordentlich gepflogen und das Gute von dem Bösen gründlich geschieden sähen, sind manche Zeichen der Zeit, wie sie im Fluge vor uns überwandelt, wahrlich keine erfreuliche. Vor allen aber ist es unerquicklich und für viele rechtliche Männer sogar empörend, daß solche, die uns unter dem Kaiser Napoleon Bonaparte weiland so unsägliches Leid gethan haben, bei der neuen Regierung wieder obenan gestellt sind, gewiß mit einem großen Zusammenhange der ganzen Rotte, die sichtbar und unsichtbar unter sich immer fest verbunden bleibt und diese vorschiebt, damit sie die übrigen Sünder und Verbrecher mit dem weiten Mantel der Majestät bedecken. Man erstaunt billig, wenn man Fouché unter denjenigen liest und hört, die als Minister im Rathe des Königs obenan sitzen werden, diesen finstersten und grausamsten Knecht jedes blutigen Despotismus, durch den die Kerker und die Richtstätten mit unschuldiger Opfern und Leichen gefüllt sind, und über den von Madrid bis Warschau und von Hamburg bis Genua viele Tausende Flüche des Wehs ausgestossen haben. Dieser soll nun wieder mit den fremden Herrschern die künftige Ordnung Frankreichs berathen und einleiten helfen. Dabei könnte einem übel zu Muthe werden, selbst wenn ein solcher Mann — was doch wohl eben

nicht möglich ist — sogar das Gute und Gerechte wollen könnte; denn heilig ist der Glaube der Völker, welcher meint, daß derjenige, der lange Zeit ein Geräth des Unglücks und der Ungerechtigkeit gewesen ist, nicht als ein Geräth des Glückes und der Gerechtigkeit wirken kann.

Es scheint mir überhaupt ein Unglück zu seyn für die Franzosen und für die Europäer alle, daß der arme unglückliche König von Frankreich, Ludwig der Achtzehnte, gleich wieder in die Hauptstadt einzieht und in alle Verhältnisse und Verhandlungen mitten hineingestellt wird. Die große Sache ist mit den Waffen abgemacht und entschieden, und nach Waffenrecht und mit Waffenkraft sollte auch das Uebrige, wenn nicht bis zum Ende geschlichtet, doch im Anfange eingeleitet werden. Erst müßten alle Schäden kräftig geheilt, alle Ansprüche geschlichtet, alle Verhältnisse, wie es denn künftig seyn soll, rein festgesetzt werden, und dann könnte Ludwig der Achtzehnte, falls er dann noch wollte oder falls man ihn noch wollte, auch wieder eingeführt werden. Wir betrachten einmal seine Lage und die Lage der fremden Herrscher zu den Franzosen — und das, worauf es bei dieser Betrachtung ankommt, wird sich dann meistens von selbst ergeben.

Ludwig der Achtzehnte, seinem Gemüthe nach ein stiller, freundlicher und verständiger Fürst, der in seiner Jugend nicht daran denken konnte, einst auf dem Throne Frankreichs zu sitzen, hatte sein Leben den stillen Studien gewidmet, und zu einer Zeit, wo viele Prinzen aus dem Hause

Kapet wegen Laster und Ausschweifungen, einige auch wegen schlechter Thaten, ein böses Gerücht bei dem Volke hatten, ward von ihm nicht geredet. Das Volk kannte ihn vor der Revolution kaum, wenigstens wurde er wegen solcher Dinge nicht genannt, die das Volk aufbringen konnten. Dieser Fürst hat über zwanzig Jahre im Elende gelebt und ist ein Greis geworden, und der ungeheuerste Wechsel und Umschwung der Dinge, den sich vor drei Jahren Wenige kaum denken konnten, hat den Stillen und Sanften auf den Thron gesetzt, worauf seit dem Ende des Jahres 1799, also über vierzehn Jahre, ein wildes Ungeheuer von einem Tyrannen mit eiserner Seele gewüthet hatte. So wie diese wunderbare Begebenheit durch die außerordentlichsten Erfolge und das seltenste Zusammentreffen der Umstände eingetreten war, eben so war auch die Art, womit die siegreichen Herrscher im Frühlinge 1814 Ludwig den Achtzehnten wieder in Frankreich einführten und in die königliche Würde einsetzten. Als wäre eine Zeit von zwanzig Jahren und drüber, die wir in wilden Getümmeln und endlich in den blutigsten Schrecken und dem bittersten Elende hatten verleben müssen, ein Wundermährchen oder ein wüster Traum gewesen, so wurden alle Gräuel vergeben und vergessen und alle Schanden des übermüthigen Volkes mit dem weiten und warmen Königsmantel zugedeckt und alle Verbrecher gegen ihn und sein Haus und alle fürchterlichsten Verbrecher gegen die Völker wurden als Rechtliche und Würdige hingestellt; auch nicht ein Einziger ward bestraft. Ludwig ward in den stachlichten Bienenschwarm hineingesetzt

er wäre toll gewesen, wenn er darin gerühtt hätte. Man übergab ihn den Marschällen, Ministern, Generalen, Staatsräthen und Polizeimeistern der Jakobiner und Bonapartens; man ließ die ganze Bande, die sich in der Gefahr noch fester zusammengeschlossen hatte, als sie vorher war, beisammen; man führte die Soldaten des Tyrannen auf das geschwindeste und freundlichste aus der Gefangenschaft zurück — und man meinte, Ludwig solle unter diesen und über diese als König von Frankreich herrschen. Das konnte er nicht, denn ihm gehörten freilich alle Namen und Titel, aber keine Macht, und Napoleon regierte in der That immer noch fort mit seinem Geiste und mit dem ganzen Geräthe seiner Herrschaft. Auch mußte Ludwig, der wirklich nur sein hohles Bild gewesen war, gleich das Feld räumen, sobald die Nachricht erscholl, Bonaparte sey mit tausend Mann in Südfrankreich gelandet. So schwach hatte der alte König auf dem Throne gesessen, daß nicht ein Tropfen Blut für ihn vergossen ward, als der Korse heran zog; so ohnmächtig war er durch den Willen seiner Helfer, und so arm an Beistand und Entschluß derselben, daß von dem ganzen großen Frankreich auch nicht Eine Festung das letzte Reich Ludwigs des Achtzehnten genannt werden konnte: er war in ein paar Wochen wieder, was er über zwanzig Jahre gewesen war, der König Ohneland.

So hat er nun wieder ein trauriges Vierteljahr versessen unter Fremden, ein verschmäheter und verjagter König, und zwar ein fast ohne Waffen und Krieg verjagter König. Und was hat er gethan? Wahrlich die Herrschaft muß das

begehrlichste und süßeste aller Dinge seyn, weil selbst eine solche Herrschaft über solche immer wieder gewünscht wird. Was hat Ludwig der Achtzehnte gethan, oder vielmehr, was hat er die Seinigen, die mit ihm aus Frankreich geflohen waren, thun lassen? Sie haben uns zum Spott, uns, die sie baten, sie mit bewaffneter Faust wieder in das französische Paradies zurückzuführen, nichts als Loblieder vorgesungen auf das liebenswürdige, treue, vortreffliche französische Volk, das sie von sich ausgestossen hat; sie haben uns zu beweisen gesucht, daß es unter demselben wohl ein paar Dutzend Verbrecher und einige tausend Irregeleitete und Verführte geben mag, daß aber die Mehrzahl durchaus treu und redlich ist, und sich ausser Athem schreien wird vor Freude, wenn wir unsre Knochen dran setzen und ihnen ihren vielgeliebten und vielersehnten Ludwig wiederbringen. — Und jetzt, nachdem Gott und der Zorn der Völker auf den Gefilden Brabants Gericht gehalten hat, welche Erklärung giebt dieser König? etwa eine stolze und königliche? Nein, wahrlich nein. Talleyrand hat sie wieder für alle gemacht; es geht alles hinein, Schwarz und Weiß, Gerecht und Ungerecht, Biedermann und Schelm. Das Volk ist das unschuldige, höchstens das betrogene und verirrte, allen soll verziehen werden, ein paar ausgenommen; (warum werden sie nicht genannt?) der König allein hat sich geirrt, er allein durch seine Mißgriffe und durch die Befolgung verkehrter oder böser Rathschläge ist schuld an dem jüngsten Unglück; er verspricht sich zu bessern und hinfort in einem neuen (d. h. talleyrandischen)

Leben zu wandeln; er will sich zwischen das Volk und zwischen den Zorn der Herrscher und der Völker stellen, die von Frankreich ihr Recht fordern können, und will ihnen beweisen, daß sie nichts mehr verlangen können, als daß er wieder auf den Thron gesetzt werde; er bekennt ihnen endlich ganz rund, Frankreich sehe sein zartes Herz für seine Kinder, denn er und die Seinigen haben auch nicht einen Tropfen französisches Blut vergießen wollen, deswegen haben sie sich fern von den Schlachten und Gefahren gehalten: zur Wiederherstellung habe man die nordischen Barbaren kommen lassen, deren Dummheit einmal gewohnt sey, für Andre vergebliche Arbeit zu thun.

So haben wir es gehört, und so folgen die Thaten hinterdrein. Er und Talleyrand und ein halb Dutzend Marschälle und Generale, und ein paar hundert Offiziere, die meistens erst zu ihm überliefen, als die schwarzen Gewitterwolken des Krieges sich draussen um Frankreich zusammenzogen, und ein paar tausend armselige Emigranten aus der alten Schule, die weder von dem blutigen noch von dem göttlichen Herzen des Zeitalters eine Ahndung haben — alle diese ziehen nun hinter Blücher und Wellington her, und erzählen uns, wie das gute und treue Volk springt und jauchzet, daß der Urenkel von Ludwig dem Heiligen und Heinrich dem Vierten wiederkommt. So die Pariser in ihrer Art. Nichts als Jauchzen und Jubelklänge, nichts als Tänze und Umarmungen, Umknieungen, Thränen in allen Augen und Freude in allen Herzen. Und dies mußte so seyn, denn die Affen können nichts Anderes, als bethören oder sich bethören las-

sen. Aber daß der König diesen schmeichelt, diesen gleichsam abbittet, als habe er gegen sie verbrochen, daß er ihnen Empfindungen und Aeusserungen dieser Empfindungen anlügt, die sie für ihn nie hatten noch zeigten — diesen Parisern, die ihn mit Hohnlachen und Hussa aus den Thoren ziehen und vor einer Handvoll Soldaten fliehen sahen, welche niemals in Paris einzogen, wenn sie das Rechte hätten thun wollten — daß der König dies thut, daß er so die Majestät vor diesem Volke wieder in den Staub wirft, das ist ein böses Zeichen. Nein, aus Macht und Gewalt hätte er sprechen müssen, wenn er den König fühlte, selbst dann so sprechen müssen, wenn er keine Gewalt hatte. Aber er hat hier sprechen müssen für die Bösen zu den Bösen. Es sollen die Thore der Gnade auf das weiteste aufgethan werden, es soll allen verziehen werden, damit sie fein beisammen bleiben. Sie flüstern und raunen sich gewiß wieder zu: „Wir warten „des dritten Aufzuges; wir kommen aus dem zweiten gott„lob wieder mit heiler Haut heraus, und wollen uns dann „besser vorsehen, daß die dummen Barbaren uns nicht so „mannstark auf den Hals kommen können. Mag aus Bo„naparte werden, was er kann; dieser Ludwig ist alt und „abgelebt und kann es nicht lange machen; seine Sippschaft „hat keine Kraft und Würde zur Herrschaft; wir können „endlich doch noch wohl einen Herrn und ein Reich, das „uns allen paßt, fertig kriegen.“

So steht Ludwig der Achtzehnte unter den Franzosen und so haben sie ihn. Wäre er ein kräftiger rüstiger Mann,

fühlte er den König mehr, so müßte er allerdings ganz anders auftreten und sprechen; er müßte ihnen jetzt gradezu erklären: er wolle nimmer herrschen, oder auch die großen Verbrecher nach der vollen Strenge ihrer Verbrechen gestraft wissen; nicht grausam, nicht blutig, aber in ernster Majestät müßte er die Rotte von Bösewichtern ächten und zermalmen, welche die Schande Frankreichs und nicht, wie er sagt, das Schrecken, sondern der Abscheu Europas sind. Da aber eben diese sich seiner Person bemächtigt haben, da diejenigen unter ihnen, die wir als die Anführer der befleckten Bande kennen, in seinem geheimen Rathe oben sitzen und ihm die Worte eingeben, die er zu seinem Volke und zu den Völkern sprechen soll, kurz da er der Mann der Kraft und Majestät nicht ist und nicht seyn kann, den die Zeit verlangt, so sollte man ihn hinter den Vorhang schieben und erst dann vortreten lassen, wann die großen Scenen des gewaltigen Trauerspiels durchgespielt sind. Denn so wie die Sachen und die Personen stehen, ist Ludwig weder Herr seiner selbst noch der Franzosen und kann also das Amt nicht führen, was die Vorsehung demjenigen aufgelegt hat, der hier nach Napoleon und den Jakobinern die Zügel erfaßt.

Vor drei Monaten, als Napoleon von der Insel Elba entronnen und Ludwig der Achtzehnte aus Frankreich verjagt war, ja noch vor vier Wochen war alles anders. Da stand noch vieles in der Macht der Franzosen, was ihnen die Schlacht vom 18. Junii genommen hat. Sie ha-

ben sich des stillen Völkerrechts begeben, sie haben an das Schwerdt gewettet, sie haben die Wette verloren, und die große Entscheidung steht bei den Herrschern der Verbündeten. Diesen hat Gott jetzt die königliche Macht über Frankreich gegeben. Sie sollen sie königlich gebrauchen. Bei ihnen steht es jetzt, Frankreichs und Europa's Schicksal zu bestimmen, für Wildheit und Unordnung Frieden und Gerechtigkeit zu stiften, und diejenigen zu strafen, welche mit Napoleon nicht allein Frankreichs Glück sondern auch Europa's Glück zerstört und gegen alle uraltesten und uraltest erkannten Heiligthümer und Rechte der Menschheit und der Völker verbrochen und gefrevelt haben. Wann sie dies vollbracht haben, dann mögen sie heimziehen ein jeglicher in sein Land, und dann mag allenfalls auch ein Mann, wie Ludwig der Achtzehnte ist, noch ein Jahrzehend ruhig auf dem Throne Frankreichs sitzen können. Denn grade die Franzosen — was sie uns auch gern anders einbilden mögten — sind das Volk, das am geduldigsten gehorcht, jemehr sie zertreten werden. Ihre Tyrannen Ludwig der Eilfte, Richelieu, Ludwig der Vierzehnte, Napoleon die haben sie leicht beherrschen können: wer keine Liebe hat, der will durch Furcht gezügelt seyn.

Sagt man mir, die Grundsätze, die ich hier bekenne, sind schlechte, sind mit meinen eigenen früheren im geradesten Widerspruche, ziemen vielleicht einem Despotenknecht und Hofschranzen, aber keinem freien Manne, so sage ich: Nicht also. Ein Volk, das sich im Zustande des Rechts gehalten

hat, darf allerdings von den Nachbarn begehren, daß man es als solches gewähren und leben und sich einrichten lasse, wie es ihm immer gefalle. Ob es despotisch oder frei, monarchisch oder republikanisch regiert seyn wolle, ob es einen Kloß oder einen Storch zum König haben wolle, ob es seine Könige und Obrigkeiten absetze, einkerkere oder hinrichte, es nach tollen oder weisen, nach alten oder neuen, nach asiischen oder europischen Gesetzen beherrscht seyn wolle, das alles gehe die Fremden nichts an, und es sey ein ungebührlicher Eingriff in das heiligste Recht der Völker, wenn sie sich in die Händel, die über solche und ähnliche Dinge entstehen können, und überhaupt, wenn sie sich in die inneren Angelegenheiten eines Volkes mischen wollen. — Alles dieses gestehen wir zu, und gestehen ein, daß es auch unsre Grundsätze sind; wir behaupten aber zugleich, daß diese Grundsätze nicht mehr anwendbar sind für die Franzosen. Sie sind in dieser Hinsicht rechtlos geworden, und stehen rechtlos und entwaffnet vor uns. Wie? diese, die nun in zwanzig Jahren bewiesen haben, daß ihnen die heiligsten Dinge nur eine Gaukelei gewesen sind; diese, die aller Völker Verfassungen und Rechte gebrochen und mit eiserner Unbarmherzigkeit und tückischem Hohn frech ausgesprochen haben, ihre, die französischen, Gesetze müssen für alle gelten, ihr Wille müße Gesetz, ihr Koder muß Koder der Völker seyn; diese, die mit den Waffen in der Hand eben noch Raub und Wuth und Zerstörung gegen alle Völker schnoben, wollen sich nun auf ein Gesetz der Milde und der

Ordnung berufen, das sie uns gegenüber nie gehalten haben und das sie ihrer eitlen und wankelmüthigen Natur nach nie halten werden. Nein, eine Bande von Banditen und Meineidigen darf sich nicht Volk nennen, noch sagen, daß sie ein Volk von 25 Millionen Seelen vertrete. Das möchten sie gern, und das predigen uns auch ihre Freunde und Anhänger, daß unsere Herrscher und die siegreichen Heere nach so schweren und blutigen Arbeiten, durch welche sie nach Frankreich gekommen sind, zum zweiten Male wieder abzögen und mit unerhörter und beispielloser Großmuth der Welt erklärten, sie wollen die Franzosen wieder ihnen selbst überlassen, diese mögen Ludwig den Achtzehnten wieder wegjagen oder behalten, sie mögen zum zehnten und fünfzehnten Male versuchen, ob nicht endlich eine Verfassung zu fertigen sey, die gegen alle Stürme und Angriffe der Partheien und gegen alle Launen, Einfälle und Sprünge des Volkes aushalte.

Ich will hier auch nicht den Grundsatz aufstellen noch vertheidigen, daß die verbündeten Herrscher den Franzosen gradezu eine Verfassung aufdringen und befehlen sollen, obgleich die Franzosen sich gegen sie allerdings in die Stellung gesetzt haben, daß sie das dürften, wenn das schreckliche eben nicht menschliche aber doch auch völkerrechtliche Gleichvergeltungsrecht (Jus Talionis) gegen sie gebraucht werden sollte. Das aber ist das Recht der Verbündeten und sogar ihre Pflicht gegen sich und ihre Unterthanen, daß sie die Franzosen, mit welchen neuen Verfassungen und Gesetzen diese

sich auch schmücken und damit gaukeln mögen, in die Lage setzen, daß sie uns mit diesen ihren neuen Verfassungen und mit ihren Ersten Konsuln und Kaisern und Königen, die es ihnen zu machen beliebt, nicht jedes zweite Jahr, wie sie nun länger als zwanzig Jahre gethan haben, mit zermalmender Last auf den Leib fallen und uns die Kosten ihrer politischen Herrlichkeiten und Probestücke tragen lassen. Denn diese hätten wir wieder recht gutmüthig und blutig getragen, wenn wir, nachdem der arme Schattenkönig von unsern siegreichen Heeren eingeführt wäre, mit der größten Eile, ohne in Paris etwas weiter als einen Trunk schlechtes Seinewasser genossen zu haben, uns wieder fortmachten und ihnen allen ihren von uns entführten und gestohlnen Raub und alle unsre Gränzfestungen liessen, und dann, am Rheine angelangt, schon den Wiederhall ihres Spottes und Hohngelächters hörten, und wahrlich nicht lange nachher den Knall ihrer Kanonen. Sie haben unsre Länder geplündert und verheert, sie haben uns unsre Schätze entführt, durch sie sind wir verarmt und sind alle unsre Landschaften von Schulden gedrückt, die sie kaum noch tragen können; sie selbst haben bei'm Regierungsantritt Ludwigs des Achtzehnten im Frühlinge 1814 damit geprahlt, daß ihre Finanzen besser seyen, als die Finanzen aller andern europäischen Mächte — sie müssen einen Theil zurückgeben von dem Raube, sie müssen uns unsre alten Gränzplätze wieder herausgeben, damit wir bei uns Bürgschaft und Sicherheit haben; dann mögen sie drinnen so viele politische Sprünge und Umkeh-

rungen machen, als ihnen beliebt. Denn nicht das hat die Völker diesen Frühling 1815 am meisten erschreckt, daß sie Ludwig den Achtzehnten verjagt und Bonaparten wieder auf den Thron gesetzt haben, sondern daß sie wußten, die Franzosen hatten im Jahr 1814 alle die Mittel behalten, unserer Freiheit und Ehre wieder die fürchterlichsten zu werden.

Auch müssen die großen Bösewichter bestraft werden, diejenigen nemlich, die nicht allein gegen Frankreich, sondern gegen alle Völker gräßlich und blutig gesündigt haben. Diese zu bestrafen fehlt es Ludwig dem Achtzehnten an Macht, vielleicht hin und wieder sogar an einem Recht. Deswegen, hoffen wir, werden die Herrscher die Macht und das Recht üben für den König; denn allein dadurch, daß man die Köpfe der Hyder abhauet, wird der König herrschen können. Jetzt bedecken und verhüllen sie nur ihre Köpfe oder verwandeln sie wohl gar in unschuldige Lammsköpfe; sobald aber die Furcht weg ist, werden sie sie wieder in voriger Wuth aufbäumen und die alten giftigen Tücken zeigen.

Und wir wollen nicht, daß diese Strafe, die wir für eben so nothwendig als gerecht halten, hinter Napoleon zurückgehe. Die Gräuel, die vor dem Jahre 1800 in Frankreich begangen sind, hätten die Franzosen fast nur allein an sich zu bestrafen. Die Gräuel und Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aber, welche nach dieser Zeit fallen, gehen mehr ganz Europa an, so wie die Menschen, welche seit dieser Zeit an der Spitze des Kabinets, der Polizei und der Heere für Napoleon zur Schändung und Unterjochung der Völker gear-

leitet haben, doch wohl nicht kleinere Verbrecher zu nennen sind als Napoleon. Diese Marschälle und Minister und Oberpolizeiherren und Oberzöllner, die uns verhöhnt, gemishandelt, geplündert, unterjocht, eingekerkert, verbannt, hingerichtet haben, sind nun durch Gottes Gerichte denen in die Hände gefallen, gegen welche sie gefrevelt haben, den Teutschen, den Russen, den Spaniern — und wir wollten gegen solche, welche der Abscheu der Erde sind und ewig der Abscheu des menschlichen Geschlechts in der Geschichte seyn werden, nun die Gnädigen und Großmüthigen spielen? wir wollten die Köpfe lebendig lassen, ja sie noch wohl gar mit glänzenden Ehren schmücken, damit die ganze wüthende Schlange des Abgrunds sich wieder unter ihnen sammle und zusammenwächse, und zu ihrer Zeit ihre Giftschläuche der Wuth und des Verderbens wieder über uns ausgieße?

Sagt man mir: **Aber man soll nicht gegen Meinungen wüthen, man soll Verirrungen des Kopfes, Ausschweifungen, die aus einer Art Wahnsinn entspringen, nicht strafen; es sind durch die ungeheure Gährung und Reizbarkeit politischer Meinungen auch einige nicht ganz Schlechte verführt und misgeleitet worden,** so antworte ich: Wer will denn Meinungen bestrafen? wer hat es denn mit Verirrungen einiger verbrannten Köpfe zu thun, und nicht vielmehr mit Verbrechen verruchter Herzen? Wir wollen nichts bestraft wissen, als die bösen Thaten; die

uns mit der abgefeimtesten Hinterlist und Bosheit und mit der erbarmungslosesten Grausamkeit und Habsucht unter Napoleon gemißhandelt haben, die Soults, Davousts, Darus, Vandammes, Fouchés, Savarys, Neys und alle ihres Gelichters — diese wollen wir zur Besserung der Franzosen und zur Versöhnung der Menschheit in den Staub zurückgeschleudert sehen, woraus sie sich erhoben haben. Ja solche sollten wenigstens in Europa nicht mehr die Sonne aufgehen sehen.

Werfen andere mir ein: Wir verdanken den Franzosen und der großen Umwälzung, worüber Viele klagen und fluchen, auch manches Gute, die Erweckung und Aufschüttelung der Faulheit, die Reitzung der Geister, die Bewegung und den Umflug mannigfaltiger und reicher Ideen; wir verdanken den Franzosen und ihrer vielleicht kindischen Rückkehr immer zu derselben Narrheit wenigstens das, daß andere Regierungen Ideen endlich verwirklichen müssen, die ihr Leichtsinn und ihre Unfähigkeit, Großes festzuhalten und zu schaffen, bis ins Lächerlichste parodiert haben; sie seyen also in ihrer Art nicht mit Einem Male so ganz stumpf und breit zu schlagen mit dem Blücherschen und Wellingtonschen Siegeshammer, sondern man müsse hier viel Schlechtes bei Kraft und Leben lassen, damit anderswo, d. h. bei uns, viel Gutes dadurch emporgetrieben werde:

— so läßt sich darüber nichts sagen als über das Urtheil, das ein Einzelner endlich über die Entwickelung der Dinge fällt, in wie fern diese Dinge bloß als in der Gewalt Gottes oder in den Händen der Vorsehung seyend erscheinen: da mag man hintennach zeigen, was man so vielfältig schon in der Geschichte gezeigt hat, wie aus dem Uebel oft das Glück, aus der Unterdrückung die Freiheit, aus der Gährung die Klarheit gekommen ist, ja wie der Teufel wohl oft auch ein Steinchen zu einem Gotteshause hat tragen müssen. Wenn die Dinge aber aus der Gewalt Gottes in die Gewalt der Menschen gekommen sind, so tritt jenes Urtheil billig zurück; denn der Mensch, der höchstens nur ein Stücklein Vorsehung ist und die Geburten der Zukunft weder überschauen noch lenken kann, soll das Böse verurtheilen, wo es sich findet, er soll es bestrafen, wo er nur kann. Denn nicht die Ideen sollen geächtet werden, sondern die Verbrechen, die unter ihrem Scheine begangen sind; und bei diesen darf er wohl nachurtheilen in künftiger Zeit, aber er darf nicht verzeihen und geschehen lassen, wie Gott wohl oft zu verzeihen und geschehen zu lassen scheint.

Und gehören denn diejenigen Ideen, die in dem Gewimmel und Getümmel der Begebenheiten des letzten Vierteljahrhunderts vielleicht einige fruchtbare Keime ausgestreut haben und mitten in dem Unglück und Gedränge des Augenblicks immer noch wohlthätig fortwirken, allein den Franzosen an? sind sie nicht so alt als die Staaten? sind sie nicht

von anderen Völkern sowohl in dieser Zeit, worin wir leben, als in früherer Zeit auch erkannt und vielfältig geübt und angewandt worden? und würden sie, die man im guten und im bösen Sinn eine wahre Influenza des Zeitalters nennen kann, auch ohne die Wildheiten und Tollheiten der französischen Umwälzung nicht ihren gewaltigen Kreislauf durch die Herzen und Köpfe der Menschen gemacht haben? — Und was verdanken wir denn den Franzosen dabei am meisten? etwa, daß sie nie aufgehört haben von Menschenrechten und Verfassungen und Freiheit und Gleichheit und von den Verhältnissen der Gesellschaft und von den Ordnungen und Maaßen und Gewichten der verschiedenen Gewalten zu schwätzen und zu klingeln? selbst zu jener Zeit noch davon zu klingeln, als ein fürchterlicher Tyrann ihnen fast das Athmen, wie vielmehr denn das Denken bespähete, und als sie uns und den andern europäischen Völkern, die sie um Ehre und Freiheit und Selbstständigkeit betrogen hatten oder betriegen wollten, einzubilden suchten, bei ihnen, unter der Regierung des mildesten, gerechtesten und siegreichsten Napoleons, sey alles glücklich, gerecht und frei? O sie haben das Heiligste und Aelteste des Menschengeschlechts, wodurch wir allein eine Geschichte haben, durch Worte und Thaten entweihet; sie haben dem Pöbel zum Spott und dem Tyrannenknecht zum Gelächter gemacht, wofür so viele große Männer aller Jahrhunderte tapfer gelebt haben und tapferer gestorben sind; und sie thun noch jeden Tag so, und geben dem schläfrigen Dummkopf und dem verschmitzten Diener

stummer Gewalt fast Recht, wenn diese uns sagen: Was sollen alle die vornehmen Klänge, die vornehmen Tugenden und Thaten, ja Tode für das unhaltbare Ding, das ihr Freiheit und ewiges Recht nennet? der blinde Gehorsam und die stille Geduld sind auch doch nicht zu verachten, und am Ende lebt sichs eben so glücklich dabei und vielleicht glücklicher, als bei allen Umkehrungen und Volksaufständen, die uns von Athen und Syrakus und Genua und Venedig bis auf die jüngsten von Paris erzählt, mit so schimmernden Worten erzählt werden. Diese Franzosen haben wahrlich der wahren Freiheit mehr geschadet durch ihre Lehren und durch die Ausübung derselben, als sie ihr durch die Erweckung der Menschen aus der Gleichgültigkeit und durch die Aufschüttelung derselben aus der Erstarrung genützt haben.

Mit besserem Glück und Recht wird bei Christen und Menschen, besonders bei teutschen Menschen, das Erbarmen mit den Besiegten angerufen. Viele sagen:

Auch die Franzosen haben genug gelitten. Sie sind anfangs beinahe zehn Jahre lang durch die wildeste und gräuelvolleste Revolution gegangen, die ihr bestes Blut und ihren reichsten Wohlstand zerstört, und, wenn sie sie auch einige Jahre zu Räubern und Plünderern aller Länder erhob, sie darum im Innern doch nicht reicher und glücklicher gemacht hat. Dann haben sie vierzehn Jahre einen wilden Tyran-

nen dulden müssen, der die ersten Jahre seiner Regierung durch seine Kriege Sieg und Gold nach Frankreich gebracht, aber in den letzten sechs Jahren Volk und Reichthum und Ehre und Glück auf das beispielloseste vergeudet und verspielt hat. Dieser mußte einem höheren Verhängnisse weichen, und es schien, er habe seine Rolle auf immer ausgespielt. Aber die schwarzen Geister der Rache und des Unglücks waren noch nicht satt, das französische Volk war noch nicht elend genug; es ward noch einmal vom bösen Wahn verblendet, und empfing den Sohn des Unheils und Verderbens, der aus seiner Schlangenhöhle der Insel Elba entronnen war, mit Jauchzen und Frohlocken — und er hat ihnen endlich das siebenfache Unglück gebracht in Vergleichung mit allem Früheren, was sie erlitten haben. Jetzt sind sie erlegen unter den Fahnen des fürchterlichen Ungeheuers, das vom Glücke verlassen war, jetzt sind sie in die Hände der gewaltigen Sieger und der zornigen Völker gegeben, und sie mögen zusehen, wie sie den Zorn beschwichtigen und die Rache ablenken wollen; denn als sie siegreich und glücklich waren, haben sie die Völker verhöhnt und zertreten und nimmer Erbarmen gehabt mit den Unglücklichen und Zerschlagenen. Und nicht Heere gießen sich über [illegible]e hin, sondern eine Sündfluth der Völker, die ihr trotziger Uebermuth und Verrath gegen sie gereizt und geharnischt hat. Dazu streitende Partheien und wüthender Aufruhr im Innern, belagerte und eingeäscherte Städte, verbrannte und geplünderte Dörfer, stürmende Wuth und grimmiger Aufstand in mehreren Landschaften; endlich

noch das Schwerste und Bitterste für einen Franzosen — daß sie sich und ihre Hauptstadt und die blühendsten und stärksten Landschaften in der Gewalt der Fremden sehen müssen. An allem diesem, das theils verschuldet theils unverschuldet, immer schwer und schrecklich auf sie fällt, haben sie so viel zu tragen, und fühlen sich so zerknirscht und gedemüthigt, daß es fast zu grausam wäre, wenn man diese natürlichen Lasten durch künstliche noch vermehren wollte. Auch wir Teutsche haben unser schweres Unglück nicht ohne unsere Sünden getragen, und es wäre wohl beides unmenschlich und unchristlich, wenn man unsre Soldaten in Frankreich nicht lieber zurückhalten als spornen, nicht lieber zur Liebe und Milde als zur Unbarmherzigkeit ermahnen wollte. Denn alle wilde Leidenschaften treiben den Menschen oft für lange Zeit aus ihm selbst heraus und sind nicht nur einem Heere, sondern einem ganzen Volke gefährlich, und wurzeln von Geschlecht zu Geschlecht oft lange nach, wie alles Böse, dem der Mensch sich irgend einmal überlassen hat. Darum, teutsche Soldaten, wie Christus lehrte und wie das Kreuz, womit ihr euch wie mit einem himmlischen Zeichen geschmückt habt, euch ermahnt: Im Glücke demüthig und im Siege milde, und vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern gewinnet selbst eure Feinde durch Großmuth und Freundlichkeit.

So ermahnen uns Viele von verschiedenen Seiten her und zum Theil mit den allerverschiedensten Ansichten und Absichten, und suchen uns den Zorn und Haß überhaupt

als eine Wuth und ein Verderben der menschlichen Natur zu zeigen, und als eine Lehre des Gräuels, die erst seit dem Sturze der Franzosen, seit den letzten vier Jahren, aufgekommen sey und deren Verkündiger billig aus dem teutschen Volke verbannt werden sollten. Sie sagen, diese Lehre, wie andre Irrthümer menschlicher Leidenschaft, war anfangs vielleicht nothwendig, um die Gemüther zu entflammen, das Joch der Knechtschaft zu zerbrechen und die Schande abzuwälzen; aber jetzt sey ihrer genug, und es dürfe nichts mehr klingen als Eintracht, Friede und Versöhnung der Völker. Einige von diesen Warnern sind uns ehrwürdig, und meinen es wirklich christlich und menschlich fromm, sie fürchten, das teutsche Volk könnte durch Leidenschaften zu sehr aufgeregt und zu wild werden; andere hingegen meinen es gar nicht weder christlich noch menschlich noch teutsch, sondern sie meinen es treulos und unteutsch, und warnen und ermahnen und schreien so von Milde und Barmherzigkeit und Versöhnung, und verstecken sich hinter gleissenden Larven und Scheinen, weil ihnen diesmal um ihre lieben Franzosen wirklich sehr bange ist.

Wie diese verschiedenen Prediger und Ermahner zur Güte und Milde es auch meinen und aus welchen Absichten sie auch predigen und verkündigen mögen, ich stimme in dem Einen Punkte ganz mit ihnen überein, daß man jeden einzelnen teutschen Soldaten zu christlicher Freundlichkeit, Güte und Barmherzigkeit ermahnen soll, daß man ihm die einzelne Rache als etwas Scheußliches darstellen soll, daß man ihm

sagen soll und täglich und stündlich wieder sagen soll, daß die Unbewehrten, die Weiber, die Jungfrauen und Kinder unmittelbar in Gottes Schutze sind, und daß schwer bestraft wird, wer sie muthwillig plagt und vergewaltigt. Christliche Zucht muß einem jeden teutschen Soldaten gepredigt werden auch gegen den bösesten Feind, und die Lehre muß endlich allgemeine Lehre des Christen werden: daß nur gegen den Bewehrten Wehr und Gewalt erlaubt sind.

Auf diese Weise, aber auch nur auf diese Weise, sollen wir immer Mitleid und Erbarmen haben, auch mit dem Feinde, der uns das Böseste gethan hat; so soll der teutsche Soldat es jetzt auch mit dem unglücklichen Franzosen haben, wo er ihm in die Gewalt gegeben wird, und kein teutscher Anführer, der es wohl meint mit dem künftigen Glücke seines Volkes, wird seine Untergebenen zu Thaten wüster Leidenschaft spornen und aufhetzen. Aber ganz anders wird der Gesichtspunkt dieser Milde und dieses Mitleids, wenn wir uns den Franzosen als Volk gegen Volk gegenüber stellen. Da treten wir aus dem Einzelnen und Kleinen heraus, und unsre Ansichten und Gefühle müssen sich auf das Ganze und Große richten und darin fast ganz untergehen. Da ist der Haß, da ist die Strafe nicht nur etwas Erlaubtes, sondern sogar oft etwas Gebotenes. Ich muß alte politische Wahrheiten, die aber immer wieder vergessen werden wollen, hier noch einmal wieder berühren.

Es soll keine Liebe der Völker geben zu einander und es kann keine geben, wie die hohe und himmlische Liebe ist,

welche in Christi Evangelium gelehrt und geboten wird; aber eine solche Liebe der Menschen zu einander soll es geben. Der einzelne Mensch ist kein rein geistiges und sittliches Wesen, er ist aus Leib und Seele, aus irdischen und himmlischen Kräften und Trieben zusammengesetzt; doch bleibt es immer und ewig die Aufgabe seines Erdenlebens, daß er das Geistige und Sittliche siegend mache über das Leibliche und Sinnliche, d. h. daß die Leidenschaft und Begierde der Vernunft dienstbar werde. Eben dieses Streben soll das Streben eines ganzen Volkes seyn. Aber zwischen dem Einzelnen und dem ganzen Volke ist eine ungeheure Kluft. Der Einzelne kann sich in dem Einzelnen vergessen, er kann in das Einzelne übergehen, er kann sich in dem Einzelnen verlieren, und doch immer wieder zu dem Ganzen zurückkehren; wenn aber solches dem Ganzen widerfahren könnte, so wäre damit auch seine Auflösung da, es wäre untergegangen. Denn das Ganze, oder was man Volk nennt, die Gesammtheit des einzelnen Mannigfaltigen und der vielen einzelnen Eigenthümlichkeiten, trägt zu viel Abgeschlossenes und Schweres in sich, als daß es sich aus sich selbst herausschnellen könnte. Daher muß ein Volk einem Volke, so lange es als solches bestehen will, durchaus gegenüber stehen, und fast feindselig gegenüber stehen, wo der Einzelne des einen Volkes den Einzelnen des andern Volkes oft mit recht warmer und menschlicher Liebe umarmen kann. Ich will dies noch deutlicher zu machen suchen.

Nicht die Sprachen allein, obgleich in diesen etwas Ge-

waltiges liegt, bilden den Unterschied und den Gegensatz der Völker; nein, es sind in jedem Volke, das noch ein Volk heissen kann, bestimmte und abgeschlossene Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten, die es von allen andern Völkern unterscheiden. Diese Eigenthümlichkeiten, aus allen einzelnen Gliedern des Volkes in Masse gesammelt, treten scharf und streng, ja oft recht eckigt vor, wann Volk dem Volke gegenüber steht; sie sind, wie Dornen und rauhe und harte Rinden und Schalen bei Bäumen und Früchten, die natürliche Wehr des Volkes gegen andere Völker: sie sollen dieses Volk den andern Völkern weniger zugänglich und lieb machen. Der einzelne Mensch aber, in welchem die einzelne Eigenthümlichkeit, die er in mancherlei Abstufungen der Aehnlichkeit vielleicht mit Millionen seines Volkes gemein hat, nicht so schneidend vortreten kann, hat einen leichteren Uebergang zu Einzelnen auch eines solchen Volkes, das seinem Volke recht schroff gegenüber steht; ja die volksthümlichen Verschiedenheiten können zuweilen einen Reitz der Verbindung geben: hier kann und soll und darf der Mensch in dem Menschen untergehen in Liebe und Freude und seines Volkes oft vergessen. Auf diese Weise kann der Franzose mit dem Teutschen, und der Teutsche mit dem Russen, und der Russe mit dem Italiäner, und endlich alle vier mit einander, recht menschlich und christlich seyn und leben. Aber so wie sich die verschiedenen Einzelnheiten als Masse gegen Masse, d. h. als Volk gegen Volk, stellen, so bemächtigt sich ihrer alsbald ein nicht geistiges, sondern fast mehr leibliches

Gefühl irdischer Nothwendigkeit, ein Gefühl, das ich ein Gefühl des Lebens, ein Gefühl der Sorge um das Daseyn nennen mögte. Das heißt mit schlichten Worten: Die Völker einander gegenüber fühlen sich mehr als leibliche Wesen, ja oft als bloß abhängige und von den Elementen bekämpfte und gedrängte Naturwesen; die Einzelnen den Einzelnen gegenüber fühlen sich mehr als geistige Wesen, oft als von irdischen Elementen und Nöthen fast unabhängige Wesen. Daher müssen Völker das Fremde heftiger von sich abstoßen, als Einzelne, weil sie mehr Gefühl von Gefahr und Untergang in sich tragen, als der Einzelne, der auch unbewußt immer ein Gefühl des Ganzen in sich trägt, dem er angehört und zu dem er sich zurückziehen kann, wenn das Fremde ihn in sich zu verschlingen drohet. Ein solches Gefühl, daß die Liebe zu dem Fremden oder der Umgang mit dem Fremden ihn von seinem eigentlichen Boden loswurzelt, wandelt den Einzelnen oft an selbst mitten in seinem Volke; es wandelt Manche in der Fremde oft so fürchterlich an, daß sie vor Heimweh umkommen oder sich durch Selbstmord tödten. Ein Volk fühlt sich so sehr leiblich und physisch, ja oft so sehr klimatisch, gleichsam aus einer bestimmten Erde gewachsen und in einer besondern Eigenthümlichkeit und Art entwickelt und unter sich zusammengeronnen, daß selbst die Verbindung mit dem mildesten und gerechtesten Fremden ihm gelindest wie ein irdischer Tod vorkömmt und erscheint. Freilich sind

die meisten solcher Verbindungen eines Volkes mit einem andern Volke oder mit andern Völkern, wodurch seine Eigenthümlichkeit von andern bedroht wird, durch die Gewalt und durch das Schwerdtrecht eingeleitet; aber selbst, wenn sie leichter geschehen, ist auch bei den schlechtesten und unglücklichsten und rohesten Völkern, die solches erleiden, eine Wehklage, als sey wenigstens durch einen nicht ganz schmerzlosen Tod zu einer schöneren Auferstehung gegangen.

Die Frage ist nicht mehr jung: Ob nicht endlich auf der ganzen Erde Eine Heerde und Ein Hirte, oder, mit andern Worten gesagt, Eine Sprache und Ein Volk seyn wird? Diese Frage ist eigentlich ganz Eins mit jener theologischen, die auch oft erregt worden ist; Ob je und wann denn das tausendjährige Reich seyn wird? Dabei wird das Schöne auf Erden als wirklich geträumt, was, aus geistigen und sittlichen Gefühlen empfangen und gebohren, aus einer besseren Welt hieher mit herübergenommen ist, nemlich: Abschaffung alles Krieges und Blutvergießens, allgemeine Gerechtigkeit, ewiger Friede, kurz ein himmlisches Leben auf Erden und allgemeine Freude und Glückseligkeit. Bei diesen Fragen und Wünschen hat man aber die schwere und harte Erde mit allen ihren Nöthen und Plagen und den leiblichen und irdischen Menschen mit allen seinen Gelüsten und Bedürfnissen gar nicht mit eingerechnet; man hat die Unmöglichkeit, ja die Unstatthaftigkeit dieses Zustandes hier auf unserm

Planeten gar nicht erwogen. Denn so traurig ist die menschliche Unvollkommenheit, wie wir sie hier kennen, zusammengesetzt, daß grade durch das, was auf der einen Seite das Unglück und das Verbrechen gebährt, auf der andern Seite allein die sittliche und geistige Kraft des Menschen gereizt und erhöht wird. Dieser unvollkommene Zustand des Menschen auf Erden ist recht eigentlich ein unaufhörlicher und nie ablassender Kampf und Krieg der Geister und der Leiber, in welchem in einigen die leiblichen, in anderen die geistigen Kräfte die mächtigeren sind. Das Leibliche liegt (um durch ein Gleichniß zu erklären) in dem Menschen schwer und hart wie Stein und Metall, worin das Geistige mit festen Banden verschlossen und in starrer Unbeweglichkeit gebunden ist; nur der Hader der Leidenschaften mit einander bringt den harten Stein und das starre Metall in Flüssigkeit, und lustig lösen und entbinden sich dann die Geister und fliegen nach oben und schweben über der tobenden und gährenden Masse, die sie verlassen haben, und herrschen über das, von dem sie beherrscht wurden. Damit also ein stolzeres und geistigeres Leben sey, kann hier der ewige Friede und die unzerstörbare Gerechtigkeit nicht herrschen. Jener Friede, der bei mehr geistigen Naturen, als die Menschen nun einmal sind, mit dem lebendigsten Leben beisammen seyn kann, würde hier bei ihnen nichts Anderes erschaffen, als den völligen Untergang des Geistigen und Sittlichen in dem Leiblichen: Faulheit, Wollust, völlige Nichtigkeit würden statt jener schönen Gottseligkeit und Friedseligkeit herrschen, welche die Frommen sich

so gern als die Folge ihres Traumes von Einer Heerde und Einem Hirten denken.

Und wohin wollen wir endlich mit unsern Wahnen und Gedanken hier unten? wohin versteigen und verfliegen wir uns, wenn wir nicht bei Gott und seinem Willen und bei dem tröstlichem Glauben bleiben, daß er es alles von Anfang an am besten gewußt und am weisesten gemacht hat. Gott hat die Verschiedenheit der Sprachen und damit auch die Verschiedenheit der Völker gesetzt; er hat jedem sein Eigenthümliches und Besonderes gesetzt, damit sie einander fern und fremd blieben, damit in jedem etwas wäre, was den andern widerlich, feindlich, wenigstens fremd däuchte und auffiele, und daß sie also von einander ausgeschlossen und abgestossen würden. Abneigung und Entfernung der Völker, wenn sie einander gegenüber stehen, hat Gott also gewollt, indem er die Verschiedenheit schuf; ja sogar Haß im Einzelnen, wenn in dem einen Volke irgend eine Eigenthümlichkeit sich von einer völlig entgegengesetzten Eigenthümlichkeit in dem andern Volke unangenehm berührt und verletzt fühlt. Solchen Haß und Widerwillen im Einzelnen wird es immer geben, solange es verschiedene Völker giebt; aber brennend und zulezt fast unauslöschlich wird dieser Haß, wenn das eine Volk gewagt hat, das andere in sich zu verschlingen und zu unterjochen.

Das menschliche Leben und die Regierung und Erhaltung der Völker ist kein Liebeslied von der Rose, noch ein zärtlicher Athem von dem Blümlein Vergißmeinnicht, es ist ein

hartes und steiniges und unbarmherziges Ding, wobei gewaltige und fürchterliche Kräfte gebraucht werden müßen, daß es würdig erhalten und verwaltet werde. Jeder soll und will seine Stelle behaupten, jeder stößt und drängt den andern, und ohne Kampf ist auch kein Leben mehr. Dieses Gesetz geht durch die ganze Natur von dem Würmchen und dem Pflänzchen an bis hinauf zum Löwen und zur Eiche. Ja Haß und Liebe oder Abstossen und Anziehen, und Vernichtung und Erschaffung durch Haß und Liebe sind die beiden ewigen ältesten Gesetze aller Natur und alles Lebens.

Darum, beide ihr Fromme und ihr Kurzsichtige, gehet mit eurem schönen Traum in den Himmel, woher er stammet, oder in den Himmel eurer Brust, wo ihr ihn empfangen habt, übet jene große und menschliche Liebe an dem Einzelnen eines jeden Volkes und Geschlechtes, wenn ihr könnet; aber Gottes Werk wollet nicht meistern noch verrücken. Gottes große und wohlthätige Einrichtung mit der Verschiedenheit der Zungen und Völker wollet nicht zerstören im thörigten Kinderwahne, der die irdischen Verhängnisse und Nöthen vergisset; denn ihr würdet alle Kraft, Tugend und Freiheit eures Geschlechtes damit zerstören.

Wie es das schönste Ding ist um die christliche und menschliche Liebe, die viel trägt und duldet, die gern versöhnet und ausgleichet, und auch in dem Unvollkommenen Gott noch suchet und findet, so ist es ein gar schlechtes Ding um jene sogenannte allgemeine Menschenliebe,

die ich fast **eine gemeine Liebe** nennen mögte, welche Wolf und Lamm und Tiger und Ochsen in einen Stall treiben und Gottes große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dieser Welt verwischen und auslöschen will. Diese Liebe — ich sage es gradezu, weil sie mir noch so oft entgegen kömmt — ist nur eine Art schlechte Judenliebe, die ihr Nichts mit schönen Aufschriften und Titeln behängt, und es so in die Welt hinausklingen läßt. Es ist eine Gleichgültigkeit gegen das Einzelne, ja eine Gleichgültigkeit gegen das Nächste, die sich gern gebehrdet, als brenne sie von überschwänglicher Liebe für das Allgemeine und Fernste; es ist der gepriesene Kosmopolitismus, wodurch sich vor zehen Jahren auch der schlechteste Teutsche noch über andere Völker zu erheben meinte: eine allgemeine Liebe, oder richtiger eine Gleichgültigkeit, die unser Vaterland beinahe zum Spott der Völker gemacht hat.

Bei diesem gepriesenen Nichts, wo der Einzelne nicht auf dem festen und sicheren Boden eines Ganzen, wo er nicht auf einem großen Volke ruhet, muß nothwendig alle einzelne Eigenthümlichkeit und alle große Volksthümlichkeit untergehen, und mit diesen alle große und heroische Tugenden und Geister, wodurch zu Heldenthum und Göttlichkeit geklommen und geflogen wird. Darum sollt ihr begreifen und erkennen, ihr, die ihr immer noch nicht sehen könnet, oder euch doch gebehrdet, als ob ihr nicht sehen könnet, was vor jedermänniglich so hell am Tage liegt, daß ohne großen Ge-

gensatz ein Volk nichts ist, daß ohne freudigen Haß keine freudige Liebe seyn kann. In jener mittelmässigen und matten Zeit einer traurigen Gleichgültigkeit, in jener Blüthenzeit des Kosmopolitismus der Jahre von 1780 und 1790, wo wir kaum noch ein Volk und ein Vaterland fühlten, war das ganze Leben, war die Tugend, ja war Gott selbst den meisten fast zu einem öden Traum geworden. Ich habe die Früchte dieser Zeit gekostet, ich kann also davon sprechen; denn meine Knabenjahre und mein Jünglingsalter sind in diese Zeit gefallen. Die folgenden jammervollen Jahre des Unglücks und der Knechtschaft, die Jahre von 1800 bis 1813, gehören für uns Teutsche freilich zu den gräuelvollesten und schwersten Jahren, die unsere Jahrbücher je melden werden, aber doch hatten sie schon etwas Erfreuliches, was den lezten beiden Jahrhunderten fehlte, es sproßten in ihnen Gefühle und Gedanken von Heldentugend, von Freiheit, von Volk und Vaterland, die leider zu lange geschlummert hatten, und manche kräftige Männer und Jünglinge wurden sich in ihnen einer Kraft und eines Strebens bewußt, die auch in der größten Noth doch der einzig würdige Preis des irdischen Daseyns sind. Dies hatte die Tyrannei der Wälschen, dies hatte das Unglück herausgepreßt; was viele für Abgelebtheit des teutschen Volkes und für das Ende unserer Geschichte gehalten hatten, das war nur ein langer und matter Traum gewesen: der Riesenjüngling war noch nicht todt, er war nur eingeschlafen gewesen. Es kam das Jahr 1813 und die lange gehaltene Gluth brach in lichten Flam-

men heraus, und Zorn und Haß gegen die schnöden Räuber und Unterdrücker unserer Ehre und Freiheit machte Knaben zu Helden: sie wurden zerschmettert, und Teutschland ward frei. Sie haben es nun wieder mit uns versucht im Frühlinge 1815, und sie haben dieselben Männer gefunden: Unsre siegreichen Heere sind in Paris!

Die Franzosen, die durch die Rache der Völker seit sieben Jahren in allen Ländern Europa's die Schlachtfelder bedeckt haben, die in Spanien, Rußland, Teutschland und in Frankreich selbst erschlagen worden, sind nicht ohne Haß und Zorn umgekommen; ja es hat recht heissen Zorns und recht bitteren Hasses bedurft, damit der französische Uebermuth gebändigt und die tyrannische Wuth der Franzosen und Napoleons gebrochen würde. Und man kann wohl sagen, daß, wären die Empfindungen der Menschen nicht so entflammt gewesen, der größte Theil von Europa ihnen noch in Elend und Schande dienen würde: aus gewaltigen Empfindungen sind die gewaltigen Thaten gekommen. Das Gesetz in der Menschenbrust und das göttliche Gesetz, das in den heiligen Schriften ausgesprochen und enthalten ist, warnen uns allerdings gegen die Empfindungen des Hasses, des Zornes und der Rache; aber eben diese Gesetze gebieten uns für das Gute zu streben und zu kämpfen bis in den Tod und das Böse und Verruchte zu verfolgen und zu verderben, so viel wir können. Die Empfindungen, die uns dazu treiben, können also kein Verbrechen seyn. Wahrlich mit dem belob-

ten Kosmopolitismus und mit der vornehmen Allfügsamkeit und Alldultsamkeit und Allliebe wären wir noch Sklaven, und sähen die schändlichsten Laster endlich die Welt beherrschen für Tugenden, die aus großen Mühen und Thaten erwachsen sind. Denn wer wagt es zu leugnen, daß das teutsche Volk in so vielen Beziehungen seit drei Jahren nicht besser, sittlicher und gottesfürchtiger geworden ist?

Wir sollten also nicht einmal zürnen gegen die, welche uns zugleich unglücklich und schlecht machten? wir sollten liebenswürdige, menschliche und treue Freunde nennen, die uns in ein verächtliches, kriechendes und lügnerisches Sklavenvolk verwandeln wollten? wir sollten diejenigen nicht strafen, welche alle Rechte und Gesetze der Menschlichkeit unter die Füße traten? welche mit der wildesten Grausamkeit und dem härtesten Geiz unsern Wohlstand vernichteten? welche mit dem schnödesten Uebermuthe zugleich Gott und die Menschheit verhöhnten? So weit will man uns abmahnen von dem Rechten und Gebührlichen, ja sogar von dem Gebotenen und Nothwendigen.

Nein, nicht also. Ohne Zorn hätten wir die Rettung nicht vollbracht, ohne Haß der Bösen könnten wir das Gute nicht lieben und erlangen; ohne Strafe endlich könnte das Unheil uns bald wieder auf dem Nacken sitzen, und zwar schwerer und verderblicher, als wir es das erste Mal gefühlt haben. Ich will gewiß nicht, daß der teutsche Soldat ein grausames und reissendes Thier werden, daß er ohne Schonung und Erbarmen alles mishandeln und entweihen, daß

er bei den Franzosen allen Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleids sich verhärten soll; denn wenn wir solche Unthiere zurückerhielten, so wären unsre herrlichen von Gott gegebenen Siege für uns die größten Niederlagen gewesen. Aber ich will, daß das Uebel einmal an der Wurzel ausgerottet und ausgebrannt werde, ich will, daß die Flamme jetzt völlig ausgelöscht werde, die, wenn man sie wieder nur zudeckt, endlich ganz Europa verzehren wird. Denn lassen wir jetzt wieder aus unzeitiger Großmuth geschehen, daß die verbrecherische Rotte mit ihren Hülfsmitteln beisammen bleibt, so lassen wir auch alle Keime eines baldigen Krieges da; und der Haß der Völker wird bis zur allgemeinen Zerstörung schwellen und das Geschlecht wird verwildern. Darum sollen und müssen die Helfershelfer des Tyrannen und die Plager und Schänder der Völker gestraft werden. Und das Amt ist uns gegeben von Gott, der den Sieg gegeben hat, und wir müssen es üben im Namen Gottes.

Denn jene Rotte, die sich diesen Frühling erhob und die noch nicht ganz niedergeschlagen ist, muß zermalmt und zerknirscht werden. Sie schnob Uebermuth und Rache gegen Gott und gegen die Freiheit aller Völker, sie schnaubt sie noch. Wir haben Gottes Gerichte erkannt über die Völker, wir haben uns vor ihnen gedemüthigt, und Gott ist mit uns gewesen in den letzten Jahren und hat Glück und Sieg verliehen. Diese aber bleiben, die sie sind, und die Welt kann und wird keinen Frieden haben, bis sie zermalmt sind. Können die Franzosen, die zu dieser Rotte gehören — und

daß es sehr viele sind, haben wir doch wohl seit fünf Monaten gesehen und sehen es noch — durch Unglück nicht besser werden, so sind sie unverbesserlich. Daß diese Probe an ihnen geschehe, haben sie gewollt und will Gott, der sie in die Hände der Verbündeten gegeben hat. Da sie selbst sich nicht demüthigen noch Gott erkennen wollen, so muß der Trotz zerschlagen und der Uebermuth gebrochen werden. Nicht aus kleinlicher Rache des Einzelnen, sondern aus dem Gefühle der weltgerichtlichen Gerechtigkeit muß die Strafe über die grausen Verbrecher verhängt werden.

Der Einzelne darf verzeihen, ja der Einzelne kann nicht zu mild und gnädig seyn dem Einzelnen gegenüber. Auf die Weise, soll es mich freuen, daß meine Landsleute freundlich und menschlich sind. Denn schlimm und gefährlich ist die Probe, daß der zu oft Gereitzte und Herausgeforderte nicht endlich selbst wild und grausam werde und die Schranken alles Menschlichen überschreite. Darum müssen die Banditen jetzt so verkleinert und geschwächt werden, daß ihre Wuth aus Ohnmacht still seyn muß. Sonst kommen sie zum fünften, sechsten Male wieder und hetzen uns endlich alle in die Barbarei hinein. Denn wie sollen wir die wilden und wüsten Ungeheuer endlich anders bestreiten, als mit ihren Waffen? — Die Völker also, und die Vertreter und Sprecher der Völker, die Herrscher und ihre Feldherren und Räthe, sollen die große Gerechtigkeit strenge und ernst üben, und nicht auf einzelne bestochene Bettlerstimmen hören, sondern auf die Noth und das Weh von ganz Europa und auf ihre

eigene Noth und auf die Noth ihrer Kinder und Kindeskinder nach ihnen; denn nicht zum dritten und vierten Male wird ihnen Gott auf dieselbe Weise Rettung bringen von den Anschlägen der Verworfenen. Der Brand, den sie nun nicht löschen, wird ein Brand des Unglücks werden, der ganz Europa anzündet und sie und ihre Häuser vielleicht zuerst niederbrennt. Denn das sehen und hören sie wohl, daß Napoleon nicht das einzige Ungeheuer ist, sondern daß er nur einer der vielen tausend Köpfe ist, die von dem dicken Leibe des Thieres vom Abgrund, das mit seinem Gifte die ganze Erde umschlingen mögte, emporzucken.

Und wenn es auch die Noth nicht wäre und wenn auch das Geschrei der Völker und die warnende Stimme Gottes nicht ermahnte, Völker dürfen Weltunrecht nie so verzeihen und ungestraft lassen, als man 1814 in dem Frieden zu Paris gethan hat. Das Unrecht scheint ein Recht zu bekommen, wenn man ihm verzeiht, das Unheil schlägt eine Wurzel, die man nachher vergebens ausrotten mögte, und überwuchert das Glück und den Ruhm der Staaten und verbreitet Elend und Jammer über lange Geschlechter der Menschen. Diese haben an die Ehre, an die Freiheit, an die Rechte aller Völker gewollt, ihr letzter Aufstand war ein wiederholter Versuch, ob ihnen die Schändung und Unterjochung derselben nicht wieder gelingen mögte; sie müssen fühlen lernen, daß das der höchste Frevel ist, dessen ein Volk sich gegen andere unterfangen kann. — Und welche Beispiele, welche Ermunterung für alle Bösesten und Verruchtesten,

wenn Menschen wie Davoust, Vandamme, Savary, Ney, Fouché, und ihres Gelichters, die der Sieg in unsere Hände gegeben hat, mit ihren Gütern sicher in Europa wohnen mögen?

Es werden Bettler genug aufstehen für die Bösen und für das böse Frankreich, ja sie sind schon da und haben sich schlau genug wieder zusammengekettet, und diejenigen ihrer Freunde, die einstweilen misfallen könnten, sind ein wenig seitwärts abgetreten und halten sich verborgen, bis die Zeit kommt, wo sie wieder zum Vorschein kommen und das alte Spiel von vorne wieder beginnen können. Schon schweifelt und weifelt der alte Fuchsschwanz wieder und mögte uns durch seine Webeleien und Weifeleien gern mit Sand und Naß wieder die Augen füllen und nachher die geblendet heimgeschickten ausgreinen und aushöhnen. O sie sind listig und gewandt zum Betruge wie kein anderes Volk, und haben wieder solche an ihre Spitze gestellt, mit welchen ihnen das Mögliche gelingen wird. Dazu haben sie den alten König eingeholt, den sie nicht mögen, ja den sie verachten, weil er kein blutiges Herz hat, wie ihr Banditenführer der Korse; nun soll er wieder zwischen sie und zwischen den Zorn der Völker und Herrscher als Versöhner und Vermittler treten, und uns ohne den Lohn unsers Blutes und unserer Arbeiten und ohne die Sicherheit des Friedens, die wir von den Treulosen in etwas anderem als in diplomatischem Papier zu fordern haben, wieder auf das geschwindeste und ärmste und hungrigste aus Frankreich herauskomplimentiren.

Er wird kommen und auf seine wankenden Kniee und sein graues Haar und sein alt angestammtes Königthum weisen, er wird den einen Herrscher nach dem andern zu bearbeiten und zu erweichen suchen, er wird sagen:

Ihr habt mich als König von Frankreich erkannt und als solchen wieder auf den Thron meiner Väter gesetzt. Ich habe damals erklärt, daß ich nimmer ein anderes Frankreich beherrschen wolle als das ganze und mächtige Frankreich, wie es im Jahr 1792 war, weil das stolze und glorreiche französische Volk nie einwilligen wird, sich verkleinern und schwächen zu lassen, weil es nie einen Herrscher dulden wird, unter dessen Regierung ihm solche Schmach widerfahren wäre. Will man mich also wiederherstellen, so mache man mich zu dem Könige des ganzen Frankreichs.

Das französische Volk hat in dem letzten Vierteljahrhundert allerdings auf mancherlei Weise gegen seine Nachbarn gesündigt, es hat während jener Umwälzung, deren Opfer auch ich gewesen bin, durch große politische Irrthümer und durch Ausschweifungen einer zu feurigen Fantasie fast bis zu Verbrechen gefehlt; aber es rechnet eben diese Zeit des Wahns und der Bethörung auch nach den Erinnerungen unsterblicher Thaten. Ihm diese Erinnerungen rauben oder gar beflecken, ihm die mit seinem theuersten Blute erkauften Denkmäler rauben wollen, ihm zeigen, daß man es mit planmässiger Schadenfreude arm und schwach machen wolle — das hieße den Samen eines Hasses aussäen, den alle andere Völker verderblich fühlen würden. Denn ein so großes Volk

wird nimmer dulden, daß es beschimpft gewiesen werden kann. Und mein Herz wird nicht dulden, daß ich über ein unglückliches Volk herrsche.

Alle Herrscher haben bei dem Anfange des großen Kampfes, der nun schon in das dritte Jahr währt und den Gott so sichtbarlich gesegnet hat, mit einer Gesinnung, die ihnen ewig Ehre macht, erklärt, daß sie nichts wollten, als die Beruhigung und Befreigung Europa's und die Wiederherstellung der Ordnung und des Gleichgewichts, welche die französischen Jakobiner und Bonaparte zerstört haben; sie haben im Angesichte der Welt erklärt, daß nicht Eroberungsgier, nicht Rachsucht ihre Schritte leite, daß sie nicht unser Land und unser Gut begehren, sondern unser Glück und unsern Frieden; sie werden eine solche feierliche Erklärung nicht brechen, sie werden von unsern Gränzen nichts abschneiden, sie werden uns nicht Lasten von Kriegssteuern auflegen, unter deren Druck wir Jahrhunderte ächzen müßten und die statt der Gebete und Gelübde für ihr Wohl nur Flüche und Verwünschungen von französischen Lippen locken würden.

Vor allem aber bitte ich im Namen der europäischen Gerechtigkeit und des europäischen Friedens die erhabenen Herrscher und Vertreter der Völker, daß sie wohl zusehen, was sie thun, daß sie nicht einen Haß und eine Erbitterung stiften, welche ein unübersehliches und unüberwindliches Unglück gebähren, und endlich die französische Umkehrung jakobinisch über alle Länder hinwälzen, wie der nun gestürzte Tyrann sie korsisch darüber wälzte. Ich erin-

nere noch einmal an den französischen Stolz und die französische Hochherzigkeit. Das große Volk, als dessen König ich gebohren bin, konnte nur durch ein wundersames Zusammentreffen der Umstände, die in Jahrhunderten vielleicht nicht wiederkommen, besiegt werden, wie es besiegt worden ist; nur auf diese Weise konnten Paris, Lyon, Bordeaux den nie gesehenen Anblick fremder Waffen und Monturen haben, das große Volk konnte auch einmal die Wechsel des Glückes erfahren, es konnte seine Unfälle und Umschläge haben, und hatte sie; aber nimmer wird es Demüthigung dulden noch weniger Schimpf: gegen Großmuth aber wird es empfänglich seyn, durch eine großmüthige Behandlung, durch ein großmüthiges Vergessen und Vergeben seiner Verirrungen wird man es in Dankbarkeit binden; und diese Großmuth, die einzige Bürgschaft eines langen und dauerhaften Friedens, spreche ich für das Glück meines Volkes und für das Glück der Völker an.

Diesen Worten Ludwigs des Achtzehnten, welche oder deren ähnliche man täglich aus seinem und seiner Minister Munde fliegen hört, würde ich, wäre ich einer der höchsten Lenker und Entscheider der Dinge, ungefähr so antworten:

Lieber Herr Bruder und Vetter! Wenn wir dein graues Haupt und deine wankenden Kniee betrachten, so thut es uns allerdings leid um dich und uns jammert des Unglücks, das dich über zwanzig Jahre in der Welt umhergetrieben, und jetzt selbst dein hohes Alter wieder mit Stürmen umbraust. Du suchest die Ruhe, und welcher der Sterblichen

sucht sie nicht sogar bei einem frischen Leben, wie vielmehr bei einem ermatteten? Wir wünschen auch, daß du sie findest; aber auf die Weise, wie du meinst, wirst du sie nimmer erlangen. Du lebst darüber, wie über die Zeit und über dein Volk, im Irrthum. Aller Irrthum ist verderblich, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, und, wenn es dir auch weh thut, wir müssen dir die reine Wahrheit zeigen und jenen Wahn zersprengen, womit nicht du, sondern womit diejenigen dich umspinnen, die es mit dir und und mit uns gleich übel meinen. Denn nicht du sprichst aus dir noch aus deinem königlichen Verhältnisse und Vortheile, sondern sie scheinen aus ihren Verhältnissen und ihren Vortheilen in dir zu sprechen.

Was deine erste Bitte betrifft, guter König Ludwig, so magst du für dich allerdings deinen Willen haben, und ob du überhaupt König seyn willst und unter welchen Bedingungen du König seyn willst, darüber haben wir nichts zu bestimmen und wollen nichts bestimmen. Was du von dem ganzen Frankreich sagst, darin sagst du recht; auch meinen wir Frankreich nicht zu zerreissen, wenn deine Franzosen durch immer wiederholten Aufstand gegen Europas Frieden und Freiheit uns das nicht durchaus nothwendig machen. Aber zuvörderst müssen wir uns über den Begriff der zwei Worte ganzes Frankreich ein wenig verständigen mit einander. Deine Franzosen haben sich mit einer etwas frechen Unrechtlichkeit schon seit Jahrhunderten angewöhnt, alles, was ihnen gefällt, an sich zu nehmen und

es sogleich mit dem Namen französisch zu taufen. So haben sie es auch mit fremdem Lande gemacht und fast alle ihre Nachbarn ohne Ausnahme bestohlen. Dieses Land, was sie den Teutschen, Italiänern und Spaniern seit drei Jahrhunderten mehr hinterlistig als ehrlich abgedrungen haben, nennen sie nun auch Frankreich. Was wirst du aber sagen, wirst du es unbillig und grausam nennen, wenn jetzt, da Gott den Völkern in die Hand gegeben hat, die große Abrechnung mit deinem Volke zu halten, ein jedes das Seinige wieder nimmt. Sagst du, das Volk wird es dir anrechnen und dich als König nicht dulden, so ist das nichts gesagt, und schon durch die That widerlegt. Sie haben dich nicht geduldet, sie haben dich treulos aus dem Lande gejagt, als wir ihnen vor einem Jahre so vieles ließen, was uns gehörte, als wir es ihnen nur deswegen ließen, weil du uns überreden wolltest, nur unter solchen Bedingungen werdest du ihnen ein angenehmer und willkommener König seyn. Sie werden dich am besten dulden, wann sie vor unserm Zorn zittern müssen. Wenn wir sie auf ihr gebührliches Maaß zurückführen, wenn wir das Unsrige wieder nehmen und sie so klein machen, als sie vor Jahrhunderten waren, so wirst du und so werden wir in Ruhe herrschen. Die Namen stolzes und glorreiches Volk sind eitle Klänge, die ihnen leid werden müssen. Wir sind auch stolz und glorreich, wenigstens sind wirs nicht weniger als sie, und es ist deinen Franzosen gut, daß der unchristliche Trotz verschwinde, als seyen sie gebohren, uns zu plagen und zu be-

herrschen. Sie sind die stählernen und eisernen Männer nicht, sie sind die Unbesieglichen und Fürchterlichen nicht, als welche sie sich selbst in eitler Ruhmredigkeit hingestellt und gezeigt haben; sonst wären wir nicht in Paris mit unsern Heeren, und du wohntest noch im Elende in Mietau oder in London.

Was von den Irrthümern des französischen Volks und von den Ausschweifungen einer zu feurigen Fantasie und von andern Dingen gesagt wird, die unsere Ohren aus tausend französischen Münden bis zur Uebersättigung haben hören müssen, das kann uns nicht mehr bestechen, da wir den Hohn und den Uebermuth und die Gräuel dieses Volks zu viel gefühlt und gesehen haben. Wir wissen solche zierliche Floskeln nun auf teutsch zu übersetzen. — Die Erinnerungen, die dem Volke werth seyn dürfen, wird ihm niemand nehmen können, wenn er es auch wollte; die Erinnerungen aber, die sich an Raub und Plünderung knüpfen, müssen ihm zu seiner eigenen Besserung genommen werden — Seinen Haß fürchten wir nicht, wenn es uns deswegen hassen will, daß wir unser Recht an ihm suchen. Was sollten wir mit der Liebe derer thun, die immer noch auf Ungerechtigkeit und Frevel trotzen? — Dein Herz, guter König, kann nicht dulden, daß du über ein unglückliches Volk herrschest. Wir können dein Gefühl nicht tadeln. Aber du erlaubst uns zu bekennen, daß wir eben solche Herzen gegen unsere Völker haben. Diese sind durch die Franzosen die unglücklichsten geworden, und es ist billig, daß diese ihnen we-

nigstens einen kleinen Theil der von ihnen verschuldeten Plagen und Nöthen vergüten; denn das ganze Unglück zu vergüten und das volle Elend zu bezahlen, dazu reichte ganz Frankreich nicht hin, wenn man es auch stückweise verkaufen wollte und alle deine Franzosen obenein. Wenn du von dem Unglück deines Volkes sprichst, das sie wahrlich selbst über sich gezogen haben, so erinnern wir dich deiner eigenen Worte, die du den von französischen Soldaten verwüsteten und geplünderten Hamburgern im verflossenen Jahre sagtest; du wiesest ihre gerechten Forderungen wegen Entschädigung gar leicht mit der Antwort ab: Ganz Europa sey nun zwanzig Jahre unglücklich gewesen; sie mögen sich mit dem allgemeinen Unglück trösten. — So tröste die Deinigen nun auch, welche die Züchtigung wahrlich anders verdient haben, als die unschuldigen Hamburger die ihrige.

Die Erklärung der Herrscher, worauf du dich berufest, ist von ihnen nicht gebrochen worden; aber von den Franzosen ist das Band der Gnade, womit sie die Unverdienten umschlangen, mit frevlem Troß zerrissen, und da sie nicht abgelassen haben von dem Bösen, so treffe sie, woran sie gewettet haben, das Recht und die Strafe. Und nicht unbarmherzig, wie sie immer ihr Glück gemisbraucht haben, treffe sie das Recht und die Strafe, sondern nur das ungerecht entwendete Land und Gut nehmen sie wieder von ihnen — Von Gleichgewicht darf bei denen nicht gesprochen werden, die von jeher die fertigsten waren, es zu zerstören. Sie müssen geschwächt und gedemüthigt werden, damit Eu-

ropa Ordnung und Frieden habe; das wird auch ihr Glück und ihr Friede seyn. Der Friedenstörer muß ausser Stande gesetzt werden, zu schaden — Daß sie auch einmal Kriegssteuern bezahlen, Lieferungen leisten, Einquartierungen dulden ist eine billige Ausgleichung Gottes, der keinen Uebermuth ungestraft läßt; da alle Völker ächzen und bis zum Aushauchen des letzten Athems angespannt sind, warum sollten die, welche das verschuldet haben, so ganz lustig und leise durch die Zeit hinhüpfen? — Gebete und Wünsche anderer für sein Wohl muß jeder gern wollen, sie muß auch ein Volk gern wollen von anderen Völkern; aber die Gebete der Ungerechten und Verruchten können nicht helfen, und ihre Flüche und Verwünschungen können nicht schaden.

Das Letzte, König Ludwig, was du von dem Stolze und von der Hochherzigkeit des französischen Volkes erinnerst und was du von einem großen Volke sagst, kömmt nicht aus dir, sondern aus den jakobinischen Vertretern, die sie neben dich gestellt haben. Wir können nicht glauben, daß du sie so ansiehest; denn viele nennen dich einen frommen und wohlmeinenden Mann. Ein solcher kann bei solchen nicht von Stolz und von Hochherzigkeit sprechen; denn hochherzig und stolz kann nur genannt werden, wer Treue, Menschlichkeit und Gerechtigkeit liebt und ehrt. Auch wir mögten nicht gern, daß ganz Europa wie ein ausgeschütteter Bienenschwarm im Grimm zusammenfahren sich wieder in kadmeische Knochensaat verwandelte. Weil wir Frieden wünschen und die Aufräumung jener jakobinischen und korsischen Gräuel,

vor welchen du warnest, so müssen wir deine Franzosen so binden an Händen und Füssen, daß sie aus Furcht still sitzen müssen. Wenn wir ihnen die Macht lassen, werden sie sogleich wieder losbrechen und das kaum mit Aschen begrauete Feuer des fürchterlichen Hasses wieder aufblasen. Auch für dich und für die Deinigen können wir nicht besser sorgen, als daß wir sie einschränken; denn ihr würdet die ersten Opfer jeder Bewegung seyn. Also, daß du nicht wissest, was du bittest. — Uebrigens mögen sie erbittert seyn, so viel sie wollen, und schnauben und zähneknirschen, wir fürchten ihre grossen Worte nicht; denn solange sie bleiben, wie sie sind, stehen sie unter dem Zorn Gottes, und werden immer vor den Gerechteren erliegen. — Von unserer Grosmuth und von ihrer Dankbarkeit rede uns nicht mehr. Wir haben jetzt die Schlange gefühlt, die wir mit Liebe an unserm Busen gewärmt, sie hat, kaum wieder ein wenig erquickt, wüthende Todesbisse nach uns gethan. Unsre Gnade und Dankbarkeit vom vorigen Jahre ist uns schlecht belohnt worden, und unsre geplagten und unglücklichen Völker begehren andere Sicherheit von Frankreich, als in deinem Geklingel schöner Worte ist.

Was soll man aber mit dem besiegten Frankreich machen, damit es selbst und damit wir Andere einmal in Ruhe kommen?

Es fehlt nicht an solchen, die da sagen: Das Land hat den Frieden verwirkt, es hat durch ewigen Treubruch und Friedensbruch, dadurch, daß es mit dem gräulichsten Uebermuth keine Rechte der Völker geehrt hat, alles Recht verwirkt. Es liegt jetzt entwaffnet, friedlos und rechtlos da, und darf nichts ansprechen als die Gnade. Diese hat es aber nicht verdient; ja es würde gegen das Glück und die Ehre der andern Völker die größte Sünde seyn, wenn man wieder das Gnadenspiel mit ihnen spielte. Daher muß man sie nicht bloß einschränken, sondern so zerreissen, wie sie uns zerrissen haben; man muß ihnen eine Verfassung geben, daß sie aus Ohnmacht still seyn müssen; denn anders werden sie es nie seyn. Die Eintheilung Frankreichs machen diese ungefähr, wie folget, indem sie ganz Frankreich in fünf bis sechs Staaten zerlegen, die sie nach alten Volksunterschieden und nach besonderen Eigenthümlichkeiten des Volkes und Landes eintheilen:

1. Das Königreich Nordfrankreich oder Paris. Dieses besteht aus dem Lande, welches die Ardennen und die Somme nördlich, das Burgunderland östlich, die Normandie, Bretagne und Poitou westlich und die Berge von Clermont und Limoges südlich zur Gränze hat. Die Hauptstadt dieses Staates ist Paris.

2. Das Königreich Westfrankreich. Dieses begreift die Normandie, die Bretagne und das Touraine, Maine und Poitou in sich. Die Hauptstadt ist Nantes.

3. Das Königreich Burgund. Dieses umfaßt das Bur-

gunderland bis an den Jura. Die Hauptstadt Dijon oder Chalons.

4. Das Königreich Provence. Dieses begreift das Lyonnais mit. Seine Nordgränzen sind Burgund, seine Ostgränzen die italischen Alpen, seine Südgränzen das Mittelmeer, seine Westgränzen laufen jenseits der Rhone an der Bergkette hin und schließen sich südlich zwischen Nismes und Montpellier, so, daß Privas, Uzez, Nismes mit zum Königreiche Provence gehören. Die Hauptstadt ist Marseille.

5. Das Königreich Aquitanien oder Baskien zwischen den Pyrenäen, dem atlantischen Meere und den eben angegebenen Gränzen der Königreiche Nordfrankreich, Westfrankreich und Provence. Die Hauptstadt ist Bordeaux.

Diesen so vertheilten verschiedenen Staaten Frankreichs sollen die Herrscher (nachdem sie vorweggenommen, was von dem jetzigen Frankreich zu Spanien, Italien, Niederland, Teutschland und zur Schweitz gehört) jedem eine besondere Fürstendynastie geben, damit das Land nach und nach so auseinander wachse, daß man von demselben für manche Jahrhunderte nichts mehr zu fürchten habe. Auch sollen sie ihm eine Verfassung geben, die es durchaus ohnmächtig mache zum Angriff.

Ich bin mit diesen, die solche Zertheilungsvorschläge thun, und wohl mit Millionen anderer Europäer ganz der Meinung, daß die Franzosen tausendfältig verdient haben, hart

gezüchtigt zu werden, daß es auch für die Ruhe unseres Welttheils und meines Vaterlandes nothwendig ist, daß man sie schwäche und einschränke; aber dieser Weg scheint mir durchaus ein verkehrter.

Ein Land, das manche Jahrhunderte unter Einem Herrn in Einheit und Macht zusammengehangen hat, läßt sich nicht so willkührlich zerschneiden und zerreissen, als die Feder des diplomatischen Geographen über die Landkarte Striche ziehen kann. Wenigstens müßten die Herrscher, welche jetzt Frankreichs Loos in den Händen halten, ein halbes Jahrhundert ein europäisches Exekutionsheer in Frankreich stehen lassen, daß sie die neu gesetzten Könige und Fürsten beschützten. Denn sobald sie den Rücken gewandt hätten, würde das französische Volk von selbst wieder zusammenrinnen und seine vielen Herrscher wegjagen oder todtschlagen, damit es einem einzigen gehorchte. Viel leichter ausführbar, als diese Stiftung von mehreren Staaten aus dem Einen Frankreich, wäre sogar die Unterjochung und Eroberung des ganzen Landes. Bei jedem andern Volke, das so vielfach an allen verbrochen hätte, als die Franzosen, wäre man vielleicht auf einen solchen Gedanken gekommen. Wir aber verfluchen ihn hier, damit man uns nicht ähnlicher Gedanken zeihe, als einen Gedanken der Sünde und des Unheils, und bezeugen unsern tiefsten Abscheu gegen jedes Volk und jeden Herrscher, die lüstern sind, fremde Völker zu unterjochen oder ihnen einzuverleiben. Die Franzosen mögen als Volk bleiben, nur nicht als herrschendes oder übermächtiges Volk.

Aufgeworfen ist die Frage oft und wird wieder genug aufgeworfen: **Ob ein Volk oder ein Herrscher Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten eines andern Volkes zu mischen, und zu fragen oder gar zu bestimmen, wie dieses letztere seine Verfassung und Gesetzgebung einrichten, wen es zu seinem Herrscher wählen, ob es seinen Herrscher behalten oder ihn absetzen solle?** u. s. w.

Dieses Recht der Einmischung wird ein jeder, der überhaupt eine Idee vom Recht hat, verneinen, wenn ein Volk dem andern in einem rechtlichen Zustande gegenüber steht. Wenn aber ein Volk Scheine zeigt oder Anschläge offenbart oder Einrichtungen macht, deren Absicht oder deren Vollendung seyn würde, das Recht der Nachbarvölker zu durchbrechen und ihren gesellschaftlichen Zustand unsicher oder gar zerrüttet zu machen, so haben die andern Völker das Recht, ja die Pflicht, diesem zu wehren und ihm mit allen Mitteln, die in ihrer Gewalt sind, zu begegnen. Wenn ein Volk nun gar die Rechte und Ordnungen anderer Völker auf alle Weise gekränkt und gebrochen, wenn es sich in diesem Punkte die grausamste Willkühr gegen sie erlaubt hat, so steht es, wann Macht und Glück umschlagen, rechtlos vor ihnen, und kann sich nicht beklagen, wenn von ihnen nicht geehrt wird, worauf gerechte und unschuldige Völker sich nur berufen dürfen. Es heißt auch in dem ungeschriebenen Gesetzbuche des menschlichen Gemüthes: **Du sollst**

nicht tödten, du sollst nicht einkerkern, du sollst die von Gott gegebene Freiheit nicht verletzen; aber darf der Mörder, der Strassenräuber, der Bandit, der alles Gesetz durchbricht, sich auf dieses Gesetz berufen?

Die Franzosen haben offenbar das Recht verwirkt, sich, wie ihnen gefällt, bei ihnen selbst frei und unabhängig einzurichten und zu verfassen. Alles, was sie neu gemacht haben und neu haben machen wollen, hat sich sogleich als eine verderbliche Pest nach aussen geworfen und ist verwüstend und verheerend über die andern Völker hingefahren. In Hinsicht ihres Napoleons des Ersten und Napoleons des Zweiten vollends stand ihnen gar kein freies Wahlrecht mehr zu, da diese Familie an der Spitze einer Rotte stand, die nichts als Verruchtheit und Knechtschaft athmete und die durch die größten Gräuelthaten allen Frieden verwirkt hat. Durch der Franzosen Ungerechtigkeit, durch ihre immer neuen Revolutions- und Verfassungsversuche, und durch Eroberungsrecht stehen die siegreichen Völker jetzt auf Frankreichs Boden, und können gebieten, welchem Herrscher die Franzosen dienen und welcher Verfassung sie gehorchen sollen. Wollen diese Herrscher das Vergeltungsrecht üben, so hätten die Franzosen durch ihre Handlungsart bei andern Völkern sie von allem künftigen Vorwurf frei gesprochen, wenn sie Frankreich so einrichteten und die französische Verfassung so stellten, daß die Franzosen auf lange Zeit ein schwaches und elendiges Volk blieben.

Doch wir wollen nichts Unmenschliches und Hinterlistiges

weder billigen noch rathen gegen die Franzosen, wie unmenschlich und hinterlistig sie unsre Macht und unser Glück auch zu bestricken und zu zerstören gesucht haben. Wann wir uns die gebührliche Sicherheit des künftigen Friedens genommen und behalten haben, dann wollen wir sie in ihrem Lande ihnen selbst ganz wieder übergeben und überlassen, und dann mögen sie in Gottes Namen in noch zehn und zwanzig Proben versuchen, wie einen Franzosen eine freie und gesetzliche Verfassung kleidet.

Es könnte jemand einfallen, und vielleicht ist es einigen eingefallen, jetzt sey der Zeitpunkt da, nicht bloß Frankreich, wie jene eben meinten, in vier bis sechs Theile zu zerstückeln, jedem Theile einen besondern Herrscher zu setzen, und auf solche Weise das Land ohnmächtig und das unruhige Volk unschädlich zu machen, sondern den Franzosen auch eine solche Verfassung aufzubringen, die sie an allen ihren Gliedern fesselte und sie gewissermaßen zu politischer Elendigkeit und Nichtigkeit verdammte. Geschähe das absichtlich, so wäre das eben so schlecht, als die Franzosen es mit uns gemacht haben; und auf die Weise dürfen wir ihnen das Böse doch nicht vergelten. Physisch und leiblich müssen sie fühlen, daß sie gegen Gott und Menschen gesündigt haben, aber nicht geistig und sittlich. Da bindet auch die Völker das ewige Gesetz der Menschlichkeit und des Christenthums, daß es Pflicht ist, den Zustand der Sittlichkeit und des Rechts auf Erden nach der Möglichkeit zu befördern. Aber dies Unterfangen, das schlecht wäre, würde

nicht tödten, du sollst nicht einkerkern, du sollst die von Gott gegebene Freiheit nicht verletzen; aber darf der Mörder, der Strassenräuber, der Bandit, der alles Gesetz durchbricht, sich auf dieses Gesetz berufen?

Die Franzosen haben offenbar das Recht verwirkt, sich, wie ihnen gefällt, bei ihnen selbst frei und unabhängig einzurichten und zu verfassen. Alles, was sie neu gemacht haben und neu haben machen wollen, hat sich sogleich als eine verderbliche Pest nach aussen geworfen und ist verwüstend und verheerend über die andern Völker hingefahren. In Hinsicht ihres Napoleons des Ersten und Napoleons des Zweiten vollends stand ihnen gar kein freies Wahlrecht mehr zu, da diese Familie an der Spitze einer Rotte stand, die nichts als Verruchtheit und Knechtschaft athmete und die durch die größten Gräuelthaten allen Frieden verwirkt hat. Durch der Franzosen Ungerechtigkeit, durch ihre immer neuen Revolutions- und Verfassungsversuche, und durch Eroberungsrecht stehen die siegreichen Völker jetzt auf Frankreichs Boden, und können gebieten, welchem Herrscher die Franzosen dienen und welcher Verfassung sie gehorchen sollen. Wollen diese Herrscher das Vergeltungsrecht üben, so hätten die Franzosen durch ihre Handlungsart bei andern Völkern sie von allem künftigen Vorwurf frei gesprochen, wenn sie Frankreich so einrichteten und die französische Verfassung so stellten, daß die Franzosen auf lange Zeit ein schwaches und elendiges Volk blieben.

Doch wir wollen nichts Unmenschliches und Hinterlistiges

weder billigen noch rathen gegen die Franzosen, wie unmenschlich und hinterlistig sie unsre Macht und unser Glück auch zu bestricken und zu zerstören gesucht haben. Wann wir uns die gebührliche Sicherheit des künftigen Friedens genommen und behalten haben, dann wollen wir sie in ihrem Lande ihnen selbst ganz wieder übergeben und überlassen, und dann mögen sie in Gottes Namen in noch zehn und zwanzig Proben versuchen, wie einen Franzosen eine freie und gesetzliche Verfassung kleidet.

Es könnte jemand einfallen, und vielleicht ist es einigen eingefallen, jetzt sey der Zeitpunkt da, nicht bloß Frankreich, wie jene eben meinten, in vier bis sechs Theile zu zerstückeln, jedem Theile einen besondern Herrscher zu setzen, und auf solche Weise das Land ohnmächtig und das unruhige Volk unschädlich zu machen, sondern den Franzosen auch eine solche Verfassung aufzubringen, die sie an allen ihren Gliedern fesselte und sie gewissermaßen zu politischer Elendigkeit und Nichtigkeit verdammte. Geschähe das absichtlich, so wäre das eben so schlecht, als die Franzosen es mit uns gemacht haben; und auf die Weise dürfen wir ihnen das Böse doch nicht vergelten. Physisch und leiblich müssen sie fühlen, daß sie gegen Gott und Menschen gesündigt haben, aber nicht geistig und sittlich. Da bindet auch die Völker das ewige Gesetz der Menschlichkeit und des Christenthums, daß es Pflicht ist, den Zustand der Sittlichkeit und des Rechts auf Erden nach der Möglichkeit zu befördern. Aber dies Unterfangen, das schlecht wäre, würde

auch thörigt seyn. Zu lebendig sind die Geister dieser Zeit, welche die Welt erschüttern, als daß sie sich so zahm einfangen und binden liessen. Freilich däucht es mir, daß der Franzose nur der Affe des Großen und Gewaltigen ist, was sich in der Zeit bewegt, daß er der Schalksnarr ist, der in dem bunten Harlekinsrock ihre heiligsten und erhabensten Ideen zur Farze herab parodirt; freilich däucht es mir, daß dieser leichtfertige Gesell, der wenig festen Boden und so fast gar keine Wahrheit und Sittlichkeit hat, jener Mässigkeit und Gerechtigkeit fast unfähig ist, worauf allein eine würdige Freiheit ruhen kann — aber das, womit er so viel gespielt hat, hat auch mit ihm gespielt, und spielt noch mit ihm: es lebt und webt lebendig in der Zeit, und selbst dieses leichte und gaukelische Volk hat Worte ausgesprochen und Gesetze bestimmt, die mehr als Gaukelei sind, die bei festeren und ernsteren Völkern heilige Wahrheiten heissen würden. Was die französische Revolution gemacht hat, ist kein Ungefähr, es ist recht eigentlich das Zeitalter, wenn das leichte Volk es auch zur Narrheit gemacht hat und vielleicht noch hundertmal zur Narrheit machen wird. Wer diese Narrheit, ja dieses Unglück der Franzosen aber in schlechter Absicht gar zum Verderben wenden wollte, wer mit den gewaltigen Geburten der Zukunft in kleinlicher Willkühr spielen wollte, der mögte wohl in das eigene Verderben hineintappen, wie einer, der mit elektrischen Funken geschwängert, sich mitten in blitzgeladene Wolken hineinstellt.

Nehmen wir also das Unsrige, und lassen sie gewähren

und sich frei oder knechtisch, königlich oder kaiserlich machen, wie sie best können; machen wie uns die grosse Zeit, worin wir leben, mit recht inniger Treue und Frömmigkeit zur Warnerin und Lehrerin; suchen wir uns zuerst zur Tüchtigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit zu erheben. Wahrlich wir haben ein jeglicher genug mit dem eigenen Elend und der eigenen Verwirrung zu thun, und es ziemte uns wohl schlecht, andern Glück und Freiheit, wenn sie sie haben können, abschneiden zu wollen, da wir sie selbst noch suchen. Denn jedes Unrecht, sogar gegen die schlimmsten Feinde, ist zugleich eine Dummheit; das schreiendste Unrecht ist aber, wenn man bei Völkern einen unrechtlichen und unsittlichen Zustand nicht allein verlängern sondern sogar mit absichtlicher Bosheit bereiten will.

Nun zum Schluß die Bedingungen des künftigen Friedens und unserer Sicherheit. Ich lasse diese Bedingungen, die man nicht oft genug wiederholen kann, damit sie nicht übersehen werden, hier noch einmal mit grossen Buchstaben abdrucken.

1) Die fremden Heere halten Frankreich besetzt bis zur völligen Erfüllung des Friedens.

2) Frankreich bezahlt als eine kleine Entschädigung dreihundert Millionen Reichsthaler Kriegssteuer, welche nach Verhältniß der Verluste unter die Glieder des großen Bundes vertheilt werden. Zum Unterpfande für das, was es nicht gleich abtragen kann,

giebt es Landschaften und Festungen, die bis zum völligen Abtrage besetzt bleiben. Damit die Schuldigen am meisten beigezogen werden, wird die Last vorzüglich auf die Anhänger Napoleons gewälzt und auf diejenigen, die sich während der Revolution und seiner Regierung bereichert haben, auf die Marschälle, Senatoren, Minister, Intendanten u. s. w.

3) Frankreich giebt alle entführte Kunstwerke und Denkmäler zurück, deren jegliche ihren rechten Eignern wieder zugestellt werden.

4) Als Hauptsicherheit und erste Bürgschaft der Ruhe Europa's nehmen die Nachbarn Frankreichs ihre alten Gränzen wieder, welche die Herrschsucht Ludwigs des Vierzehnten und diese jüngste Zeit der Umkehrung verrückt haben. Diesemnach erhält, daß ich vom Süden anfange, a) Spanien die Pässe der Pyrenäen mit Bellegarde, Perpignan, Collioure; b) Savoyen die Alpenpässe mit Pignerol, Fenestrelles, Briançon u. s. w.; c) die Schweiz, die Höhen ihres Jura; d) das teutsche Reich das Elsaß, Lothringen und die drei Bisthümer: also alles, was die Franzosen seit drei Jahrhunderten diesseits der Voghesen und Ardennen von ihm abgerissen haben; e) das Niederland seine alte Gränze mit den Aussenlinien von Cambray, Arras, St. Omer, Dünkerken.

IX.

Worte eines Franzosen, aus der Ghenter Zeitung.

Diese folgenden Worte, ein kleines Echo der vielen Echos aller Franzosen ohne Unterschied des Glaubens und der Partheien, scheinen mir eine kurze Beleuchtung zu verdienen. Wenn das lose Volk seine Sünden verschweigen könnte, ja wenn es uns seine ärgsten Missethaten gegen unsere und gegen Europas Ruhe und Freiheit nicht immer noch als ein Recht vorhielte, so könnten wir allenfalls schweigen und die Narren schwatzen lassen. Da aber ihr heilloses Geschwätz durchaus sehr ernsthafter Natur ist und in manche Ohren und Herzen mehr Eingang findet, als alle Bitten, Ermahnungen und Warnungen ehrlicher Teutschen, so müssen wir über das Geschwätz auch ein wenig schwatzen.

So klingen die Worte:

„Die Absicht der Verbündeten scheint nicht mehr zwei„felhaft in diesem Kriege. Sie ziehen nicht mehr auf Paris, „wie im Jahre 1814, um dort die Regierung zu ändern, in„dem sie die starken Plätze hinter sich lassen." Man weiß, daß es in ihre Politik einschlägt, dem Königreiche der Niederlande die Linie der festen Plätze Flanderns und des Artois zur Gränze zu ge-

ben.[1] Ohne Zweifel, um diese Plane auszuführen, macht man Belagerungen und sucht Städte zu nehmen. Wir wollen hoffen, daß diese Entwürfe nicht Wirklichkeit werden und daß die Vorsehung[2] uns vor einem Eingriff bewahren wird, der den Untergang unsrer Fabriken vollenden würde.

Diese Furcht der Vereinigung der unter dem Namen der vaubanschen Linie bekannten Plätze mit dem Königreiche Niederland fängt an die Gemüther zu beunruhigen. Verständige Leute verhehlen sich nicht, daß England, dessen Beharrlichkeit und ungeheure Opfer die kolossale Macht Frankreichs gestürzt haben, nie eine günstigere Gelegenheit und einen rechtmässigeren Grund[3] finden wird, um vor den fast

---

1) Freilich schlägt es in ihre Politik ein. Es schlägt aber eben so sehr in ihre Politik ein, [illegible] die andern Gränzen gegen die Nachbarstaaten wiederherzustellen und zu berichtigen.

2) Diese kann mit euch wenig zu thun haben. Die Vorsehung ist nur für den da, der an sie glaubt. Wie aber der verruchte und verhärtete Räuber und Meineidige an eine Macht appelliren darf, deren Würde und Daseyn er durch seine Handlungen alle Tage schändet, das sehen wir nicht. Freilich setzte Napoleon um die Fünffrankenstücke, die er mit seinem Bildnisse ausprägen ließ, die Umschrift: Gott behüte Frankreich, aber Gott hat seit vier Jahren durch die Vernichtung seiner und seiner Rotte wohl gewiesen, daß es nur für diejenigen eine Vorsehung giebt, welche Gott fürchten und für die Gerechtigkeit und Freiheit streiten.

3) Der rechtmässigste Grund ist schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert da gewesen, durch jede Gelegenheit wiederzunehmen, was durch die übermüthigste Gewalt geraubt ist. Es ist gut, daß ihr an die Gunst der Gelegenheit erinnert; denn freilich, wenn man diese Gelegenheit versäumt, wird nicht so bald wieder eine so günstige kommen.

periodischen französischen Ueberziehungen Belgiens einen Schlagbaum zu ziehen. Dieses schöne Land ist jedes Vierteljahrhundert mit Blut getränkt, und es verdankt dieses unvermeidliche [4] Unglück den Eroberungen des herrschsüchtigen Ludwigs des Vierzehnten, der sich in einem vielleicht [5] ungerechten Kriege

---

4) Unvermeidlich ist das Unglück nicht. Es wird vermieden, wenn man sich jetzt die gebührliche Sicherheit nimmt, wenn man das auf die schlechteste Weise entrissene Bollwerk der Niederlande wieder nimmt und hinter seinen Wällen liegend, die Stürme der herrschsüchtigen und raublustigen Nachbarn auf das schöne Lande zurückweist.

5) Auch hier noch ein Vielleicht bei dem Worte ungerecht? Wahrlich, Ludwig der Vierzehnte war der Bonaparte seiner Zeit, der immer den blutigen Rachen aufgesperrt und die Netze der schleichenden Hinterlist ausgespannt hatte, die Nachbarlande zu verschlingen und zu bestricken — Und nur von Einem Kriege spricht der schlaue französische Fuchs hier, der mit Advokatenlist unter dem Schein, daß er sich und sein Volk anklagt, durch Erregung einer guten Meinung und des Mitleids etwas zu gewinnen sucht. Nein, lieber Freund, es waren vier ungerechte und treulose Kriege und drei der scheußlichsten Ueberfälle mitten im Frieden, wovon die Geschichte gemeldet hat. Auch brachte Gott Ludwig den Vierzehnten und seine Heere dahin, wohin er Napoleon und seine Rotten in den Jahren 1814 und 1815 gebracht hat, und nur durch eine unselige Zwietracht der damaligen Verbündeten entging Frankreich der zu verdienten Züchtigung. Die schändlichen Ueberfälle und Räubereien jenes vielgepriesenen Franzosenkönigs mitten in der Stille und Sicherheit des Friedens waren die Ueberziehung der Grafschaft Hochburgund, der Einfall in Holland und die Besetzung des Elsasses und des Luxemburgischen mit den Festungen Strasburg und Luxemburg grade damals, als alle Kräfte des teutschen Reichs gegen Osten, gegen die unchristliche Wuth der Osmanen, gewandt waren. Soll ich diesen saubern Franzosen, der uns mit dem Wörtchen viel-

des Artois, so wie eines Theils von Flandern und von Hennegau bemächtigt hat. Man verbirgt sich hier nicht, daß man, ohne die Sprache von der Politik zu entlehnen, mit genug Grund sagen kann: Ludwig der Vierzehnte hat einen Theil der Niederlande genommen, weil er der stärkste war, Ludwig der Achtzehnte giebt ihn wieder, weil er der schwächste ist. Diese Art zu schliessen ist in letzter Instanz immer die Art aller Kabinette und die Basis aller Unterhandlungen. Man muß zu diesen Gründen noch eine andre Berechnung fügen. Es ist erwiesen, daß alle von Frankreich unternommenen Kriege und alle, die es künftig unternehmen wird, den Zweck gehabt haben und den Zweck haben werden, sich gegen Norden zu vergrößern und sich dem Rhein zu nähern. Alle französische Publizisten sind über die Wirklichkeit dieses Planes durchaus Einer Meinung. Doch wird die Ausführung desselben von England immer gehindert werden, welches in den gegenwärtigen Umständen die glücklichste Gelegenheit findet, sie auf Jahrhunderte zurückzuschieben. Indessen die von den verbündeten Mächten dargelegten Absichten beruhigen uns über die Erhaltung der Ganzheit unsers Ge-

---

leicht ungerecht abweisen will, auch noch an die scheußlichen Brandstiftungen in den Rheinlanden und in der Rheinpfalz erinnern? So sind sie, so völlig unchristlich und unrechtlich, daß, was bei allen andern Völkern Gräuel heißt, bei ihnen Leichtsinn, was bei allen andern Verruchtheit heißt, bei ihnen augenblickliche Verirrung genannt wird.

bietes. 6) Die edelmüthigsten Ideen scheinen die Herrscher zu beseelen, welche weder ein Volk demüthigen 7) wollen, welchem es unter vielen Umständen nicht an Groß-

---

6) Du bist ein schlechter Advokat, lieber Freund, du weißt nicht, daß die Haltung jedes Vertrages zweiseitig ist, daß der Bruch desselben von Seiten des einen Theils den andern Theil aller seiner Pflicht entbindet. Sie haben den Franzosen die Ganzheit ihres Gebietes nur unter der Bedingung versprochen, daß sie die Sache Bonapartens verließen. Diese Franzosen haben sich fest an alle seine stolzen Entwürfe und übermüthigen Verbrechen gekettet, sie haben bis an das Ende mit ihm ausgehalten und halten zum Theil noch mit ihm aus; denn dreissigtausend Vendeer, die für ihren Ludwig den Achtzehnten aufgestanden sind und für ihn die Waffen ergriffen haben, werdet ihr uns doch nicht für das französische Volk von fünfundzwanzig Millionen Seelen anrechnen. Ihr habt es euch also selbst zuzuschreiben, wenn ihr einmal gefährlich gestraft werdet, denn ihr habt alle Bedingungen der Gnade verschmäht, die euch so milde und großmüthig geboten wurden. So nehmt denn nun das strenge Recht, das ihr gewollt habt. Ihr appellirt, nun ihr besiegt seyd, und euch das Messer an der Kehle sitzt, an die großmüthigen und edelmüthigen Ideen der Herrscher; ihr mögtet ihnen gern zum zweiten Male nachspotten und nachhöhnen, wie ihr nach der Gnade des pariser Friedens vom Frühlinge 1814 gethan habt. Es ist keine Gnade, wenn man gegen Undankbare und Meineidige gütig ist.

7) Freilich müßt ihr gedemüthigt werden, und recht sehr. Wer die himmlischen Mächte nicht erkennen will, der muß die irdischen in ihrer ganzen Furchtbarkeit kennen lernen. Ihr habt Zeichen genug von Gott gehabt, und noch immer pocht ihr sogar auf eure Schanden und Verruchtheiten. Völker, die hundertmal besser sind als ihr, sind gestraft und gedemüthigt worden für ihre Sünden, und haben sie erkannt, und haben Gott, den ewigen gerechten Richter, anbeten und fürchten gelernt, und ihr allein trotzet noch immer auf Lüge

muth 8) gefehlt hat, noch einen König im Unglück erdrücken 9) noch für die Zukunft die Stoffe eines neuen Brandes 10) be-

---

und Meineid und wollt die gerechte Strafe wieder nicht durch Buße, sondern durch Lügenkünste abwenden, damit ihr bald wieder von vorn beginnen könnet. Ich sage, nichts ist euch nützlicher als eine recht tüchtige Demüthigung; sie allein kann euch bessern, wenn ihr nicht schon unverbesserlich seyd.

8) Eure Großmuth. Die Geschichte müßte die Beweise geben; sie zeigt dies als eine freche Lüge. Freilich an Worten von eurer Großmuth habt ihr es bei allen euren Unterhandlungen und Kriegen und Friedensschlüssen nie fehlen lassen. Auch gespielt habt ihr bei jeder Gelegenheit mit Großmuth, aber wie der Kater und Marder zu spielen pflegen, die mit ihrem Raube neronische und tigrische Scherze treiben, bis es ihnen beliebt, ihn vollends abzuwürgen.

9) Und nun soll der arme König, den ihr verworfen und verjagt habt, für euch wieder den Versöhner machen? sein vielleicht ehrwürdiges Unglück, das nur euch nicht ehrwürdig war, sondern euch zum Gespötte diente? Damit wollt ihr die Schläge des Schicksals, und den Zorn der Völker, und — ich sage euch — den mächtigeren Zorn Gottes ablenken, daß sie die Schuldigen nicht treffen. O es sind so viele Unglückliche und Erdrückte, die um Rache rufen und Wehe über euch schreien, die Millionen, die durch euren verruchten Uebermuth geschlachtet sind, die Könige und Fürsten und Herren, die durch euch im Unglück verhöhnt, verachtet, gemishandelt und entehrt sind, die Völker, die durch eure Schuld unter der Last des Elends und unter dem Druck der Auflagen erliegen, die letzten vierzigtausend Teutsche und Engländer, die durch euch auf dem Schlachtfelde erlagen oder verstümmelt wurden: alle diese furchtbaren Ankläger, die laut fordern, daß so großer Uebermuth bestraft werde, meint ihr so wie immer mit Redensarten abzufinden.

10) „Geht säuberlich mit mir um, daß ich nicht böse werde" — ganz wieder die alte Leyer: nicht einmal im Lügen und Trügen könnt ihr Neues ersinden. Wir kennen euch: Die Schlange wird immer beissen, am tückischesten, wenn man freundlich

reiten wollen. Auch hoffen wir, daß der Vertrag von Paris immer die Grundlage der Politik Europas bleiben wird[11]. Die Batavo-Belger müssen gegen Frankreich nicht in eine Stellung[12] der Eifersucht und der Unruhe gesetzt werden.

---

mit ihr thut; darum wollen wir ihr jetzt die Giftzähne ausbrechen, daß sie eines halben Jahrhunderts bedarf, neue anzusetzen. Mit eurem guten Willen wird Teutschland und Europa immer in Flammen stehen; darum muß man euch so ohnmächtig machen, daß ihr weder brennen noch zünden könnt.

11) Wir andere aber hoffen, daß der pariser Friede nie mehr als ein Vertrag, sondern nur als ein vergangenes Unglück der Völker genannt werden wird.

12) Dies hier ist ein ächter politischer und advokatischer Calembour, der zwei Seiten und zwei Schneiden hat. Recht, lieber Franzose, die Bataver und Belgier müssen gegen Frankreich nicht länger in einer Stellung der Eifersucht und Unruhe seyn; sie müssen ihre Sicherheitsplätze Dünkerken, Lille, Valenciennes, Cambray, Arras und St. Omer ꝛc. wieder haben. Daß das große Frankreich vor fünf Millionen Niederländern besorgt seyn sollte, ist lächerlich; es sey denn, daß ihr von eurer Verruchtheit nicht lassen wollet: dann könntet ihr freilich von allen euren Nachbarn ein Gewitter auf euch ziehen, das alle eure Listen und Künste nicht ableiten mögten.

X.

Worte eines Niederländers. *)

Des Gegensatzes wegen lassen wir auf die Worte eines Franzosen sogleich die Worte eines Niederländers folgen. Es ist erfreulich, zu sehen, wie sich das politische Leben allenthalben regt, selbst bei solchen, deren Studien von der Politik am entlegensten zu seyn scheinen, und wie fast allenthalben im Volke die gesundesten und richtigsten Ansichten sind von dem, worauf es bei der jetzigen Lage Frankreichs und Europa's ankommt. Uns selbst däucht es ferner immer noch nöthig, selbst auf die Gefahr, für Narren gehalten zu werden, dieselben Dinge fünfmal und zehmal wieder zu sagen, damit das allgemeine Echo der Welt endlich auch zu den Schlössern und Sälen der Herrscher und Minister so laut und gewaltig hinaufklinge, daß sie unserer allgemeinen Noth und des Glückes unserer Kinder und Enkel gedenken. Sie halten es jetzt in ihrer Hand: wir wollen hoffen, daß sie es nicht wieder fahren lassen werden. Zum dritten und vierten Male wird es

*) Diese Worte sind gezogen aus folgendem Werke: Nachrichten über die Stadt Ghent, von dem Ritter Karl Ludwig Diericx, ehemaligem Syndikus der Stadt Ghent, gegenwärtigem Mitgliede des allgemeinen Raths des Departements der Schelde und Direktor des jener Stadt zugehörigen botanischen Gartens.

so leicht nicht wieder kommen. Auch ist es wahrlich so leicht nicht gekommen, als es erscheint, wenn man die Dinge nur so äusserlich betrachtet; wir haben es schwer gefühlt und getragen, und fühlen und tragen es noch.

Ich lasse hier einen Niederländer sprechen, und gebe seine Worte und Ansichten genau wieder, wie er sie über das Verhältniß seines Landes äussert bei Gelegenheit der Beurtheilung eines trefflichen Werkes, das der Ritter Dierick über die alte berühmte Stadt Ghent geschrieben hat. Sie lauten so:

„Ich behalte mir ein anderes Mal vor, von diesem vaterländischen Werke ausführlicher zu sprechen. Jetzt will ich mich beschränken, der merkwürdigen Note zu erwähnen, welche das dritte Heft endigt. Sie behandelt einen Gegenstand, worauf die Augen von Europa gerichtet sind. Es kommt auf die künftige Sicherheit des Königreichs der Niederlande an, auf die Sicherung desselben durch feste und tüchtige Gränzen, die diesen neuen Staat gegen die immer wiederkehrenden Angriffe Frankreichs schützen. Ich will hier den Verfasser reden lassen indem ich einige Stellen aus seiner Note hier anführe.

„Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, sagt er, daß die „französischen Herrscher seit Philipp August (regierte gegen „den Ausgang des zwölften und im Anfange des dreizehn„ten Jahrhunderts) den Entwurf faßten, Flandern mit „ihrer Krone zu vereinigen. Zu diesem Zwecke fingen sie an

„diese Landschaft zu zerstückeln, und es glückte ihnen, Ar-
„ras, Lille, Valenciennes, Douai, Condé, Aire, Orchies,
„Dünkerken und mehrere andere Städte nach und nach
„Frankreich einzuverleiben."

„Es ging darauf in das politische System aller andern
„Mächte ein, daß die Theile Flanderns, die noch nicht ab-
„gerissen waren, unter der Herrschaft der Grafen dieses Lan-
„des blieben. Was thaten da die Franzosen? Sie vertag-
„ten die Ausführung ihres Entwurfes auf jede künftige
„Epoche, und führten auf dem Boden des alten Flanderns
„jene unter dem Namen der Vaubanslinie bekannten Boll-
„werke auf, und zerstörten auf der entgegengesetzten Seite
„alles, was den Grafen von Flandern von Festungen blieb.
„Ihr Zweck war nicht zweideutig: überzeugt, daß dieses
„Land immer große Hülfsmittel darbieten würde, sahen sie
„es wie einen Schwamm an, den sie auszudrücken kommen
„würden, wann es ihnen gefiele; und sie verachteten uns
„genug, den Spruch: Sic vos non vobis auf uns anzu-
„wenden."

„Flandern macht gegenwärtig einen Theil des neuen
„Königreichs aus; aber hat man unserm Könige das Mittel
„gegeben, uns wirksam gegen Frankreich zu schützen? Be-
„steht dieser letzte Staat nicht aus fünfundzwanzig Millio-
„nen Einwohnern, da doch das neue Königreich kaum sechs
„Millionen enthält? Folgt daraus nicht, daß Flandern und
„mehrere andere Nachbarlande den Franzosen völlig bloßge-
„stellt da liegen, und daß dieser Umstand diese letzten immer

„in der Hoffnung erhalten wird, ihre Gränzen bis zu jener „bekannten Linie auszudehnen, die sie uns unaufhörlich als „ihre Naturgränzen vorklingeln?"

Nachdem der Herr Dierier als ein aufgeklärter Mann und als ein wahrer Freund seines Vaterlandes seine Ansicht entwickelt hat, fährt er folgendergestalt fort: „Durch „welches unselige und wunderliche Verhäng„niß sollte man nicht ein neues politisches „System Europa's machen können, ohne die „schwachen Völker mächtigen und gefährlichen „Nationen preiszugeben? und warum sollte „Frankreich in diesem System ein bevorrechte„tes Volk ausmachen, einen Staat, dessen „Kräfte man nur gegenwiegen kann, wenn „man das ganze übrige Europa bewaffnet? — „Frankreich, auch wenn es auf zwei Drittel „seines gegenwärtigen Umfanges eingeschränkt „würde, würde noch immer sehr mächtig seyn; „es würde ruhiger, glücklicher in ihm selbst „und weniger gefährlich für Europa seyn. „Man muß Frankreichs Gebiet vermindern, „vorzüglich nach der Seite unserer Gränzen.*)

*) So rufen wir Teutsche auch, wenn wir an uns und an unsere geraubten Landschaften (Elsaß, Lothringen, Hochburgund) denken; so ruft der Spanier, Savoyarde und Schweizer auf seiner Seite: denn für alle steht der ewig unruhige und raublustige Nachbar in einer drohenden und gefährlichen Stellung.

„Dieses Gefühl ist in alle Herzen gegraben,
„und man wird es durch Trugschlüsse und
„Gaukeleien nicht zerstören — Vermittelst je-
„ner oben erwähnten und von den Niederlan-
„den abgerissenen Städte hat man die östreich-
„ischen Landschaften der Niederlande, Holland
„und einen grossen Theil Teutschlands ver-
„schlungen; diese Gränzstädte haben die erste
„Koalition nöthig gemacht; sie machen die
„zweite nöthig; und wenn diese Städte bei
„Frankreich bleiben, so mag man noch so viele
„Vorsichten nehmen, kein halbes Jahrhundert
„(Wie? ein halbes Jahrhundert? Nicht zwei Jahre) wird
„verfliessen, daß Europa nicht zum dritten
„Male erschüttert werden wird. Diese Städte
„müssen den Siegern bleiben. Die Besetzung die-
„ser Plätze auf eine bestimmte Zeit würde eine falsche Maaß-
„regel seyn; denn es ist durch die Geschichte bewiesen, daß
„ähnliche Besetzungen für die Folge immer Mißhelligkeiten
„veranlaßt und die Fackel des Kriegs wieder entzündet ha-
„ben. Frankreichs Abtretung derselben muß rein und unbe-
„dingt seyn; sie ist nothwendig für das Glück Frankreichs
„selbst, und unerläßlich, wenn man das Ziel der beiden Koa-
„litionen erreichen will."

„Die patriotischen Wünsche, welche Herr Dierickx aus-
spricht, sind die Wünsche aller aufrichtigen Freunde dieses
schönen und blühenden Belgiens, welches jetzt wieder aus

seinen Aschen hervorsteigt, nachdem es über zwanzig Jahre durch alle Arten Tyranneien zertreten worden, die während dieser traurigen Epoche in Frankreich auf einander gefolgt sind. England liegt mehr als irgend einer andern Macht daran, zwischen Frankreich und uns eine eiserne Schranke aufzuführen, die da zwischen den beiden Staaten eine Gränzlinie bilde, welche der Stärkste nicht leicht wird überschreiten können, wenn seine Herrschsucht oder seine Ländersucht ihn auch dazu reitzen sollte."

In diesen wenigen Worten sind einfach und kräftig die Ansichten und Wünsche ausgesprochen, welche alle redliche Niederländer, die es mit ihrem Vaterlande wohl meinen, haben müssen; aber es sind auch auf eine unwiderlegliche Weise große und beherzigungswerthe Wahrheiten ausgesprochen, welche Wahrheiten mit stehenden Lettern bleiben, solange die Völker und Länder und ihre natürlichen und politischen Verhältnisse bleiben, die sie sind. Wir machen daher noch einige Anmerkungen zum Texte.

Wir bemerken erstlich: Frankreich kann nur dadurch glücklich und ruhig werden, daß man ihm sein Zuviel, kurz daß man ihm das ungerechte Gut abnimmt, das es von seinen Nachbarn geraubt und womit es sich zu seinem eigenen Unglück überladen hat. Es ist Frankreich damit das widerfahren, was einem Menschen widerfährt, den der Geiz plagt. Dieser, als er ein mässiges Vermögen hatte, freuete sich und genoß des Lebens fröhlich mit seinen Freunden; als aber die

Güter sich über das Maaß seines Gemüthes mehrten, da ward er der Knecht seiner Schätze und lag sorgend und hungernd und durstend immer auf ihnen, und ward von dem Gedanken, wie er sie immer mehren und sichern mögte, und von den Reitzen ungerechten Erwerbes Tag und Nacht geplagt. Frankreich ist nun drei Jahrhunderte von einer unseligen Ehrsucht und einer unersättlichen Ländersucht geplagt gewesen, hat sich und allen seinen Nachbarn unsägliches und unzähliges Unheil gebracht, und muß jetzt beschämt und überwunden mit dem Bewußtseyn schwerer Schuld den Sieger um Gnade anflehen; es hat den Zorn der Völker gereitzt, und er ist aufgestanden und hat seine Blitze geladen und die Schuldigen so zerschmettert, daß die, welche sich eben noch mit übermüthigem Stolze die große Nation nannten, sich bange fragen müssen: wird die Gnade größer seyn als unsere Verbrechen? — Wie nun das Urtheil, das die hohen Herrscher über die Ueberwundenen fällen, auch ausfalle, das kann man fast als ausgemacht annehmen, und das verlangt auch die Sicherheit der übrigen Völker, daß Frankreich die Landschaften verlieren wird, die es seit zwei Jahrhunderten seinen Nachbarn entrissen hat. Es wird die französische Eitelkeit sehr schmerzen, wenn Frankreich auf die Weise um ein Viertel oder Fünftel kleiner wird, als es im Jahr 1792 war, aber wenn sie je zum ruhigen Nachdenken über sich selbst kommen könnten, so würden sie sich zu diesem Verluste eben so sehr glückwünschen, als wir uns zu der Wiedererlangung des Unsrigen glückwünschen, weil er sie von einem falschen und thörigten, ja von einem schlechten und

ungerechten Streben befreien würde. Kein Volk hat auf der einen Seite mehr Verstand und Einsicht für das Wirkliche, als die Franzosen, und ist auf der andern mehr durch eine abentheuerliche Fantasie weggetrieben worden, als eben sie. Es ist nicht das erste große Abentheuer, das sie unter diesem Napoleon dem Großen zur Unterjochung Europa's gewagt haben. Unter Karl dem Achten, Franz dem Ersten, Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Vierzehnten brüteten sie nicht viel kleinere Entwürfe — und immer sind sie ihnen am Ende zerronnen. Wie sie früher aus Italien zu Hause kamen, so sind sie jetzt aus Spanien, Rußland und Teutschland zu Hause geschickt: ja noch etwas elendiger. Jetzt ist ihnen die Arbeit von zwei Jahrhunderten durch ein paar Schlachten, wie die bei Leipzig und bei'm Schönen Bunde waren, zerronnen, und die Krähen mögen fürchten, daß man ihnen nicht nur die gestohlnen Pfauenfedern, womit sie sich ungebührlich behängt haben, wieder ausrupft, sondern von den eigenen schimmernden noch ein paar dazu. Die Franzosen sind ganz in dem Falle mit den von den Nachbarn abgerissenen Landschaften, worin ein Mann, der eine verbotene oder verkehrte Liebe hegt, sich befindet. Wie ein solcher oft geheilt wird von seinem Wahnsinn durch die Entfernung des geliebten Gegenstandes, so könnten die Franzosen durch den Verlust dessen, was sie vom Niederlande abgezwickt haben, und den teutschen Landschaften diesseits der Vogesen und Ardennen, von ihrem ungerechten Streben einer falschen Politik geheilt werden: denn solange sie jene niederländischen

Plätze haben, werden sie immer nach dem ganzen Niederlande den Rachen aufgesperrt halten, und solange sie an der Saar, der Mosel und Maas und am Rhein noch teutsche Lande und Festen besitzen, werden sie auch nach dem ganzen Rhein und mit ihm nach dem ganzen Teutschland und nach der Herrschaft über dasselbe blicken.

Es ist also im eigentlichen Sinne des Wortes wahr, was Herr *Dierix* gesagt hat, daß es Frankreichs Glück seyn wird, wenn man es jetzt, da man es kann, weniger mächtig macht: es ist zu seinem und zu unserm Unglück zwei Jahrhunderte schon zu mächtig gewesen und hat deswegen immer größere Begierden der Herrschaft gehabt, als es Macht und Kraft besitzt. Sind die unruhigen Abentheurer überhaupt zu bekehren, und zur Ordnung und Ruhe zu bringen, so wird das die einzige Art seyn. *Erst wann es ihnen unmöglich dünken wird, in Italien, in Teutschland und in den Niederlanden Eroberungen machen zu können, erst dann wird der Anfang ihres Glückes beginnen.* Die Franzosen hätten nie so sehr gen Osten und Norden blicken sollen, als gen Westen. Da liegt das Meer mit allen seinen unendlichen Gütern und Schätzen, mit den reichen Küsten und Inseln vor ihnen ausgebreitet; dahin hätte ihr Streben größer seyn sollen. Da aber haben sie die gewisse Eroberung und den sicheren Gewinn aufgegeben, um auf dem festen Lande das Ungewisse und Täuschende zu suchen, was wenigstens ein Volk, wie sie sind, nie festhalten wird; und was, wenn sie es festhalten

könnten, sie immer nur zu ihrem Unglücke festhalten würden.
Denn als Staat und Reich waren sie groß und glücklich genug,
wie sie unter Ludwig dem Eilften um das Jahr 1480
standen, und jeder Schritt darüber hinaus hat sie von Jahr-
hundert zu Jahrhundert immer mehr um Wohlstand und
Freiheit gebracht.

Wir bemerken zweitens: Herr Dieriex hat ganz rich-
tig angedeutet, daß die Niederländer, solange die Franzosen
noch im Besitze der Festungen und Lande diesseits der Ar-
dennen und der Somme bleiben, sich nicht als einen ferti-
gen Staat und ein ganzes Reich ansehen können. Auch
das hat er richtig angedeutet, daß die ganze Liebe der Men-
schen nur bei dem ganzen frischen und starken Staate seyn
kann. Also zuletzt noch ein Wort von dieser Liebe.

Wenn die Niederlande so geblieben wären, als sie zur
Zeit des Pariser Friedens vom Jahr 1814 bestimmt würden,
so waren sie nichts Fertiges. Nach der Schlacht, die sie
die Schlacht bei Waterloo und wir die Schlacht beim Schö-
nen Bunde nennen, und nach dem glücklichen und glorrei-
chen Frieden, der darauf folgen muß, können sie fertig wer-
den, wenn sie ihre alte Festungslinie, die sie nach dem Tode
Karls des Kühnen von Burgund hatten und die von Mezieres
über Cambray, Arras und St. Omer auf Gravelingen und
Dünkerken bis an den Kanal läuft, wieder erhalten. Erst dann
werden die Niederländer wahre Bürger des neuen Reiches
und dem Vaterlande und dem neuen Könige mit Leib und
Seele zugethane und bis in den Tod getreue Unterthanen

werden, weil sich an die äussere Ehre und Macht dann die Gedanken von Sicherheit und Glück binden können. Wenn man sie aber liegen läßt, wie sie nun sind, mit ihren offenen und unbedekten Gränzen dem mit einem eisernen Festungsharnisch umgürteten und übermächtigen Frankreich gegenüber, so werden sie alle Versprechungen und Betheurungen von Glück und Gerechtigkeit und Frieden, die man ihnen für die Zukunft macht, als leere Gaukeleien ansehen müssen, sie werden den jetzigen Zustand nur als einen vorübergehenden ansehen und sich weder mit Hoffnung noch Liebe an das Vergängliche binden können. Ja es werden immer viele seyn, welche mit heimlichen Wünschen die Franzosen wieder begehren, weil das bestimmte Sichere, wenn es auch noch so schlecht ist, den meisten Menschen doch tausendmal besser dünken muß, als das unbestimmte Unsichere. Der Mensch als ein irdisches Wesen ist auch auf irdisches Wohlseyn und auf leiblichen Genuß angewiesen, und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er einem Staate nicht seine volle Neigung schenkt, der sein Leben und sein Vermögen nicht schützen kann und ihm bei allen ungeheuren Anstrengungen, die er für dessen Erhaltung machen muß, immer nur ein sehr zufälliges und ephemeres Daseyn giebt. Wie sollten die Niederländer sich mit ganzer Seele an ihr neues Königreich binden bei der Aussicht, je alle Jahrzehende einmal durch einen fürchterlichen Krieg zertreten und endlich doch der fast gewisse Raub des gierigen Frankreichs zu werden?

Was hier über die Niederlande und die Bewohner der-

selben gesagt ist, können wir in seinem ganzen Umfange auf unsre herrlichen Rheinlande und ihre Bewohner anwenden, ja müssen wir darauf anwenden. Wenn der neue Friede, dessen wir warten, uns Lothringen und Elsaß und die drei Bisthümer mit dem vollen Besitz der Flüsse Saar, Mosel und Maas gegeben hat, wenn Metz, Straßburg, Landau und Hüningen teutsche Festungen heissen, dann wird ein Siegesjauchzen aller Teutschen tönen von den Ardennen bis zur Ostsee, dann erst werden die trefflichen Völker, die am Rhein wohnen, glauben, daß sie dem Vaterlande wirklich wiedergewonnen sind. Bis jetzt und in der Lage, worin der Pariser Frieden sie uns überliefert hat, haben sie da gelegen hülflos und wehrlos vor dem offenen französischen Tigerrachen, sie haben sich immer nur als die ersten unglücklichen Opfer jedes Krieges ansehen können. Und sind sie es seit dem Jahre 1600 nicht auch immer gewesen? Darum, ihr Herrscher, wollet ihr volle Liebe und ganze und fröhliche Herzen des ganzen Volkes, so schaffet ihnen jetzt die volle Sicherheit und die schöne Bürgschaft, daß sie nicht die gequältesten und unglücklichsten Kinder des alten Germaniens bleiben werden.

XI.

Anzeige und Beurtheilung.

Ueber Preussens Rheinische Mark und über Bundesfestungen. 1815. Ohne Angabe des Druckorts und mit dem Motto: *Je mehr Hirten, je übler Hut.* 106. S. 8.

Diese kleine Schrift, die sich in der Gewalt der Gefühle und der Worte von Anfang bis zu Ende wie ein reissender Strom durch Felsengestade fortrollt, und an der wir nach unseren Ansichten wenig anderes auszusetzen haben, als daß wir das glühende Feuer zuweilen ein wenig abgekühlt wünschten, enthält manche gesunde Urtheile und Blicke über die Stellung und Politik des teutschen Vaterlandes. Sie ist, wie ihr Verfasser in der Vorrede sagt, schon den vorigen Winter geschrieben und mehrere Monate lang liegen geblieben, weil Manches, was darin ausgesprochen ist, sich früher bestätigte, als man bei ihrer Abfassung glauben konnte. Doch hat er sie nun fünf Monate nach ihrer Entstehung in den Druck gegeben, *zumal da*, wie er meint, *sich bei wiederholter und ruhiger Uebersicht seiner Worte findet, daß viele darin ausgesprochene Wahrheiten und angedeutete Verhältnisse nicht bloß den Augenblick, sondern lange und feste Zeiten betreffen.* Wir wollen nun über die Ruhe sei-

ner Ueberſicht und über die Ruhe ſeiner Worte mit ihm nicht hadern, wiewohl ſie uns hie und da faſt lei- denſchaftlich dünken; aber in vielem ſcheint er klar geſehen und geweiſſagt zu haben, und ſieht und weiſſagt auch jetzt noch ſo.

Das Schriftchen ſcheint faſt eine Partheiſchrift für Preuſ- ſen, doch erhebt es ſich allenthalben zur Idee des großen germaniſchen Vaterlandes und Bundes, und erweiſt denen, welche ſehen können, ſonnenhell, in welcher Stellung Preuſſen zu Teutſchland ſtehen muß, damit es ſelbſt und damit das ganze größere Vaterland ſicher und glücklich ſeyn könne. Er äuſſert ſich am Schluſſe des Büchleins über ſich ſelbſt alſo:

„Alles dieſes iſt für Preuſſen geſprochen. Ja; aber es iſt mehr für das teutſche Volk geſprochen. Ich habe Preuſſen gelobt, nicht weil es Preuſſen heißt, ſondern weil es mir das einzige teutſche Land ſcheint, welches die Richtigkeit Teutſch- lands zur Herrlichkeit erheben kann. Ich würde Baiern und Hannover eben ſo loben, ja ich würde Naſſau und Wal- deck loben, wenn ich in ihnen die Fähigkeit gewahrte, den Reigen unſerer Geſchichte zu führen und das Fürſtenthum über die Fürſten und über das Volk zu verwalten. Wir ha- ben die Weltgeſchichte wie in ihrer Geburt geſehen, wir ha- ben die Zeit gleichſam zu ihren Quellen zurückfließen geſehen, wir haben in fünfundzwanzig Jahren Jahrhunderte, ja Jahr- tauſende vor uns abrollen geſehen, wir haben Gott ſelbſt als den Führer unſerer Schlachten, als den Retter und Befreier mitten unter uns geſehen — und wir ſollten glauben, daß

so Ungeheures und Gewaltiges geschehen und so Göttliches und Himmlisches offenbart wäre, damit wir nichtiger und elendiger als je wieder hingestellt würden, den Franzosen zum Raube, den Engländern zum Spiel, und aller Welt zum „Spott und Hohn?" (S. 104.)

Von den Ansichten selbst geben wir einige Proben, um den Geist durchblicken zu lassen, in welchem das Werkchen geschrieben ist. Und diese Proben sollen uns ein Anklang werden, über die Gegenwart ein paar Anmerkungen zu machen, weswegen wir vorzüglich das Büchlein angezeigt haben.

„Es verlautet jetzt allgemein, daß das Land jenseits des Rheins von der Maas bis an die Queich entweder ganz oder doch größtentheils Preussen zufallen wird. Zugleich wird Preussen diesseits des Rheins und in Westfalen theils seine alten Landschaften wieder erhalten, theils neue erwerben; so daß es um den Rhein auf einem Abstande von zwanzig bis dreissig Meilen von dessen Ufern in die Breite und dreissig bis fünfunddreissig Meilen in die Länge eine Volksmenge von zwischen drei und vier Millionen Seelen gewinnen würde. Weil nicht fehlen, welche dies eine ungeheure und unverdiente Vergrößerung und Entschädigung nennen und sich gebehrden, als wenn des ganzen Teutschlands Sicherheit und Wohl dadurch gefährdet und durchbrochen würde, so scheint es mir nichts Ueberflüssiges, wenn ich, indem ich das Vorhergesagte noch einmal wieder zusammenfasse, die Lage und das Verhältniß dieses Landes zu Teutschland und dann auch

die Lage und das Verhältniß desselben zu Preussen hier kurz hinstelle.

„Dieses Land mögte ich mit einem berühmten Schriftsteller die Rheinische Mark gegen Frankreich nennen; es steht ungefähr in dem Verhältnisse zu demselben, wie die weiland Hispanische Mark der Könige Frankreichs zu den Saracenen, als sie in der Fülle ihres jugendlichen Heldenthums gegen das Abendland und das Christenthum stürmten. So wie diese ein Land der Gefahren und Abentheuer war, so wird es Preussens Rheinische Mark auch seyn. Dem unruhigen und übermüthigen und wegen seiner letzten Niederlagen und Verluste gereitzten und erbitterten Frankreich gegenüber wird der Besitzer dieser schönen Lande nimmer ruhen noch schlafen dürfen, er wird wacker seyn müssen, wie ein reisender Mann, der sich auf einer Straße befindet, wo rings umher Räuber lauschen und auflauren. Alle seine Kräfte und Gedanken auf die Vertheigung gewandt, mit immer gerüsteter und bewaffneter Seele, ja mit immer gezücktem Schwerdt wird er als des heiligen Reiches Vorfechter hier immer gleichsam auf der Schanze liegen müssen. Diejenigen also, welche die Erwerbung dieses Landes eine ungeheure Vergrößerung und Entschädigung Preussens nennen, wissen nicht, was sie wollen, oder vielmehr sie wissen wohl, was sie wollen: sie wollen Preussen übel und suchen seine Herrlichkeit auf jede Weise zu verkleinern und zu verschreien, und ihr tückischer Neid grollt, daß sie als dienende Knappen

hinten stehen und zusehen müssen, wie der erste Ritter des Reichs die Waffen schwingt. Die Rheinische Mark ist ein glänzendes Ehrengeschenk, das seinem Inhaber gar nichts einbringt, sondern Kosten verursacht, es ist wie ein Kriegsorden ohne Jahrgeld, eine Erinnerung und ein Angebinde überstandener Gefahr, worin zugleich die Ermahnung winkt, auf neue Gefahren gerüstet zu seyn. Dieses Ehrengeschenk ziemte des Vaterlandes erstem Ritter und Helden, es ziemte Preussen; ja Preussen ziemte sogar der schöne Stolz, darum zu werben und zu buhlen und die edle Gefahr keinem Andern zufallen zu lassen. Und wo wäre in Teutschland der Andre, der sie zu bestehen wagte, der die Kühnheit hätte, hier vorzutreten und zu sprechen: Heiliges Reich, ich will und ich kann dein Vorfechter und Gränzhüter gegen die Franzosen seyn? Preussen muß die Rheinische Mark haben, weil es der stärkste und ritterlichste aller teutschen Staaten ist. Es wird künftig ein schöner Name in dem Titel des Königs von Preussen seyn, dieses Enkels und Urenkels so großer Helden, wenn er dem Markgrafen zu Brandenburg noch hinzusetzen kann: Des heiligen teutschen Reichs Markgraf bei'm Rhein. Er übernimmt hier am Rheine das Amt gegen die Wälschen, was seine Vorfahren in der Mark Brandenburg weiland so ehrenvoll gegen die Slaven und Wenden geführt haben.

„Wenn nun Preussen, wie wir glauben und hier wenigstens voraussetzen, dieses schöne Gränzland oder doch den größten Theil

desselben bekommt, so bekommt es sogleich Ehre, Arbeit und Gefahr die Hülle und Fülle, und für's Erste nichts weiter. Es fragt sich dann nach unsern vorigen Andeutungen ganz natürlich: Wie soll es dasselbe erhalten und vertheidigen? ja unter welchen Bedingungen soll es dasselbe überhaupt übernehmen?

„Preussen ist freilich stark durch wirkliche Macht, stärker durch den hohen und kriegerischen Sinn seiner Bewohner; aber wenn es schon vermessen wäre, Preussen allein Frankreich gegenüber zu stellen, ein Kampf, vor welchem seine grosse Seele nicht zittern würde, so muß man, wenn von der Rheinischen Mark die Rede ist, die Unterschiede beider Länder in Hinsicht der geographischen Lage nicht unerwogen lassen. Preussens Hauptmacht ist weit gegen Osten um die Oder und an den Küsten der Ostsee; in Westfalen und am Rhein ist nur eine kleine Zugabe seiner Stärke. Frankreichs Macht hingegen (seine reichsten Hülfsquellen, seine kriegerischesten Landschaften, seine stärksten Festungen) sind gerade in der Nähe des Rheins oder nur in einer Entfernung von zwanzig und dreissig Meilen von demselben. Wenn es will — und es wird immer wollen und zufahren, sobald sich ihm eine günstige Gelegenheit bietet — so kann es mit einem fürchterlichen Nachdruck der Gewalt sich auf diese Gränzgegenden werfen, und, wenn es auch mehrmals blutig zurückgeworfen ist, immer wiederkommen; wir aber können auch im größten Glücke schwer zu ihm eindringen wegen seiner vortrefflichen Gränzen und

wegen des eisernen und fast undurchdringlichen Harnisches von Festungen, den es sich an denselben angelegt hat. Preussen würde in diesem ungleichen Kampfe auf die Länge das Schicksal wirklich erleben, auf welches jener Preusse aus der alten Schule, den wir oben abhörten, anspielte: es würde sich hier in seiner edlen Kühnheit gegen einen Riesen abmatten. Wenn also die schönen Lande, ohne welche Teutschland selbst wieder in die Knechtschaft fallen würde, für Teutschland erhalten werden sollen, so muß Preussen nicht nur mit andern Landen an beiden Ufern des Rheins vermehrt, sondern auch noch durch ihm zugegebene und unter seinen unmittelbaren Befehl gestellte Bundestruppen gestärkt werden. Es müssen teutsche Lande in der Nähe des Rheins, die wenigstens auch drei bis vier Millionen Einwohner enthalten, für die Vertheidigung des Mittelrheins angeschlagen werden: Lande, welche 60,000 bis 70,000 gerüstete Krieger und im Nothfalle das Doppelte stellen können. Zu dieser Rolle, unter Preussens Fahnen den Mittelrhein und mit ihm auch ihr eigenes Land zu vertheidigen, sind der geographischen Lage nach als nächste Nachbarn des Rheins und Preussens die sächsischen, hessischen, nassauischen, lippischen und waldeckischen Fürsten vor allen andern berufen, denn die Baiern werden sich von dem Könige von Preussen wohl nicht anführen und befehlen lassen wollen.

„Die Festungen, welche diese Mark des Reiches decken, als Mainz, Luxemburg, irgend eine Festung an der Maas (damit Preussen dort nicht ganz offen liege und der Willkühr

fremder Politik preisgegeben sey), Jülich, und die aus ihren Trümmern wieder aufzubauenden oder an den Gränzen Frankreichs neu zu bauenden Festungen würden von Preussens Rheinischen Landen und von den Landen der zur Gränzbeschirmung Preussen zugethanen und unter Preussens Oberbefehl gestellten Fürsten durch gemeinschaftlichen Beitrag nach Verhältniß der Größe und Hülfsmittel der einzelnen Länder unterhalten und erbaut. Denn wenn Preussen von den Hülfsmitteln seiner Rheinischen Lände diese Festungen allein bauen und erhalten sollte, so forderte man da eine platte Unmöglichkeit, zumal da hier wegen der Nähe des alten teutschen Erbfeindes durch Waffenrüstungen und Unterhaltung bedeutender Truppenmassen doch immer große Anstrengungen werden gemacht werden müssen. Das kann das teutsche Reich aber von Preussen nicht verlangen, daß es seine alten östlichen Stammlande, die, wenn Teutschland künftig sicher seyn soll, wahrlich auch mit einem eisernen Gürtel umschlossen und zusammengehalten werden müssen, abmatte und ausmagere, um seine Rheinische Gränze wehrhaft zu machen. Auch die Besatzung dieser Festungen von Mainz bis an die Maas und von Luxemburg an längs der französischen Gränze bestünde größtentheils aus Bundestruppen unter Preussens Oberbefehl.

„Die Einwohner der Rheinischen preussischen Lande und der nächstwohnenden Bundesfürsten, z. B. der Hessen und Nassauer, müßten durch fortgehende kriegerische Einrichtungen und Uebungen zu einem rechten kriegerischen Markvolke erzogen werden, Waffenübungen dürften hier nie ruhen und

das Bild des Landsturms und der Landwehr müßte ein stehendes Bild bleiben. Wie die römischen Legionen hier weiland in Schanzen und Wällen lagen und zuweilen mit Lüsternheit, öfter mit Zittern gegen Norden und Nordosten über den Rhein schauten, so müßten die Teutschen hier immer wach und gerüstet liegen und in umgekehrter Richtung gegen Süden und Südwesten auf Frankreich schauen. In den grosen Waffenplätzen müßten Gewehre für ein paarmalhunderttausend Mann bereit liegen; dem Landvolke als dem stehenden Landsturm müßten so sehr als möglich gute Waffen verschafft und bei der öfteren Heerschau müßte darauf gesehen werden, daß Jeder seine Waffe in gebührlicher Ordnung hielte. Das wäre aber noch das Wichtigste, daß man aus dem reisigen und geschwinden Bergvolke längs dem Rhein eine Schaar von 20,000 bis 30,000 Scharfschützen bildete, was durch fleissige Uebungen in den Sommermonaten, vorzüglich aber durch die Einrichtung vieler Wettschießen und Freischießen, zu deren Belebung die Regierungen auch gewisse Summen als Preise anschlügen, ohne grose Kosten und Schwierigkeiten in fünf bis zehen Jahren gewiß schon sehr weit zu bringen wäre. Wenn das Land und die Lande umher auf diese oder auf eine ähnliche Weise eingerichtet würden, wenn man um dieselben und um die Herzen der Menschen einen eisernen Panzer schlüge, ja wenn man durch diese und durch andere zweckmässige Einrichtungen am Rhein ein rechtes Kriegsvolk bildete und erzöge und alle Seelen auch in Stahl kleidete, wenn in dem preussischen Rheinlande und in den um-

liegenden Bundeslanden 100,000 bewaffnete Krieger immer so bereit wären, daß sie in vierzehn Tagen an der französischen Gränze stehen könnten, und wenn man bei einem Anfall oder Einfall des Feindes diesen einen Landsturm von 200,000 bis 300,000 Mann nachdrücken könnte, dann wäre die Rheinische Mark eine wirklich bewaffnete und wehrhafte Mark, hinter deren eisernem Bollwerk die übrigen Teutschen sicher wohnen mögten.

„Nur unter diesen Voraussetzungen, die keinesweges bloße Voraussetzungen bleiben dürfen, läßt sich die Rheinische Mark vertheidigen, und nur unter diesen Bedingungen und bei diesen Einrichtungen und Anordnungen im Reiche kann Preussen das schwere und gefährliche Ehrengeschenk, das man ihm mit dem Rheinlande macht, annehmen.

„Ich habe von teutschen Bundesfestungen gesprochen. Weil das Wort Einigen neu ist, und weil man dabei leicht an die ehemaligen Reichsfestungen und an ihre meistens elende Ordnung und Vertheidigung denken mögte, so verdient dasselbe und die Bedeutung desselben eine kurze Erläuterung, die ich so gebe, wie ich mir, nach dem, was von Wien her verlautet und was sich aus einigen äusserlich schon erscheinenden Zeichen etwa abnehmen läßt, den künftigen teutschen Bundesstaat denken muß. Denn ihr Verhältniß zum Reiche muß aus dem Verhältnisse der Bundesstaaten zu einander bestimmt werden.

„Wir werden aus Wien wahrscheinlich ein buntes Ungeheuer von einem Bundesstaat erhalten, der zusammenge-

flickt wird, wie der Zufall oder wie der leidige Ländereinrichter und Verfassungsschmidt, Napoleon Bonaparte, die Staaten eben neben einander hingeworfen hat. Wahrscheinlich wird kein Reichsoberhaupt, keine Majestät eines teutschen Kaisers oder Königs, die alle andere Fürsten in den Schranken der Gesetze hält und zügelt, entstehen, sondern mehrere mächtige Bundesstaaten werden neben einander liegen mit gleichen Rechten und Ansprüchen auf Herrschaft. Wie man diese mit einander und wie man die zwischen ihnen liegenden kleineren und schwächeren Fürsten durch sogenannte allgemeine Reichsgesetze und Bundesgesetze zusammenbinden und zusammenhalten will, und wie man überall meinen kann, daß eine solche haderische Zusammensetzung länger als ein paar Jahrzehende — wenn so lange — ohne innerlichen Krieg und Getümmel bestehen könne, das mag die fremde Weisheit wissen und verstehen, meine Weisheit weiß und versteht davon nichts. Genug, wie er auch ausfalle, ein teutscher Bundesstaat wird seyn. Dieser teutsche Bund und das neue Teutschland ist geschaffen durch den einzigen gefährlichen Feind, welchen Teutschland hat, durch Frankreich. Gegen Frankreich haben wir vorher immer von Reichsfestungen gesprochen und auch Reichsfestungen gehabt, nie gegen unsre andern Nachbarn, gegen die Venediger, Polen, Russen und Dänen. Die immerwährende Gefahr hatte die Idee geschaffen, und wie die Franzosen uns hinterlistig eine Festungslinie nach der andern abgerissen und abgegaunert hatten, so mußten wir uns immer eine neue Linie anlegen,

wie es die hartnäckigen Vertheidiger einer belagerten Festung, die d'Aubussons und Palafoxe, machen, die sich hinter den verlornen Werken immer wieder frisch eingraben und einmauern. Jetzt, da kein Reich mehr seyn soll, müssen wir also Bundesfestungen bauen und unterhalten. Die Linie dieser Bundesfestungen theilt sich nach dem Strome ganz natürlich ein; sie zerfällt nach der geographischen Lage und nach den mächtigsten Gebietern, welche am Rhein herrschen oder deren Länder doch vom Rhein vertheidigt werden müssen, in drei Theile, nemlich in den Unterrhein, den Mittelrhein, und den Oberrhein.

„Den Unterrhein deckt Holland und Belgien, welches nichts anders ist, als ein Aussenwerk Teutschlands, als eine Bastei desselben, und welches immer mit ihm stehen oder fallen muß. Es besetzt und verwahrt die Festungen und Gränzen in jenen Gegenden; Hanover, welches man als seinen freiwilligen Bundsgenossen ansehen kann, und England, welches hier an der Küste gegen Frankreich am leichtesten Hülfe bringen und Wache halten kann, stärken und helfen hier.

„Der Mittelrhein und seine Bundesfestungen fallen Preussen und den unter seinen Befehlen fechtenden Fürsten zu. Sie besetzen die Festungen, worin Preussen den Oberbefehl hat: Mainz, Luxemburg, Jülich, das wieder aufzubauende Ehrenbreitstein, und andere neu zu erbauende.

„Die teutsche Gränze am Oberrhein liegt völlig nackt und wehrlos da; denn das kleine Fort Kehl wird man doch

für nichts halten wollen. Es müssen vom Neckar bis Basel hinauf, wenn nicht das schöne Südteutschland bei dem ersten Kriege mit Frankreich preisgegeben werden soll, nothwendig drei bis vier starke Festungen gebaut werden. Die Besetzung und Bewahrung dieser Bundesfestungen muß den Südteutschen Mächten übergeben werden, deren Lande dadurch gedeckt werden sollen. Baiern, Wirtemberg, Baden, Oestreich (wenn dieses vielleicht wieder bis ins Breisgau vortritt) hätten diese Festungen zu unterhalten und zu bewachen; den Oberbefehl in denselben führten die mächtigsten und anführenden Staaten.

„Dies ist mein Begriff von teutschen Bundesfestungen und von der nach meiner Ansicht besten und richtigsten Einrichtung und Verwaltung derselben. Den Oberbefehl gebe ich den Staaten, welche die Macht haben zu befehlen und die Stärke haben zu vertheidigen, und deren eigenster und nächster Vortheil es ist, daß die Festungen immer im gerüsteten und wehrlichen Stande sind. Ein wechselnder Oberbefehl oder gar ein zwischen zwei Mächten getheilter Oberbefehl in denselben, wie wir es z. B. jetzt in Mainz sehen, ist ein Unding und würde zu Hader und Zwiespalt Anlaß geben, was man möglichst vermeiden muß, und die Festungen selbst würden dabei immer in schlechter Ordnung seyn. Nur was Einer ganz hat und allein verwaltet, das besorgt er ganz und gut. Ich brauche hier nur an die Elendigkeit der ehemaligen Reichsfestungen zu erinnern, und man versteht diese kurzen Worte ohne Kommentar, weil sie den Kommentar dazu geben.

„Nun zum Schlusse dieser Winke über die Bundesfestungen noch ein paar Worte über die wichtigste derselben, über Mainz. Wir befinden uns hier sogleich wie in einer vollen Belagerung, wo wir alles Geschütz lösen und aus den schwersten Donnerbüchsen donnern müssen. Bei diesem wichtigen Punkte, wo der volle Krieg der gegen einander treibenden Meinungen und Vortheile in lichten Flammen brennt, werden wir auch andere wichtige Punkte berühren und Preussens Stellung in Teutschland und zu Teutschland und wie einige neidische Mächte und gewisse klein denkende und kurz sehende Minister es gern stellen mögten, andeuten können und andeuten müssen.

„Wenn Preussen die ehrenvolle und gefahrenvolle Rolle, Teutschlands Vorfechter und Gränzhüter am Mittelrhein zu seyn, übernehmen soll, so muß es auch die Schlüssel dieser Gränzen in seiner Gewalt haben. Die Hauptschlüssel des Mittelrheins sind Luxemburg und Mainz, und der Hauptschlüssel des Rheins nächst Straßburg, welches man mit einer unbegreiflichen Großmuth den Franzosen wieder überlassen hat, ist Mainz, ja es ist der Hauptschlüssel des ganzen teutschen Reichs. Wenn Preussen in diesen beiden Festungen, auch wenn sie Bundesfestungen würden, nicht den Oberbefehl hätte, so hätte es seine Lande am Rhein umsonst und stünde mit beiden Füßen so in der bodenlosen Luft, daß es bei dem ersten Winde, wie vielmehr bei einem Sturm, umgeworfen seyn würde. Es stünde waffenlos und wehrlos zwischen den mit Festungen gepanzerten Belgien und Frank-

reich im Westen und Süden und zwischen grollenden und erbitterten teutschen Neidern im Osten seiner Gränzen. Mainz öffnet und sperrt, wie es will, die Hauptstraße nach Nord- und Mittelteutschland; in der Hand eines Neiders oder gar in der Hand eines Feindes schneidet Mainz die Rheinischen Lande Preussens von Sachsen, Schlesien und den Marken ab, woher ihnen in der Noth doch allein die starke Hülfe kommen soll; in der Hand eines Feindes kann es Preussens Verderber auf dem kürzesten Wege in das Herz seines Staats führen, und seine südlich und westlich in Westfalen und am Rhein stehenden Krieger mögen sich todt marschieren, sie kommen doch immer zu spät. Und nun vollends, wenn Diebeshehler die Schlüssel zu Teutschlands Schatz, zu seinem rechten zugleich unsichtbaren und sichtbaren Rheinhort in die Hand bekämen, solche, welche gelegentlich die Franzosen wieder in Mainz einlassen würden, wie stünden wir Teutsche da, und wo stünden wir? wie stünden die Preussen dann, und wo stünden sie? Ich lasse jeden antworten; denn wir alle wissen ja die Antwort. Und die Bundesfürsten, die man Preussen zulegen und unterlegen will? Wir wollen gern glauben, daß die Liebe und Treue und Vaterlandsliebe und der Geist der Hingebung und Aufopferung, wovon alle jetzt so laut klingen, für den Augenblick wirklich ehrlich gemeint sind; aber das kann uns alles nicht blenden. Wir haben die Geschichte und ihre Beispiele vor uns, und diese Beispiele sind zu jung, als daß wir sie schon vergessen haben könnten: in politischen Dingen und

Verhältnissen hat die Gewalt allein die rechte bindende und haltende Kraft; wehe dem, der sich da auf das papierne Wort der Verträge und auf stumpfe Siegel und Urkunden und auf Eidschwüre verläßt, wovon die sogenannte Noth, das sogenännte Wohl des Vaterlandes, die sogenannte Berücksichtigung der geliebten Unterthanen und die höchste aller Rücksichten, die sogenannte Erhaltung und Vergrösserung des durchlauchtigsten Fürstenhauses und hundert andere Rücksichten und Entschuldigungen gar zu leicht der lossprechende Pabst werden! Der Degen das ist der einzig zuverlässige Bürge der Verträge und Bündnisse, die Furcht hält fester als die Liebe, die Furcht, daß derjenige, gegen den gefrevelt ist, die abtrünnigen und verrätherischen Bundsgenossen auch bestrafen könne. So lange Mainz in Preussens Händen ist, wird es treue Bundsgenossen haben; dies kann man vorhersagen, ohne Prophet zu seyn. Wenn es aber in eines Andern Gewalt ist, wenn es gar in der Gewalt eines gegen Preussen feindselig gesinnten Staates ist, so werden sie bei dem ersten Unfall wanken und sich mit Preussens Feinden verbinden oder gar wieder mit dem alten Erbfeinde Verträge abschliessen. Darum darf Preussen nimmer von Mainz lassen, und sollte es auch den blutigsten Krieg darum führen. Dieser Krieg, wenn er ja mit der neidischen und grolligen Dummheit und Bosheit der Eigenen oder wenn er gar wit der Tücke und Herrschsucht der Franzosen geführt werden müßte, würde von Gott und von allen redlichen

Teutschen gesegnet werden; denn es würde recht eigentlich ein Krieg für Teutschlands Sicherheit und Hoheit seyn."
(S. 39—53.)

„Englands Politik in Hinsicht Teutschlands ist in jeder Hinsicht engherzig und erbärmlich, in Hinsicht Preussens undankbar und schleichend, welchem es doch am meisten zu verdanken hat, daß es wieder in Hanover ist, daß es gebietend in Belgien und Holland steht, und daß es sich in Spanien nicht mehr in dem gewaltigen Kampfe verbluten muß. England zeigt es klar, daß es Teutschland nicht stark machen will, daß es Preussens Stärke eher verkleinern als vermehren will. Nun die Angst vor Frankreich vorbei ist, tritt der alte Krämer wieder auf, der unsere Meere und Ströme beherrschen und ganz Teutschland wo möglich in ein englisches Waarenlager verwandeln will. England mögte gern auch mächtig in Teutschland stehen und es in einer Abhängigkeit erhalten, daß es sich nie in eigener Freiheit bewegen könne. Und wie schlecht erscheint es und mit welchem kleinlichen und unverschämten Geitze tritt es bei uns auf, wenn man es mit dem Kaiser Alexander von Rußland vergleicht! Dieser hat Oheime und Schwäger und Vettern und Schwestern, welche auf teutschen Fürstenthronen sitzen; aber er hat seinen Ruhm lieber gehabt als seine Sippschaft und für sie nicht um Land und Volk gemäkelt und geworben: England hingegen mit welchem plumpen Eigennutze stellt es sich hin und wie läßt es sich von einigen hanoverschen Aristokraten leiten und durch deren kleinliche Vortheile gegen die einzige Macht

misbrauchen, wodurch Teutschland in sich selbst sicheren Halt und gegen Frankreichs Ehrsucht die nöthige Festigkeit gewinnen könnte! Es ist wirklich empörend, daß es Preussen Länder und Herrlichkeiten abdringt und Teutschlands und Preussens Sachen gern so schwächlich einrichten mögte, daß sie immer von dem Schwanze seiner Politik nachgeschleppt und in alle Kriege hineingerissen werden müßten, in welche es mit Frankreich oder den burbonischen Häusern verwickelt werden könnte! O diese Fremden! der eine macht es mit uns, wie der andere es gemacht hat; alle wollen sie von uns stehlen und rauben und unsre Ehre und Macht in Abhängigkeit halten. Doch gottlob unsre Blindheit fängt an sich zu erhellen, und nicht Jahrhunderte mehr, vielleicht nicht Jahrzehende mehr, werden wir es dulden, daß die Ausländer uns so unverschämt berauben und ausplündern, ja daß wir jedes Jahrzehnd die Aussicht haben, daß Russen oder Franzosen oder Engländer oder endlich gar an Ruhm und Geld verarmte Dänen und Polacken kommen, sich die wieder gesammelten Schätze abzuholen und unsre wieder aufgebaueten Städte und Dörfer abzubrennen und unsre wieder aufgemauerten Festungen in die Luft fliegen zu lassen. Dem gerechten Zorn für das Vaterland ziemt eine freie Sprache vor Gott und vor den Menschen, ihm ziemt die freieste Sprache, wenn ein Volk wie die Engländer zum Verbrecher an ihm wird. Mit diesem Volke, das die löbliche Sitte hat, seine Angelegenheiten und die Angelegenheiten der Welt auf das öffentlichste zu behandeln, das über Kaiser und Könige und

Staatsminister und Feldmarschälle das erbarmungsloseste Gericht hält, brauchen wir eben nicht leise zu gehen. Nein, wir wollen seine Politik gegen uns schlecht und dumm und eigennützig nennen und den Wunsch laut und frei aussprechen, daß wir die teutsche Macht segnen und als unsre Retterin und Erlöserin preisen wollen, welche Franzosen und Engländer und Dänen auf einmal aus unsern Gränzen wegfegt. Nein, aller Welt wollen wir es sagen und mit Donnerstimmen in die Ohren donnern, daß nicht darum Hunderttausende unserer edelsten Jünglinge auf Teutschlands und Frankreichs Fluren begraben liegen, damit wir den Engländern den Zwanghandel bei uns erkämpften und damit das junkernde Königreich Hanover gestiftet werden könnte." (S. 71—73.)

„Sie sprechen von zerstörtem Gleichgewicht, wann sich in Teutschland irgend eine teutsche Macht erheben und in die selbstmächtige Lage setzen will, daß sie im Reiche Ordnung gebieten und den Feinden des Reiches, die auf seine Kraft und auf seine Schätze lüstern sind, wehren kann; sie schreien Zeter Mordio, als geschehe das ungeheuerste Unglück, als bebe Oestreich in seinen Grundfesten, als müsse Altengland zittern, als habe Frankreich den Angriff eines Eroberers zu fürchten, wenn Preussen um eine Landschaft verstärkt werden soll; und eine zahllose Menge teutscher Dummköpfe, die immer nur das Kleine sehen und die ganze kleine Erbärmlichkeit, wodurch wir der Spott der Völker sind, durchaus nicht missen wollen, schreit es ihnen mit dem heiligsten Eifer nach. Diese sind noch nicht genug gestäupt worden, sie

wollen die französische Geissel und die Ueberschwemmung der Völker wieder haben; und ich will ihnen wahrsagen, daß sie sie bald genug wieder bekommen werden. Ich will das Gleichgewicht nicht verspotten, wie Napoleon und die Erklärer und Verkünder seiner Tyrannei und seines sogenannten großen Bundesstaates gethan haben. Das Gleichgewicht ist eine heilige Idee; es ist eine erhabene Idee der Natur, es muß also auch eine erhabene Idee der Vernunft und Politik seyn; und daß es das ist, bedarf hier mit Beispielen nicht erläutert zu werden, da die ganze Geschichte von Beispielen wimmelt. Aber man prahle ja nicht mit dem europäischen Gleichgewicht und mit der europäischen Gerechtigkeit, solange so große und ehrwürdige Völker, als die Teutschen und die Italiäner sind, in Europa fast rechtlos und ehrlos da stehen und von den Fremden, die ihre Angelegenheiten entscheiden, auf die unwürdigste und unverschämteste Weise zerrissen und zerhudelt werden dürfen. Oder kann das europäische Gleichgewicht nicht bestehen, wenn diese beiden Völker nicht fremder Willkühr preisgegeben bleiben und in eine Menge kleiner und ohnmächtiger Königthümer, Fürstenthümer und Tyrannien zerrissen da liegen? Auch dies werden die Tröpfe nachbeten, wenn man es ihnen vorbetet. Teutschland ist das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europa's spielen und sich ergötzen. Wie die Aerzte Lazarethe für die Versuche haben, wo sie neue und gewägte Heilmittel probieren, so ist Teutschland recht eigentlich das

Theater für politische Experimente; zu den Versuchen aber, die man bei uns anstellt, müssen wir, wie es sich von selbst versteht, die Kosten und die Knochen hergeben. Jedes Jahrzehend, wenigstens jedes Jahrzwanzig, damit die Gleichgewichtslehre thätliche Erfahrungen sammeln könne, versammeln sich die Kriegsheere und Minister von ganz Europa auf unserm Puppentheater, stoßen alle in zierlicher Ordnung neben einander aufgestellte Puppen über und unter einander, und nachdem sie ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, die Arme und Beine abgehauen und die Köpfe blutig geschlagen haben, gehen sie mit großen Verkündigungen an die schwere Arbeit, die getrennten Glieder wieder zusammenzusetzen, die geschlagenen Wunden zu heilen, und sie von den Köpfen wieder auf die Füße zu stellen. Dieses große Werk nennen sie die Wiederherstellung des zerstörten Gleichgewichts und lassen bei ihrem Abzuge in alle Posaunen blasen und in alle Trompeten stoßen und sich von uns, nachdem sie uns also zerarbeitet und zerstoßen haben, obenein noch als die Wohlthäter und Befreier preisen. Und sie thun recht: Der teutsche Dummkopf, der durch Schaden nimmer klug werden will, muß solange als Europa's Hanswurst auf dem blutigen Puppentheater hin und her gezerrt, er muß solange auf den Kopf gestellt und sein faules Gehirn muß solange gerüttelt werden, bis er begreifen lernt, wie heillos und schändlich mit ihm umgegangen wird." (S. 89—91.)

Wir machen diese angeführten Worte eines andern zum Theil zur Unterlage eines Kommentars über eine grose Angelegenheit der Zeit, über Preussens Gränzen. Was der Pariser Friede von 1814 und der Wiener Kongreß von 1815 unvollendet und unberichtigt gelassen, das hat die Schlacht bei'm Schönen Bunde zur Vollendung und Berichtigung den Verbündeten in die Hände gegeben.

So wie man die Augen nur auf die erste beste Landkarte wirft, erkennt man bei dem ersten Blick, daß Preussen die Sicherung und Befestigung seiner Gränzen am Rhein nicht erhalten hat, die es mit Recht fordern konnte. Es ist, auf das gelindeste gesagt, ungeziemend, daß diejenige Macht, welche vor allen andern Mächten des Vaterlandes das Amt des Vorhüters und Vorfechters tragen soll, unter minder mächtigen, die sich mit festen Plätzen geharnischt haben, unbewaffnet, ja in mancher Beziehung fast wehrlos da stehen soll. Dies ist auch das, worauf der Verfasser der Rheinischen Mark vorzüglich hinweist, und was er, wie uns däucht, recht gut ausgeführt hat. Preussens Verhältniß zu Teutschland und seine Rolle, die es darin spielen soll und künftig spielen wird, bedürfen durch Worte nicht gezeigt zu werden; sie liegen durch Thaten vor aller Augen. Was viel rundere Staaten, z. B. das große Oestreich und die kleineren Niederlande und Baiern, mit brennender und rastloser Eifersucht gesucht und errungen haben, das darf Preussen viel weniger vernachlässigen, welches auf einer Länge

von mehr als zweihundert Meilen mit einem zu schmalen und zuweilen fast abgebrochenen Leibe an seinen äussersten Enden die gefährlichsten und mächtigsten Nachbarn Teutschlands berührt. Ein Staat, der zwölf Millionen Seelen zählt, darf nicht gleich einem kleinen unbedeutenden Staate auf der Gnade anderer beruhen, er muß die Sicherheit seiner selbst und die Treue von Bundsgenossen, die aus Furcht gewöhnlich besser gehorchen als aus Liebe, durch feste Stellungen erhalten. Da ein jegliches Ding unter dem Monde, und also auch ein Staat, zumal ein so jugendlich freudiger und heroisch blühender Staat als der jetzige preussische, nach der Ganzheit und Fülle des Daseyns streben und sie erlangen oder untergehen muß, so bereiten alle diejenige künftige Händel und Verwirrungen im teutschen Reiche, welche aus kleinlichem Neide und Geiz Preussen die Stellung gegen Frankreich und in Teutschland zu weigern suchen, wozu seine großen und herrlichen Arbeiten für uns alle und sein großes aber gefährliches Vorfechteramt es berechtigen. Denn Preussen wird einst auf jede Weise suchen müssen, ohne was es in Sicherheit und Selbstständigkeit nicht leben kann. Mit diplomatischer Ziererei von ewigem Frieden und unverbrüchlicher Freundlichkeit mögen sich die Kleinen mit verschlossenen Augen hinhalten lassen — ein großer Staat, darf sich nichts einbilden lassen; er muß seine Gefahren mit offenen Augen ansehen, und das um jeden Preis erringen, ohne was er mit Ehren nicht seyn kann. Jetzt ist der Augenblick da, und kömmt nimmer so wieder, wo alle Misverhältnisse, die der Kongreß

von Wien nicht geheilt hat, gründlich geheilt und berichtigt werden können. Wir theilen unter der festen Voraussetzung, daß die alten niederländischen und teutschen Gränzen wieder hergestellt werden, Land und Leute also ein:

Der Staat der Niederlande theilt die Maas, an welcher es Preussen bei der Theilung übervortheilt hat, gebührlich mit Preussen, und zieht unweit Lüttich längs der Ourthe seine Gränze in ziemlich grader Linie auf den Bogen, den die Maas zwischen Sedan und Mezieres macht. Seine Festungslinie läuft längs der Fortsetzung der Ardennen und dann auf der Ebene von Mezieres bis Dünkerken und begreift folgende Plätze: Mezieres, Rocroy, Givet, Philippeville, Maubeuge, Avesnes, Landrecy, Quesnoi, Cambray, Valenciennes, Condé, Douay, Bouchain, Arras, Bethune, Lille, St. Omer, Dünkerken. Die festen Plätze und das schöne, fruchtbare und an Hülfsmitteln reiche Land, das zwischen ihnen und den jetzigen Gränzen der Niederlande liegt, machen das Königreich der Niederlande fast noch einmal so mächtig, als es gegenwärtig ist; so daß der gegen Osten ausspringende Bogen des Herzogthums Luxemburg diesseits der Ourthe und was es diesseits der Maas abgiebt, nur für ein Geringes dagegen gerechnet werden kann.

Nun folgt Preussen mit seinen künftigen Gränzen gegen Frankreich, der zweite treue und tapfere Gränzhüter gegen die unruhigen Wälschen und der natürliche Bundsgenosse der Niederländer gegen dieselben. Preussen nimmt die Gränzlinie an Frankreich unmittelbar da auf, wo das Niederland sie verläßt,

etwa bei Donchery zwischen Sedan und Mezieres. Seine Festungslinie längs den Ardennen beginnt mit Sedan, läuft von da über Stenay und Montmedy auf Verdün, und schließt sich mit Toul. Innerhalb dieser Linie fallen die beiden Hauptplätze Metz und Luxemburg und die kleineren Festungen Longwy, Thionville, (zwei Aussenwerke von Luxemburg) und Saarlouis. (Ob es nicht rathsam ist, von den vielen kleinen Festungen in den Niederlanden und an der teutschen Gränze einige zu schleifen, das ist eine Frage, die hier nicht erörtert werden darf). Preussen bedarf zur Deckung seiner Gränzlinie und zur Selbstständigkeit und zur Unabhängigkeit seiner politischen Bewegung nothwendig Luxemburg und die drei Bisthümer mit ihrem Gebiete und die Saar mit ihren Städten. Vor allen aber bedarf es für eine freie und ungehemmte Bewegung in Teutschland und als den Hauptverbindungspunkt seiner Besitzungen in Süd- und Mittelteutschland der Festung Mainz mit dem dahin gehörigen Gebiet zwischen Kreuznach, Oppenheim und Mainz. Dies ist sein größter und wichtigster Sicherheitspunkt; von hier geht aus dem Süden der gradeste und leichteste Weg nach Thüringen, Sachsen, Schlesien und den Marken.

Niederland und Preussen stehen auf diese Weise als die beiden ersten Gränzhüter des Reichs da; zum dritten Vorfechter wünschen wir Oestreich. Wir wünschen dies besonders auch deswegen, damit es als der zweite mächtigste Staat des Vaterlandes an der Sicherung und Erhaltung der Gränzen desselben eine eigennützige Theilnahme habe und

mit Preussen so gemeinsame Vortheile bekomme, daß diese beiden Staaten hinfort über dem Grösseren, das sie verbindet, des Kleineren, das sie trennen könnte, vergessen müssen. Oestreich nemlich theilen wir Oberelsaß zu von Straßburg bis Wesel nebst dem größten Theile Lothringens, dessen Saargebiet nur an Preussen fallen würde. Damit vereinigt es, damit es sich selbst und die Schweitz gegen Frankreich gehörig decken könne, das ehemalige Mümpelgardische, Bischöflichbaselsche, und vielleicht auch die Grafschaft Hochburgund. Baden giebt das Breisgau wieder, damit die unmittelbare Verbindung mit den alten Erbstaaten da sey, und wird nebst andern kleinen Fürsten, die vielleicht auf Entschädigung Ansprüche hätten, in das schöne Land zwischen Oppenheim, Drusenheim und Zabern bis an die Blies über den Rhein gewiesen hinter die vorliegenden Gränzwächter Preussen und Oestreich.

Es wird nicht fehlen an solchen, die bei dieser Vertheilung der Lande sagen werden, Oestreich und Preussen bekommen zu viel, es müsse an alle teutsche Gebieter nach Verhältniß das Wiedergewonnene vertheilt werden. Diese weisen wir mit der kurzen und triftigen Bemerkung ab, daß diejenigen, welche alle schützen sollen und durch welche das teutsche Volk allein in Ehren bestehen kann, nicht mächtig genug seyn können. Ich sage hier noch einmal, die sogenannte Seelenrechnung ohne höhere politische Ansichten und Rücksichten ist eine jämmerliche Rechnung. Es liegt Teutschland nichts daran noch den Bewohnern der Herzogthümer Nassau oder Mecklenburg, ob sie um 100,000 oder 20,000

Seelen vergrößert werden; aber es liegt Teutschland und Europa daran, daß Oestreich und Preussen in einer solchen politischen Stellung stehen, daß die Eigenen mit Vertrauen und Liebe und die Fremden mit Achtung und Furcht auf sie blikken können. Uns, die wir gern das ganze große teutsche Vaterland und Volk groß und mächtig sehen, kömmt es bei unsern politischen Betrachtungen mehr auf die Geister als auf die Seelen an. Gute Seelen gedeihen auch in Staaten des zehnten und zwölften Ranges, in Dutzendstaaten wie Sachsen-Meinungen, Mecklenburg und Nassau; aber große Geister, rettende und erhaltende Geister voll Stolz und Kühnheit, gedeihen nur in größeren Gemeinheiten, wo ein weiterer Kampfplatz und eine fröhlichere Uebung der Kräfte ist, und wo weiter hinausgeblickt und geflogen werden darf.

Wann nun Preussen und Oestreich so gegen Frankreich gestellt werden als des Vaterlandes Vorsteher und Wächter und die kleineren und schwächeren Staaten gebührlich in die Mitte oder nach hinten gestellt werden, wann wir in unsern von Gott gegebenen Gränzen mit festen und wohl geharnischten Städten und mit einem durch Ruhm und Herrlichkeit erfrischten und ermuthigten Volke stehen, wann draussen Achtung und Furcht, drinnen Gerechtigkeit und Freiheit unsre Wache halten, dann erst wird das alte Germanien wahrhaftig und in der That ein errettetes und befreietes Land genannt werden können, und dann werden alle seine Kinder mit voller Liebe und mit innigem Vertrauen zu ihm und zu seiner Majestät aufblikken. Erst wann wir in diese Lage

gesetzt, erst wann die Thore unseres Reiches so in die rechten Hände überantwortet sind — erst dann werden die Menschen, die zwischen dem Rhein und den Ardennen und Vogesen wohnen, mit ganzer voller Seele wieder teutsche Menschen seyn. Seit mehr als zwei Jahrhunderten, seit Karl dem Fünften von Teutschland und Philipp dem Zweiten von Spanien, kurz seit der Losreissung der drei lotharingischen Bisthümer und dem Anfange des niederländischen Aufruhrs, (seit 1550 und 1575) ist diese schönste und zarteste Seite Teutschlands krank und wund gewesen, der Tummelplatz fremder Völker, der Schauplatz aller Kriege, der offene Raub des unruhigen und herrschsüchtigen Volkes der Wälschen — und Wohlstand, Wissenschaft und Kunst, und einzelnes Glück, und allgemeine Freiheit sind seit jener traurigen Epoche mehr und mehr von diesen schönen Landen gewichen, und das ganze teutsche Vaterland hat ihre Verwüstung, Verlassung und Verwaisung auf das schmerzlichste mitfühlen müssen. Ich will nicht weissagen, aber ich bin fest überzeugt, daß der Rhein, wenn er einmal, von den Plagen des Krieges und der Angst befreit, sorgenlos und freudig in eine glücklichere Zukunft schauen dürfte, binnen wenigen Jahrzehenden ein herrliches Leben der Politik, Wissenschaft und Kunst entwickeln wird. Aber solange ein Volk nicht auch in Hinsicht seiner äusseren Lage auf sein Glück und seine Ehre blicken kann, als auf etwas gleichsam Ewiges, werden auch die Geister in ihm nicht wehen und leben, welche das Ewige und Unsterbliche erschaffen.

Auch was der Verfasser in seinem Büchlein über Bün-

desfestungen sagt, müssen wir durchaus unterschreiben. Festungen, welche allen gehören und keinem, werden immer schlecht eingerichtet und versehen und in Zeit der Gefahr recht eigentlich für den Feind aufbewahrt seyn. In starken Händen müssen sie Bollwerke des Reichs seyn, Oestreich und Preussen müssen sie allein und ausschließlich angehören. Doch auf Eine Weise müssen sie auch Bundesfestungen genannt werden, und ich will sagen, auf welche Weise.

Sie werden also vertheilt, daß Mainz, Luxemburg und die Festen der drei Bisthümer und an der Saar an Preussen, Landau, Straßburg, Neubreisach, Schlettstadt, Hüningen, Belfort, vielleicht auch Besançon an Oestreich übergeben werden, so daß sie ihnen ganz allein und eigenthümlich gehören, und die Zeughäuser, das Geschütz und Waffen und Geräth ganz und allein ihre sind, sie auch einzig den Oberbefehl und die Herrschaft darin haben. Weil aber die Unterhaltung und Versorgung dieser Plätze ungeheure Summen erfordert, größere, als die Lande, in welchen sie liegen, zu erschwingen und zu tragen vermögen, und weil sie doch eigentlich für die Sicherheit des ganzen Reichs gegen seinen gefährlichsten Feind unterhalten und bewacht werden, so ist es das Billigste, daß alle Fürsten des Reichs zur Unterhaltung und Bewachung der größten und bedeutendsten nach dem Maaße ihres Länderumfanges jährlich an Geld und Volk etwas Bestimmtes beitragen, das auf dem ersten Bundestage in Frankfurt festgesetzt werden könnte, und zwar so, daß an Oestreich die süddeutschen, an Preussen die nord-

teutschen Fürsten, deren Länder hinter dem Schirm dieser Festungen liegen, gewiesen würden. In diesem Sinne würde ich Straßburg, Landau, Mainz, Metz und Luxemburg teutsche Bundesfestungen nennen, zu deren Unterhaltung und Versorgung jährlich gewisse bestimmte Summen ausgeworfen und deren Besatzungen unter dem Oberbefehl der beiden größten Mächte auch in Friedenszeiten zu zwei Dritteln der Mannschaft mit teutschen Bundestruppen besorgt würden; so daß jeder Fürst auf eine bestimmte Festung ein für allemal mit seinem Beitrage an Geld und Mannschaft angewiesen wäre. Denn ein getheilter Oberbefehl und eine allgemeine Verwaltung und Versorgung von Seiten des ganzen Reichs sind keine Idee, sondern eine Nichtigkeit, welche dasselbe zeigen würden, was uns die früheren Reichsfestungen gewiesen haben, d. h. Mangel an allem Nothwendigen und an der Kraft des Befehls und der Strenge des Gehorsams, die nirgends mehr gefordert werden als in Festungen.

Druckfehler.

Seite	Zeile	
118 —	8	für wollten lies: wollen
121 —	7	vor es nach setze: ob
130 —	22	für e hin lies: sie hin
153 —	25	für wird lies: wir
156 —	25	f. zusammenfahren l. zusammenfahrend

XII.

Klage um drei junge Helden.

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir:
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier,
Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen so fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmlische Haus.

In Mansfelds edlen Bergen
Weht edle Freiheitsluft,
Da kriecht es nicht von Schergen,
Da lügt kein Schelm und Schuft,
Da wächset das freie Eisen,
Da wächset der freudige Muth,
Und alle, die Männer heissen,
Sind reisig und tapfer und gut.

In Mansfeld war gebohren
Das fromme teutsche Kind,
Der Freund, den wir verloren,
Wie wenig Freunde sind,

Der Eckardt *) der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief;
Nun schlummert der junge Leue
Im Grabe so still und so tief.

Auf Leipzigs grünen Felden —
O Leipzig, hoher Klang! —
Da traf's den jungen Helden,
Daß er vom Rosse sank:
Das war ja sein frommes Lieben
Bei Tage und auch bei der Nacht,
Das hat ihn hinaus getrieben
In den Tod, in die blutige Schlacht.

Wohl dir! du hast's errungen
Mit deines Blutes Born,
Die Schande ward bezwungen
Vom edlen Freiheitzorn;

*) Friedrich Eckardt, gebürtig aus Rothenburg in der Grafschaft Mansfeld, zuletzt Stadtrath und Bergassessor in Berlin, ein schöner, edler und feuriger Jüngling, eine fromme und starke teutsche Heldenseele, mit allen Tugenden der Milde und Menschlichkeit geschmückt, treu seinen Freunden und dem Vaterlande bis in den Tod. Als im Frühlinge 1813 der königliche Aufruf Krieg und Befreiung scholl, rüstete er sich unter den Ersten freiwillig zu Roß, und machte glücklich viele Treffen und Gefechte mit, bis ihn den 16. Oktober in der Schlacht bei Möckern vor Leipzig eine Flintenkugel in den Schenkel traf, die ihm in zwei Tagen den Tod bedeutete. Er starb zu Halle als Rittmeister. In der ritterlich frommen und fröhlichen Seele des Jünglings lagen die Keime großer Thaten, die eine andere Welt entwickeln wird. Die ihn kannten, werden ihn nie vergessen.

Doch müssen wir andre weinen
Und klagen in bitterem Schmerz:
Solange die Sterne scheinen,
Schlug nimmer ein treueres Herz.

Es thront am Elbestrande
Die stolze Magdeburg,
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch:
Als Tilly dem wilden Feuer
Sie einst zu verzehren gebot,
Da trug sie den Wittwenschleier,
Denn ach! ihre Schöne war todt.

Sie mag ihn wieder nehmen,
Ihr starb ihr bester Sohn,
Er ging ein großer Schemen
Hinauf zu Gottes Thron;
Da hießen den Schönen Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Engelein all willkommen
Zur ewigen himmlischen Freud.

Wohl viele sind gepriesen
Im hehren teutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen *),
Hat Gott allein gekannt:

*) Karl Friedrich Friesen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissen-

Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich umschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Füße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitstrahl;
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid;
In Wälschland von grimmen Bauren
Empfingst du den tödtlichen Streich,
Drob müssen die Jungfrau'n trauren;
Die Blume der Schönheit ist bleich.

Hoch im Cheruskerwalde
Da steht ein altes Schloß

---

schaft gerüstet, gleich geübt in der Kunst der leiblichen und geistigen Waffen, weise wie ein Mann und unschuldig wie ein Kind: eine Blume schöner Hoffnungen für das Vaterland, das sein einziger und höchster Gedanke war. Er fiel im Winter 1814 als Lieutenant in der Reiterei der Lützowschen Freischaar bei Chateau-Thierry in einem Gefechte mit Bauern.

Auf grüner Bergeshalde,
Wovon mein Stolberg *) spross,
Es heisset Wernigerode
Und meldet aus grauester Zeit
Von Helden viel weibliche Tode,
Von Züchten manch liebliche Maid.

Davon lebt auch noch heuer
Wohl mancher Name werth:
Der Vater schwingt die Leyer,
Der Sohn der schwingt das Schwerdt;
Wie jener es vorgesungen,
So thut es dieser ihm nach:
Was frühe dem Knaben geklungen,
Das bringet der Jüngling an'n Tag.

Es scholl die Kriegsdrommete
Des wälschen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen stolz und frei;

---

*) Christian, Graf zu Stolberg, ein Sohn des edlen Friedrich Leopolds, ist den 16. Junius dieses Jahrs in der Schlacht bei Ligny vor St. Amand gefallen. Er war schön und stattlich, ein neunzehnjähriger Jüngling, voll ritterlicher und frommer Kraft. Er hat für sein Vaterland gestritten, wie sein Vater dafür gesungen hat. —

Jünglinge, wie diese drei und so viele andere Edelgefallene, deren Herzen für Freiheit und Vaterland allein Gott im Himmel kannte und die mit Demuth und Frömmigkeit in den großen Streit gezogen sind, verbürgen uns eine schöne und große Zukunft Teutschlands; sie sind die ersten großen Zeichen neben vielen zweiten und dritten, die wir von ihr haben.

Da ließ er sein Hengstlein zäumen,
Da hängt' er den Säbel frisch ein,
Und sprengte mit Heldenträumen
Gar lustig wohl über den Rhein.

Sein Traum ist nun erfüllet
Von teutscher Herrlichkeit,
Sein Durst ist nun gestillet
Nach edlem teutschem Streit:
Er ritt mit den tapfern Reitern
Zum Kampfe nach Brabant hinauf,
Da stehet von Blumen und Kräutern
Im Felde so bald nichts mehr auf.

Was Lenz und Sonne schufen
Im bunten Blüthenmai,
Das stampften Rosseshufen
Im Junius inzwei,
Auch lag in der Jugend Schöne
Mancher Jüngling die Felder entlang,
Daß Wehe der Klagetöne
Von Müttern und Bräuten erklang.

Auf Brabants grüner Aue,
Sie heißt bei Sankt Amand,
Da troff vom rothen Thaue
Das Eisen mancher Hand,
Mit Rotten aus Wälschland trafen
Die preussischen Reisigen dort,
Da holte der Himmel den Grafen,
Da nahm eine Kugel ihn fort.

Drum muß ich traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir,
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier,
Es waren drei holde Knaben,
Sie waren so schön und so gut,
Fürs liebe Vaterland haben
Sie fröhlich vergossen ihr Blut.

Schlaft still und fromm in Treue
Bis an den jüngsten Tag,
Wo sich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag;
Es blühet um euren Frieden
Gedächtniß so golden schön:
Im Siege ward euch beschieden
Für's Vaterland hinnen zu gehn.

XIII.

Die Aristokratie.

Wir haben den verflossenen Herbst und Winter durch ganz Teutschland nicht mit Unrecht darüber klagen gehört, daß die sogenannte neue Verfassung der Hanoverschen Lande die Hoffnungen unerfüllt gelassen habe, die man sich von ihr gemacht hatte. Dieses Land war in Teutschland eines der ersten, in welchem die Regierung das allgemeine Bedürfniß und die gerechten Forderungen des Volkes anzuerkennen schien, da sie von einer wiederherzustellenden und dem Bedürfnisse und Sinne des Zeitalters, das nach so langem Elende eine billige und sichere Freiheit begehrt, anzupassenden Verfassung sprach. Die Ankündigung davon geschah so, daß die Erwartung aller Redlichen gespannt ward; die Worte der Regierung liessen etwas Freies und Vortreffliches hoffen. Man berief sich in denselben auf die Verbindung mit England; man spielte und wies auf Englands stolze Freiheit und Oeffentlichkeit hin; man sprach es gradezu aus, daß es einem Volke, welches mit diesem Lande in so genauen Verhältnissen stehe, als die Hanoveraner, vor allen andern zieme, in Teutschland das erste Muster einer tüchtigen und freien Verfassung aufzustellen. Dies gab schöne Aussichten und Hoffnungen für des Vaterlandes Zukunft, denn man hoffte mit Recht, daß, wenn nur irgendwo erst das Rechte und Treffliche würdig und fest ergriffen und eingerichtet wäre, auch

die meisten übrigen Staaten Teutschlands, einige aus Schaam, andre aus edlem Nacheifer, dasselbe oder doch Aehnliches thun und machen würden. Ja, es waren sogar diejenigen, welche meinten, die Hanoversche Regierung habe dies nicht bloß aus ihrem eigenen Willen so ausgesprochen, sondern ihr müsse von der englischen Regierung, die auf diese löbliche Weise bei uns die Liebe und Achtung der Menschen verdienen wolle, unter der Hand etwas zugeflüstert seyn.

So hofften und meinten viele wohlmeinende und wohlgesinnte Männer. Und was ist aus der ganzen großen und vornehmen Verkündigung herausgekommen? Fast ganz das alte Hanoversche Wesen, wie es in den Jahren 1780 und 1790 war, wo die adliche Kaste von allen übrigen Kasten des Volkes sowohl politisch als gesellschaftlich auf das strengste geschieden war und wo in ihren Herrscherkreis nichts Bürgerliches und Gemeines einbringen durfte. Es ist nicht undenkbar, daß die Männer, welche bei dem Entwurfe der sogenannten neuen Hanoverschen Verfassung am meisten gewirkt und entschieden haben, ganz der ehrlichen Meinung seyen, es gebe nichts Vollkommeneres, Glückbringenderes, und dem jetzigen Zeitalter Angemesseneres, als jene alte Verfassung des Kurfürstenthums Hanover; aber man fragt sie doch billig mit einigem Tadel: warum sie denn etwas Neues versprochen haben, warum sie nicht gradezu erklärt haben; da es nichts Besseres und Weiseres gebe als jene alte Verfassung, so solle diese ganz wieder hergestellt werden? Denn wem werden sie es einbilden, daß nicht dem Wesen nach das Alte

wieder da sey? Wem werden sie einbilden wollen, daß das nicht ein adlicher und aristokratischer Staat sey, wo die Mehrzahl der sogenannten Volksvertreter oder ständischen Boten durchaus Edelleute sind und wo die andern Abgeordneten aus einigen von meistens mittelmässigen Städten geschickten Professoren, Bürgermeistern und Sachwaltern bestehen, welche, da die Herrschaft einmal bei dem Adel ist, und da alle Verhältnisse des Landes und der Gesellschaft mehr oder weniger von Rücksichten auf denselben umschlungen und durchdrungen sind, in der Regel nichts Anders seyn werden, als der demüthigst und unterthänigst glückwünschende und glücksuchende Wiederhall desselben. Denn so sind die Menschen, daß die meisten von den äusseren Verhältnissen regiert und bestimmt werden. Deswegen wird die wahre Freiheit immer nur da seyn, wo diese Verhältnisse frei einander gegenüber gestellt sind. Wir haben ja die Beispiele zum Theil noch so lebendig in der Nähe oder doch in der frischesten Erinnerung, als daß wir uns durch Klänge und Scheine täuschen lassen könnten; wir haben ja die alte hanoversche Verfassung, die kursächsische, die mecklenburgische, die schwedischpommersche in ihren Früchten und Wirkungen gesehen, und lassen uns nicht einbilden, daß dies eine neue oder eine freiere und liebenswürdigere Herrlichkeit sey. Man hat das Alte hie und da ein wenig gekehrt und gewendet, ihm einige neue Farben und Titel gegeben, und wir sollen nun glauben, daß es wirklich neu geworden sey. Wir können uns aber durch einzelne Kleinigkeiten nicht blenden lassen; wir müssen

diese Verfassung eine von dem Adel für den Adel und seine Vortheile gemachte, wir müssen sie eine aristokratische Verfassung nennen. Damit wird zugleich das Urtheil ausgesprochen, daß sie eine dieser Zeit unangemessene Verfassung ist, welche Zeit sich mit allem eher verträgt, als mit der Aristokratie.

Wir hatten erwartet, die hanoversche Regierung würde damit anfangen, den Städten eine freiere Verfassung zu geben, wie man seit 1807 im preussischen Lande gethan hat, damit Bürgergeist und Stolz und Muth auf Freiheit und Recht geweckt und der würdige Kampf um die edelsten Güter des Lebens unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft vorbereitet und möglich gemacht würde.

Wir hatten auch das gehofft, die Bauern, dieser größte und achtbarste Theil eines Volkes, würden ihre Landboten mit zu den öffentlichen Tagen senden dürfen; aber das ist nicht geschehen. Die Regierung hat diejenigen bei dem Entwurfe vergessen, die in den meisten Landen Teutschlands zu lange schon als die Taubstummen angesehen und behandelt worden sind. Der hanoversche Adel hat vielmehr sehr unschuldig erklärt: Da er (der Adel) ja vorzüglich auch in der Eigenschaft als Landbesitzer auf den Landtagen erscheine, so bedürfen die Bauern keiner besonderen Stellvertreter, da sie durch ihn hinlänglich vertreten werden. Grade, als wenn bei einer Reichsversammlung der Thiere die Hunde erklärten: Die Hasen brauchen keine Reichsboten zu senden, wir laufen und bellen mit für sie. — Daß

man diesen Stand, der doch eigentlich vor allen andern den Staat trägt, so ganz ausgeschlossen hat, musste daheim und auswärts allen Wohlgesinnten missfallen. Denn die Zeit ist gottlob vorbei, wo die Reichen und Vornehmen, wie Lichtenberg irgendwo sagt, darauf spekuliren durften, ob nicht einmal ein Generalpächter eine Salbe erfinde, die Bauern damit zu schmieren, daß sie Wolle geben und im Junius geschoren werden können.

Doch weg mit allem Scherz! am meisten weg mit jenem Scherz, welcher Spott scheinen könnte! Wenn man den Adel ehrt als etwas, das seine nothwendige Stelle im Staate ausfüllen und als solches geachtet werden soll, so darf man das mit gleichem, wo nicht mit größerem, Rechte auch von dem Bauerstande sagen. Wie der Adel diesem als Stand entgegensteht, wenn gleich beide das gemein haben, daß sie Landgüter besitzen und bebauen und bebauen lassen, das bedarf ich hier wohl nicht zu beweisen; die Geschichte beweist es am besten, die durch lange Jahrhunderte dargethan hat und bis diesen Tag darthut, daß der Adel, wo Gesetze ihn nicht banden und die kleinsten Gutsbesitzer ihm als unabhängigen Stand gegenüber stellten, immer gestrebt hat, die Bauren zu seinen Knechten zu machen, was ihm meistens nur zu gut gelungen ist. Da nun die Geschichte diesen Beweis führt, so kann man wohl mit Recht sagen, daß der Bauer von denjenigen am schlechtesten und unnatürlichsten werde dargestellt und vertreten werden, deren Vortheile den seinigen in so vie-

ten Beziehung gradezu entgegengesetzt sind und deren Stand und Standeszweck mit dem seinigen fast gar nichts Gemeinsames hat. Wenn man hier also für den Bauer spricht, so denkt man an den alten löblichen Weidspruch: Jedem das Seine.

Und wenn Jemand die Entschuldigung der Herren Landboten versuchen wollte, sie ist nicht leicht. Sie haben es recht gut gefühlt, daß sie gegen den Geist der Zeit und gegen die Meinung ihres und des teutschen Volkes gesündigt haben, daß sie nicht gethan und eingerichtet haben, was sie gethan und eingerichtet haben würden, wenn die allgemeine Ehre und der allgemeine Vortheil ihnen heiliger gedäucht hätten, als die einzelnen. Es ist die Frage aufgeworfen, ob die Sitzungen und Verhandlungen öffentlich seyn sollten, und das beklommene Gewissen ist vor dieser frechen und freilich etwas englischen Frage erschrocken. Ja so lächerlich und erbärmlich ist das Größte von vielen betrachtet worden, als ob von einem Ball oder Klubb gehandelt wurde; in dem Gefühle, daß die Zeit und überhaupt, daß die Idee einer ordentlichen Verfassung und Verwaltung die offenste und nackteste Oeffentlichkeit verlange, haben sie vorgeschlagen, jedem Mitgliede der Versammlung der Landstände möge eine Freikarte zugestellt werden, auf welche es einen Zuhörer mitbringen dürfe. (Es verstand sich wohl von selbst, daß der Mitbringer für die ächte und ungefährliche Gesinnung seines Gastes einstehen mußte.) Das fanden die meisten endlich denn doch zu ungeschickt, und der Beschluß fiel dahin aus,

seine Geheimnisse für sich zu bewahren und allen lästigen und neugierigen Zuhörern und Beurtheilern den Zugang zu versperren.

So wie die Verkündigung dieser neuen hanoverschen Verfassung für den Elefanten, den sie versprach, ein lächerliches Mäuslein gebohren hat, so sind in diesem Lande der uralten teutschen Freiheit andere Dinge gesehen und gehört worden, die keinesweges lieblich und erfreulich sind. Der Adel hat sich, als wenn das Ganze ihm recht eigentlich angehörte, wieder ganz in seine alte Stellung gesetzt und besonders werden in dem hanoverschen Heere über die unwürdige und ungebührliche Zurücksetzung der Bürgerlichen und Vorschiebung der Adlichen die lautesten und gerechtesten Klagen gehört, die sich gut ausnehmen, wenn man an England denkt, wo der Sohn des Bauers und Kohlenschiffers Großkanzler und Oberadmiral wird. Diese Sache indessen ist endlich auf eine sehr erfreuliche Weise den Aristokraten zum Spott geworden. Ein gewisser hanoverscher General, den die Altgebohrnen, die auch den ungerechten Besitz für ihre Kaste festhalten wollen, als ihren Eckständer ansehen, hatte nicht bloß für die Erwachsenen, sondern auch schon für die Unmündigen gesorgt und in dem Heere eine ganze Menge solcher Offiziere angestellt, von welchen es zweifelhaft war, ob der Degen an ihnen steckte oder ob sie an dem Degen steckten. Der Herr General kam, wie die öffentlichen Blätter sagen, mit diesen unbärtigen Herrchen in den Niederlanden an, und er wollte die Stelle des Generals von Alten einnehmen, der die englisch-deutsche Le-

gion in Spanien mit so großer Ehre befehligt hat, und seine Knaben sollten die Stellen solcher Männer einnehmen, deren manche in zehen fünfzehen Schlachten vielleicht schon dem Tode getrotzt hatten. Dies ward dem Oberfeldherrn, dem Sieger von Salamanka und Vittoria, in dessen Vaterlande die Stellen nicht auf diese Weise Familienerbe sind, denn doch zu viel; auch brauchte er Männer für die furchtbaren Schlachten, die er vorhersehen mogte. Des Herrn Generals unmündige Schützlinge wurden nach Hause geschickt und die gerechte Schadenfreude und der wohlverdiente Spott ihrer Landsleute und der Fremden sind ihnen nachgefolgt. Und diese werden hinfort jedem nachfolgen, der das Ungebührliche und Unzeitige thut und wagt; denn viel lassen die Teutschen sich immer noch bieten, aber das Urtheilen und Sprechen gehört trotz aller neugepriesenen Verfassungsentwürfe keiner einzigen Klasse ausschließlich mehr an.

Diese Geschichte und ähnliche Geschichten, vor welchen die Herren nicht sicher seyn werden, die sich wieder wie von Rechtswegen auf das hohe Pferd gesetzt haben, beweisen, daß man mit dem Recht und der Ehre der Völker und mit den Bedürfnissen und Forderungen des Zeitalters nicht gaukeln darf, und daß die Zeiten vergangen sind, wo ein Mann ohne sechszehn oder zwei und dreißig Ahnen aus manchem Ballsaal und Hörzimmer fast als ein unehrlicher Verbrecher herausgewiesen werden durfte. Die hohe Welt von Hanover wird mit allem ihrem Streben und Sehnen die glückliche Zeit von 1785 und 1795 nicht zurück bekommen, und Ver-

fassungen, wie die, wovon wir sprechen, werden nicht viele Jahrzehende durchleben.

Man macht übrigens gegen das öffentliche Erscheinen und Auftreten der Bauern als Landboten aus andern nicht ganz unscheinbaren Gründen Einwendungen, worauf ich anderswo *) geantwortet habe. Diese Einwendungen könnten aber niemals gegen das Recht einer so zahlreichen und bedeutenden Klasse der Landeseinwohner gebraucht werden, das sie haben, sich selbst ihre beliebigen Vertreter und Darsteller auf den Landtagen zu wählen; das könnte man vielleicht mit mehr Grund sagen, daß der bloße Bauer, wie er nun ist, hie und da nicht fähig sey, seinen Stand zu vertreten. Dieser letzte Grund würde indessen viel gewichtiger seyn, wenn Teutschland von dem Niemen bis zu den Vogesen und von der Eider bis zur Leitha Ein Reich wäre, dessen großer Reichstag oder Parlament in einem großen Stil zusammengesetzt wäre. Wie es nun steht, braucht man ihn mehr zum Schein, um den Kleinen im Volke nicht ihr gebührliches Recht zukommen zu lassen.

Teutschland wird nach dem Zuschnitt, den man gemacht hat, meistens aus mittelmäßigen und kleinen Staaten bestehen. Auch die bedeutendsten dieser Staaten haben ihre Landschaften zu wenig in einander zusammengeründet oder verbunden, als daß sie die Verfassung in einer großen Art

---

*) Ueber den Bauerstand und seine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815.

stiften könnten, noch daß auch alle Landschaften durchaus gleichförmig eingerichtet und verwaltet werden könnten. Es wird in Teutschland auch in den größeren Staaten bei einzelnen landschaftlichen Versammlungen und Tagen bleiben, und diese werden etwa in dem Sitze des Herrschers einen abgeordneten Ausschuß halten, durch welchen sie mit demselben und mit seinem Ministerium im Zusammenhange bleiben, oder sie werden auch von Zeit zu Zeit einzelne Boten dahin senden. In diesen landschaftlichen Versammlungen, die keinesweges des größten Glanzes der Majestät noch der höchsten politischen Ausbildung fähig, nichts destoweniger aber für das Ganze eine sehr wohlthätige Einrichtung sind, mögen auch wohl, der Würde derselben unbeschadet, ehrsame Abgeordnete des Bauerstandes mit ihrer schlichten Einfalt und ihrem schlichten Verstande auftreten, und zuhören, was Weisere und Einsichtigere sprechen, und mögen reden und sich vertheidigen, wann ihre Vortheile berührt oder ihre Rechte angegriffen werden. Wahrlich ein hanoverscher Freiherr oder Graf würde stattlicher und mit einem schöneren Bewußtseyn da sitzen, wenn er so sprechen und darstellen lernte, daß auch diese einfacheren und ungebildeteren Männer seine Gründe und Gegengründe verstehen und wägen konnten. Denn so groß ist die Majestät der Gerechtigkeit und so gleich ist ihre heilige Gemeinschaft der christlichen Gemeinschaft in göttlichen Dingen und in dem Gottesdienste selbst, daß der Fürst in dem Grade fürstlicher wird, als er auch

des niedrigsten Bettlers Recht neben dem seinigen anerkennt. Die Darstellung der Staatsgesellschaft kann in kein Gleichniß mit einem Tanzklub eingehen, sondern ihr rechtes Bild bleibt immer das Bild des Volkes und der Gemeinde, wo von keiner Geschlossenheit und Heimlichkeit noch von Karten, die man als Einlaßzettel zu Opern und Reduten abgiebt, die Rede seyn sollte.

Diese Herren in Hanover rühmen uns die Rechtlichkeit ihrer Regierung und den blühenden Zustand, der vor noch nicht undenklichen Jahren unter dieser Regierung und Verfassung, die nun von so vielen getadelt wird, bestanden ist. Sie werfen ihren Tadlern und Vermahnern auch wohl die Namen zu, die durch ihren Gebrauch und Misbrauch schon jeder Bube auf der Gasse gelernt hat. Die Namen Umkehrer, Sprudelkopf, Jakobiner haben ihren Stachel verloren; sie verwunden gewöhnlich nur den, der sie gebraucht. Thue recht und sey gerecht, und scheue niemand, und laß sie schwatzen, was sie wollen — das ist ein Spruch, der im Leben und Tode beisteht und aushält, wenn man seinen Inhalt befolgt. Daß aber diese Herren so sehr empfindlich und behutsam sind, daß bei ihnen die neue Freiheit und Glückseligkeit in Worten und Schriften so wenig umgerüttelt und geworfelt werden darf, das ist ein böses Zeichen. Wer die Sünde fühlt, daß sie Sünde ist, und sie doch thut, den nennt man mit Recht einen Sünder. Es ist, auf das gelindeste gesagt, ungeschickt, und, wenn man die Ankündigung erwägt, ein

wenig jämmerlich, daß sie uns andern einbilden wollen, sie haben wirklich etwas Neues und der Zeit Angemessenes gemacht. Wenn wir auch noch nicht viel besser und glücklicher geworden sind, als wir vor fünfundzwanzig Jahren waren, etwas klüger und umsichtiger sind wir in solchen Dingen geworden und lassen uns mit schönen Erklärungen und Darstellungen nicht allein abspeisen. Es ziemt eine solche engbrüstige Verfassung, als die hanoverschen Edelleute sich gemacht haben, am allerwenigsten dem braven und herrlichen Volke, das durch diese Verfassung gesegnet werden soll. Die Enkel der Cherusker, vor welchen unter Hermann die Legionen Roms zitterten und erlagen, und der Chauken, welche Tacitus gleich sehr wegen ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit lobt, hätten wohl das Recht, eben so frei und lebendig regiert und eingerichtet zu werden, als die Hessen und Wirtemberger.

Die hanoverschen Herren mögen sich auf die Vergangenheit berufen, sie mögen für die Gegenwart Gelöbnisse thun und Versicherungen ausstellen, sie werden uns nie beweisen, daß ihre Verfassung gut ist. Ich kenne diese Verfassung aus der Quelle mit allen ihren Vortheilen und Nachtheilen, und habe leider fünfzehn Jahre des Bewußtseyns unter einer ähnlichen verleben müssen, nemlich unter der ehemaligen schwedischpommerschen, welche und die benachbarte mecklenburgische und die alte hanoversche, kleine Verschiedenheiten ausgenommen, die größte Aehnlichkeit hatten. Die Stände bestanden den

Worten nach aus der sogenannten Ritterschaft und den Städten. Die Städte hatten aber auf den Landtagen in der Regel so wenig Gewicht und ihre Stellvertreter waren durch so viele Verhältnisse und Bande an den Adel gefesselt, daß bei diesem eigentlich alle Macht war. Die Bürger hatten in dieser Verfassung also nur eine sehr schwache Stimme, und die bürgerlichen Landbesitzer und die armen Bauern, die man bei einem solchen Zustande mit Recht arme Leute nennen konnte, hatten gar keine Stimme, sondern waren nur zu sehr der Willkühr preisgegeben. Schwedischpommern und Mecklenburg, wo zugleich noch die jammervolle Leibeigenschaft herrschte, haben dies nur zu sehr gefühlt, denn es sind fast alle Bauerdörfer geschleift und in große Herrenhöfe verwandelt, und der Bauerstand ist bei dem wachsenden Reichthum der Großen seit den Jahren 1790, der seit dem Jahre 1806 die bitterste Armuth geworden ist, so zerstört, daß die künftigen Regierungen werden Sorge tragen müssen, ihn wiederherzustellen: denn bei lauter großen Gutsbesitzern und eitel abhängigen und dienstbaren Tagelöhnern kann ein Land nicht wohl bestehen.

Das gereicht übrigens der hanoverschen Regierung in Vergleichung mit der schwedischpommerschen und mecklenburgischen zur Ehre, daß der Zustand der niederen Volksklasse unter ihr weit glücklicher war, und daß weit mehr freie und wohlhabende Bauern unter ihr bestanden, als unter den erwähnten beiden. Man würde auch ungerecht seyn, wenn man leugnen wollte, daß vor der unseligen Ankunft der Franzosen

in den hanoverschen Landen durchaus Zufriedenheit mit der Regierung und allgemein verbreiteter Wohlstand herrschte. Indessen dasselbe konnte man vor der Schlacht bei Jena auch von Mecklenburg und Schwedischpommern sagen. Mit Ausnahme der Einen großen Makel, der Leibeigenschaft und der Unterdrückung des Bauerstandes, war auch in diesen Ländern die Wohlhabenheit sehr groß und die Forderungen der Regierung und die Abgaben der Unterthanen waren klein gegen das, was sie in den letzten unseligen Jahren haben tragen müssen. Wie dem aber auch sey und wie viel in den Jahren 1780 und 1790 bei den Hanoveranern auch gelobt werden mußte, wenn man ihren Zustand und ihre Verwaltung gegen andere teutsche Länder hielt — es war das ganze Wesen doch kein ordentlicher Staat und keine menschliche Verfassung, es war ein lebloses und seelenloses Ding, das sich in einer matten Zeit neben andern noch todteren Dingern wohl so mitschleppen und nebenher noch für etwas gelten konnte. Jetzt aber, da die Geister erwacht sind und da das teutsche Volk in einem neuen Leben wandeln soll, müssen solche Alterthümer als Ruinen stehen bleiben und nicht wieder aufgefrischt werden. Damit man das klarer sehe und begreife, müssen hier ein paar kurze und verständliche Worte über den Zweck des Lebens und des Staates überhaupt hingeworfen werden.

Die Welt ist keine Mastanstalt und die Menschen sind kein Vieh, das in die Mast getrieben und fett gemacht werden soll. So alt die Geschichte ist, haben die kräftigeren

und edleren Menschen, ohne welche es überhaupt keine Jahrhunderte geben würde, die Lehre ausgesprochen, daß das Glück und die Würde unsers Geschlechts nur nach dem Geiste und nach den geistigen Genüssen und Wirkungen und nicht nach dem Leibe und nach den leiblichen Genüssen und Wirkungen gemessen werden darf. Diese Lehre der heidnischen Philosophen und aller tugendhaften Männer, die auch etwas Anderes thaten als philosophiren, ist noch mehr die Lehre des Christen. Er soll ganz in dem Geist und für den Geist leben, er soll alles Irdische und Leibliche dem Geist opfern und alles für Nichtigkeit und Sünde halten, worüber der Geist nicht herrscht und worin er nicht lebendig waltet. Wenn dies die Lehre des Menschen und des Christen ist, wenn nur das ein Leben heißt, worüber das Gemüth mit Freiheit und Bewußtseyn schaltet und wodurch es immer neue Sporen zu lebendigerer Thätigkeit bekommt — so muß auch das der beste Staat seyn, der so eingerichtet ist, daß der Geist am meisten gereizt und geweckt wird und daß er sich mit der größten Freiheit und Lebendigkeit bewegen und entwickeln kann; derjenige Staat hingegen muß der schlechteste seyn, der den Geist am meisten fesselt und zu fauler Sinnlichkeit und zu matter Mittelmässigkeit einladet.

Nach diesen Voraussetzungen ist es durchaus unrichtig, wenn man das Wohlseyn und die Würde eines Staates nach seinen Reichthümern misset und wenn man das Glück eines Volks nach der Wenigkeit seiner Lasten und Abgaben bestimmt. Dieses physische und leibliche Wohlseyn ist allein

dings etwas sehr Liebes und Erfreuliches, aber ohne das sittliche und geistige Wohlseyn ist es von gar keinem Werthe. Die Römer waren gewiß unendlich angespannter und ärmer, da die Decier und Fabier und Scipionen sie zu gefährlichen Kämpfen und großen Thaten führten, als in den letzten dreißig Jahren der Regierung Augustus; aber welcher edle Römer hätte die magere Tüchtigkeit und Weidlichkeit des früheren Geschlechts nicht lieber gewollt als die fette Weichlichkeit und Nichtigkeit der augustischen Sklaverei, welche von den Schmeichlern des Despoten das goldene Zeitalter genannt worden ist? — Und wir? warum suchen wir Beispiele und Vergleichungen aus jener alten längstvergangenen Zeit, da sie uns vor den Füßen liegen? Wer von uns, den nicht bloß das Irdische und der irdische Mammon und leibliche Genuß gefesselt hält, wer von uns, der nur einigermassen den großen Gott des Tages und der Geschichte fühlt, wollte diese Zeit, diese magere und fast bis zur Erschöpfung angespannte Zeit, mit jener Zeit der Jahre 1780 und 1790 vertauschen, wo das Menschengeschlecht, sich klug und glücklich wähnend und weder Gott noch dem Teufel recht angehörend, in matter und fauler Weichlichkeit hinlebte, die sie Glückseligkeit nannten? Wie glücklich sind wir, wir durch die französischen Schanden ausgeplünderte und zerstörte Menschen, gegen jene Armen, die in elender Faulheit ein knechtisches Traumleben hindämmerten und nie gefühlt hatten, was Gott ist und was die Majestät des Männerwillens ist, der den Gott in der Brust fühlt! wie glücklich

sind wir mitten in unserer Armuth und Bedrängniß, die wir wieder zu dem Himmel und zu Gott haben aufblicken und glauben lernen, die wir uns wieder der Tugend bewußt geworden sind, die in einem kühnen und stolzen Willen liegt, die wir begriffen haben, daß es schönere Genüsse giebt, als das thierische Gefühl: Ich bin satt und habe genug! Das irdische Wohlleben ist allerdings ein sehr angenehmer Zustand, aber nur mit dem Gefühle der Würdigkeit und wenn das geistige Wohlleben mit demselben auf gleicher Linie steht. Das Leben und der Staat sind die menschlichsten, wo das lebendigste Gefühl der Kraft und die fröhlichste Freiheit des Geistes herrschen. Die Aale und Hechte in dem stehenden Sumpfe können fett genug werden; aber glücklich fühlt sich nur der Fisch, der neben den Gefahren der Narwale und Haie mit den freien Wogen des Oceans fortschießen kann.

Der schlechteste Staat von allen ist die unumschränkte und gesetzlose Herrschaft eines Einzigen, die Despotie, wo die Willkühr alle frischen Geister binden kann und gewöhnlich auch bindet und wo in fauler Schläfrigkeit und Weichlichkeit und in knechtischer Zierlichkeit und Geduld die größte Tugend verschlossen ist und die einzige Sicherheit und Wohlgefälligkeit. In einem solchen Staate ist es ein Unglück, Geist zu haben und von Aufwallungen kühner und tugendlicher Triebe beunruhigt zu werden. Weil der Mensch in ihm nicht viel Anderes seyn kann als eine kriechende und hündische Bestie, so ist er darin am glücklichsten, jemehr er von einem gefrässigen und geduldigen Vieh hat.

Nächst dieser Despotie oder gesetzlosen Alleingewalt ist der schlechteste Staat die erbliche Oligarchie, wo wenige Geschlechter die Herrschaft unter sich getheilt und sich darüber unter einander abgefunden haben. Diese Art hat fast alle Nachtheile und sehr wenige Vortheile der Despotie, so daß viele gemeint haben, diese letzte sey ihr beinahe noch vorzuziehen. Die Oligarchen müssen nach der Natur ihrer Herrschaft fast noch mistrauischer und grausamer seyn als ein Despot, weil Mehrere leichter aus dem Gleichgewichte zu bringen sind als Einer, und weil diese Mehreren durch die getheilte Majestät und den getheilten Willen vor Nebenbuhlern und Nachstellern nicht so geschützt sind, als Einer, der alle Macht und allen Glanz allein trägt, und der gnädiger seyn kann, weil er sicherer ist als die, welche nicht so hoch stehen, daß nicht andere hoffen könnten, sich einst auch so weit oder gar noch über sie hinaus zu schwingen.

Auf die Oligarchie folgt die Aristokratie, die nicht bei einigen Wenigen, sondern bei den Vornehmen und Reichen ist. Diese Verfassung läßt schon mehr Geist zu, als die beiden vorigen, ja sie ist einer sehr lebendigen Bewegung und Reitzung der Kräfte und der größten Thaten und herrlichsten Tugenden fähig, solange sie etwas hat, womit sie kämpfen muß. Hat sie das überwunden und unterdrückt oder unglücklicher Weise wenig gefunden, so nähert sie sich den beiden vorigen in Hinsicht der Geistlosigkeit und Erblichkeit, nur daß sie gnädiger und milder ist, weil eine tausendköpfige Schlange nicht so für ihr Leben zu sorgen hat, als eine ein-

köpfige oder dreiköpfige. Bei einer solchen Verfassung stocken die Geister durch erbliche Kasteneinrichtung; alles muß sich verknöchern und still stehen, wo jedem seine Bahn angewiesen ist, innerhalb welcher er laufen muß, und wo die Einen zum Herrschen, die Andern zum Dienen gebohren werden. Wenn sich in solchen Aristokratien durch mehrere Menschenalter alles erblich niedergesetzt und gehörig befestigt hat, so tritt oft eine gewisse vornehme Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit ein, die den Uebermuth einzelner Mitglieder der Herrscherkaste bändigen und wieder ins gehörige Geleis bringen. Rechtliche Förmlichkeit und gutmüthige Mittelmäßigkeit ist das Höchste, was diese Art, wenn sie am besten ist, erzeugen kann. Die schönsten Blüthen des Geistes blühen und die heroischen Werke und Thaten der Menschheit gedeihen nur, wo das ritterliche Turnspiel der Kräfte nicht beschränkt ist. Hat sich die Aristokratie einmal gesetzt, so ist es in solcher Verfassung mit dem höchsten Streben und freiesten Leben des Menschen aus.

Nun kömmt die Demokratie. Diese ist das Ding, welches sich am schwersten beschreiben läßt. Im edleren Sinn giebt es eine Demokratie in strenger Bedeutung des Worts, wo das Volk herrscht, das heißt alle, welchen Gaben der Herrschaft gegeben sind; von dieser Demokratie wollen wir nachher sprechen. Gewöhnlich aber meint man mit dem Worte Demokratie nicht die Verfassung, wo das Volk herrscht, d. h. die, welche herrschen können, sondern wo die Gewalt bei der Menge ist, bei jenem Haufen, den man Pöbel nennt.

Solche scheußliche Herrschaft aber ist gottlob selten länger als einige Jahre gewesen; sie ist immer ein unnatürlicher Zustand, ein Zustand der aufgelößten Gesellschaft und der Umwälzung, und mit dem Namen Verfassung kann man sie gar nicht beehren. Sie ist ein Uebergang in die despotische oder oligarchische Form; denn das wilde und reissende Thier Pöbel kann nur durch ein wilderes und reissenderes Ungeheuer gebändigt werden. Diese lezte Art hat man auch wohl die reine Demokratie genannt, ohne eben genau zu wägen, was man sagte. Etwas, was sich bei ausserordentlichen Erschütterungen der Gesellschaft blos als eine politische Krankheit zeigt, wodurch der Kranke entweder geschwind untergeht oder zu einem kräftigeren Leben der Gesundheit hinaufgetrieben wird, sollte man nie als eine stehende Form bezeichnen, sondern nur als eine flüchtige und unregelmässige Erscheinung weisen und andeuten.

Jene Demokratie in jenem edleren Sinn, die man Volksherrschaft übersetzen könnte, wenn man mit dem Worte Volk alle diejenigen Mitbürger bezeichnen will, welche etwas taugen, jene Verfassung, wo, wie ich eben sagte, das Volk herrscht, d. h. alle diejenigen, welchen Gaben der Herrschaft gegeben sind, steht, eben weil sie eine weitere, reichere und edlere Gestalt politischen Lebens ist, nicht so genau abgemarkt noch so leicht abmarklich da, als die drei erstgenannten Arten, die Despotie, Oligarchie und Aristokratie. Sie schwankt ihrer Natur nach zwischen zwei Neigungen hin und her, indem bald mehr von Aristokratie, bald mehr vom Pöbelgeist in sie

einfließen will. In diesen beiden Schwebungen muß sie sich ihrer Natur nach immer halten, indem sie, je nachdem sie sich nach einer Seite neigt, bald zahmer bald wilder ist. Ganz still und ohne Kampf kann diese Art nie seyn, noch wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur so langlebend, als eine der übrigen Arten. Könnte diese Verfassung sich im Gleichgewichte der Kräfte erhalten, es wäre wohl diejenige, welche alle Anlagen und Tugenden des Menschen am herrlichsten entwickeln würde. Am geschwindesten geht sie unter, wann das Wilde in ihr überwiegend wird; am langsamsten, wann sich durch Priester oder alte ehrwürdige und um den Staat verdiente Heldengeschlechter aus ihr heraus oder neben ihr der Anfang einer erblichen Aristokratie bildet; denn die ächte wahre Aristokratie, oder daß die Besten herrschen sollen, ist ja eben ihre Idee. Mit einer solchen Aristokratie kann ein tüchtiges Volk sich wohl drei vier Jahrhunderte zerreiben. Und solange diese Reibung dauert und Furcht und Gefahr und Wettkampf die Geister wach und die Seelen stark erhalten, kann auch jene Aristokratie, die sich der Demokratie gegenüber oder auch grade in sie hinein stellt, etwas sehr Tüchtiges und Ehrwürdiges seyn. Wir haben das in Rom gesehen und später in Venedig und Genua und Florenz, und bei uns in Straßburg und Köln und Lübeck, und in vielen kleineren Staaten und Städten. Welche herrliche Kämpfe und welch ein stolzes Leben voll Kraft und Kunst, solange das Ringen der Kräfte währte! Sobald aber die Geschlechter gefahrlos die höchsten Stellen nicht mehr er-

rangen, sondern erbten, da war der großen Tugend auch das Grab gegraben.

Uebrigens, da diese Demokratie oder Volksherrschaft nie an sich selbst noch als etwas in ihr selbst stehendes und abgeschlossenes gezeigt werden kann, so muß man sie, wenn man sie zeigen will, immer im Zusammenhange, ja im Ringen mit andern Arten betrachten. Ihr Streben ist die höchste Aufgabe, welche im Staate gegeben werden kann, daß der Würdigste und Tüchtigste immer der Höchste und Erste seyn soll; man mögte sagen, sie ist einer nach Tugend und Herrlichkeit sehnsüchtigen Braut gleich, welche ewig ihren rechten gebohrnen Herrn, ihren Kaiser und König sucht, und welche durch tausend Nöthen geht, weil sie nur dem Würdigsten und Trefflichsten gehorchen will. In allen Demokratien wird immer der Erste, der Fürst, der Princeps gesucht; es ist das Ringen um die erste Stelle, um den Principatus. Und es ist freilich eine hohe Freude des menschlichen Geistes, wenn achtzig Jahre in Athen und dreihundert Jahre in Rom die erste Stelle so häufig an den Würdigsten kam. Weil aber das Suchen des Herrlichsten und Würdigsten und das Ringen und Kämpfen derer, welche die Herrlichsten und Würdigsten zu seyn meinen, um die erste Stelle immer auf Kosten des Volkes und zwar oft recht wild und blutig geführt wird, indem es bald nach oben zur Oligarchie, bald nach unten zur Pöbelherrschaft (die sie reine Demokratie genannt haben) hinaus will, so hat Gott den menschlich und frei gesinnten Völkern durch ein Mittel geholfen, welches, ohne das

Ringen nach der ersten Stelle und den Kampf um die erste Stelle aufzuheben, die Unbändigkeit dieses Ringens und Kämpfens mässigte. Dieses Mittel heisst das Königthum, was man auch wohl die gesetzliche Monarchie nennt. Denn dadurch wird der Name König von den Namen Despot, Tyrann, Alleinherr, unumschränkter Herr, Souverain, Autokrat unterschieden, daß man sich unter ihm Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit, unter diesen Ungerechtigkeit und Willkühr denkt. Rom und Sparta hatten freilich keine rechte Könige, weil die vollziehende Gewalt auf manche Weise und zu manchen Zeiten zu sehr gehemmt und eingeschränkt war, aber in den beiden Königen aus dem Stamme der Herakliden und in zwei Konsuln, und wann Noth und Gefahr die geschwindeste und kräftigste Gewalt in Einer Hand forderte, in dem Einen Diktator, hatten die beiden Staaten doch immer eine Art Königthum. Selbst Karthago hatte eine gewählte höchste Obrigkeit mit dem Namen König, Venedig und andere Staaten hatten mit geringerer oder grösserer Mündigkeit gewählte Häupter, wenigstens Schatten des Königthums, damit die Stelle immer besetzt schiene, um welche das wilde und blutige Ringen den ganzen Staat erschüttern und zerstören konnte. Soweit haben alle Völker gefühlt, daß die höchste Stelle, wenn auch nicht besetzt seyn, doch besetzt scheinen muß.

Die Idee des Königs ist die Idee des Herrschers durch das Gesetz, nicht des Herrschers über dem Gesetze. Wenn die Menschen bloß durch Gesetze sich füh-

ren ließen und ihre wilden Leidenschaften durch sie allein zügeln könnten, so bedürfte es gar keines lebendigen höchsten Bildes der Gesetze, es bedürfte keines Konsuls, Diktators, Königs, Kaisers, oder wie die Namen der höchsten vollziehenden und herrschenden Gewalt sonst genannt werden. Die Gesetze würden dann, was man sagt, durch sich selbst lebendig seyn und ohne den fleischlichen und weltlichen Arm allein schon durch die geistige und himmlische Majestät herrschen. Es ist freilich eine idealische Aufgabe, das menschliche Geschlecht immer mehr zu der Mündigkeit zu bereiten, daß es fast gar nicht regiert zu werden bedürfe; was die Philosophen sagen: Der Zweck alles Regierens muß seyn, daß des Regierens weniger werde in der Welt — aber die menschliche Unvollkommenheit und Beschränktheit, die Noth, die von der Natur, und die Wildheit, die von den Leidenschaften kömmt, machen diese höchste Aufgabe der politischen Gesetzgebung hier unter dem Monde doch immer zu einem idealischen Traum aus dem Lande von jenseits. Es muß deswegen, damit das Wilde und Böse zittere loszubrechen, ein lebendiges Gesetz mit gewaltigem Arm und mit gezücktem Schwerdte da stehen, ein König, der erhabenste Schatten der Macht und Majestät.

Bei dem wahren Königthum ist die höchste Stelle belegt, und keinem kann und darf der Gedanke einfallen, sich auch einmal darauf setzen zu können; aber es bleibt in demselben ein freies und stolzes Kämpfen und Turnen edler und tugendlicher Kräfte nach hohen Stellen, und die Geister haben Reiz

gnug der Tugend und des Ruhmes, daß sie von den niedrigen Gelüsten und Sorgen der Leiber nicht ganz verschlungen werden. Bei dem Despotismus, der Tyrannei oder Suveränetät — ein Klang, der vielen Ohren jetzt so zauberisch süß klingt — sind alle Flügel der Geister gebrochen und alle Tugenden geächtet: wo die Willkühr statt des Gesetzes herrscht, da herrscht der Zufall und das Laster, da lernen die stolzen und edlen Triebe, die uns von Gottes hehrem Bilde übrig sind, endlich alle im Staube kriechen, und wer die Schalksgebehrde am verschmitztesten zeigt, wer die heuchelndste und schmeichelndste Lakaienseele hat, der scheint dem an keine Tugend gewöhnten Despoten aller Ehren und Aemter der Würdigste. Auch in despotischen Staaten kann der Herrscher zuweilen wie ein vom Himmel herabgefallener Engel seyn, eine Seele so voll Stolz und Herrlichkeit und Güte, daß unter ihm ein ganzes Paradies von Tugenden und Freuden erblühen könnte. Aber es erblühet nicht. Nur was in dem ganzen Volke lebendig treibt und wirkt und schafft, mag das erschaffen, was, weil es aus Gott entspringt, an Gott und an die Seligkeit und Tugend der göttlichen Natur erinnert: jene Gottähnlichkeit des Lebens und Strebens, wo der Mensch als ein Wesen eigener Kraft und eigenen Willens in die Bahn tritt. In Despotien sind die Seelen beschmutzt und die Geister zerbrochen von Geschlecht zu Geschlecht und der einzelne Sturmwind einer edlen und großen Herrscherseele kann den stinkenden Froschpfuhl voll Faulheit, Dummheit und Schande nicht zu den frischen und freien Wogen des rollenden Stromes aufblasen.

Wir haben in Europa gottlob keine Muster mehr der Despotien und Tyrannien, wie wir sie noch in manchen Ländern Asias und Afrika's sehen und wie sie uns von den alten Geschichtschreibern gezeigt worden sind. Das verdanken wir nicht sowohl der Stärke und Weisheit politischer Gesetze und Verfassungen, als jenem erhabenen Gesetze der Freundlichkeit und Liebe, das Christus der Herr, der eingebohrne Sohn Gottes, zu uns auf die Erde gebracht hat und das die Menschen nicht mehr ganz wie die Thiere behandeln läßt. Das vollkommenste Königthum wird noch gesucht, und wird immer gesucht werden, weil es hier unten nicht zu erreichen ist; aber wir haben doch ein paar gute und einige mittelmässige Königthümer, auch an solchen fehlt es nicht, welche zum Despotismus hinstreben. Ich will auch kurz aber doch deutlich zu erklären suchen.

Das Königthum, wie ich eben angedeutet habe, ist und soll seyn der Natur seiner Bestimmung und Einrichtung nach eine solche Staatsform, wo den menschlichen Kräften der freieste Spielraum bleibt, doch so, daß an der höchsten Spitze eine Schranke erscheint, welche den kühnsten und wildesten Uebermuth des Strebens zügelt und worüber hinaus nicht geflogen werden kann. Auf der Spitze steht der Thron des Königs, von der Spitze herunter funkelt die Majestät des Königs und macht jedermänniglich ein Zagen, weiter hinaus zu streben. So weit steht die Begierde still und hat ihre Rennbahn abgemessen. Wenn aber diese Spitze nicht

bedeckt ist, so wollen nicht nur viele diese erfliegen, sondern wähnen wohl gar, es liege über ihren Wolken vielleicht noch etwas Höheres; und in der Ungebundenheit und Maaßlosigkeit reiben sich die edelsten Kräfte und Tugenden der Männer oft auf, und bringen wilde und wüthende Kämpfe statt des frischen und fröhlichen Schreitens in gemessener Bahn. Ich habe alte Staaten genannt, welche die Nothwendigkeit eines solchen stehenden Bildes der Majestät gefühlt und dasselbe deswegen hingestellt hatten. Die das versäumt hatten, büßten selbst bei dem edelsten Streben dadurch, daß sie früher zu Trümmern gingen.

In dem guten rechten Königthum hält und bedeckt die Majestät des Gesetzes alles, der König steht in ihr und auf ihr, aber nicht über ihr. Die tüchtige Verfassung läßt die menschlichen Strebungen frei; alles können die Geistvollen, Kühnen und Tapferen in demselben werden, nur nicht Könige. Doch faßt auch die Strahlen der königlichen Gewalt jeder Kühnste und Herrlichste; doch so, daß sie Blitzesstrahlen für ihn selbst werden können, so er aus dem Geleise des Gesetzes weicht. Der König ist bloß das Ebenbild der göttlichen Majestät; er wird geglaubt als ein solcher, der nur Gutes thun könne und nichts Böses: was auch geschehe, er ist unschuldig. Die Schuldigen sind diejenigen, welche unter ihm handeln und verwalten; sie faßt das Gesetz, wenn sie gegen das Gesetz sündigen: sie sollen nur solchen Befehlen gehorchen, die der König kraft des Gesetzes geben kann.

In einem rechten Königthume wird Demokratie und

Aristokratie immer gemischt seyn; denn weil es ein Zustand der Freiheit und nicht ein Zustand der Tyrannei oder der Wildheit seyn soll, (wie Despotie, Oligarchie, erbliche Aristokratie und reine Demokratie oder Ochlokratie sind) so muß Leben und Kampf in ihm seyn, d. h. die demokratischen und aristokratischen Kräfte müssen mit einander kämpfen. Doch schließt ein rechtes Königthum weit mehr Demokratie als Aristokratie in sich: d. h. es ist unter dem Schirm und der Majestät des Königs und Gesetzes die Herrschaft des Volkes, so daß jedem Würdigsten, sey er der Sohn eines Herzogs oder Tagelöhners, jede höchste Ehre offen steht. Ein solches Königthum mit überwiegendem demokratischen Stoffe ist Großbrittannien; diesem Reiche nähert sich Schweden, obgleich mit unausgearbeiteter und unentwickelter Verfassung, worin aber die Keime einer künftigen tüchtigen Entwickelung liegen, wann das treffliche Land und Volk sein gehöriges Maaß von Anbau und Bevölkerung und also die zur vollen Entwickelung nöthige Reibung der Kräfte haben wird. Auch in Schweden wundert sich kein Mensch, wenn der Sohn eines Priesters, Handwerkers und Bauers als Reichskanzler oder Feldherr oder Statthalter einer Landschaft mit den höchsten Würden glänzt.

In dem unvollkommneren Königthum überwiegt die Aristokratie, und, wie dies Uebergewicht da ist, kann man sagen, daß die Geister erlahmen und daß die Dinge sich zur Willkühr oder doch zur todten Pedanterei und Spielerei mit

leeren Formen hinneigen. Gelingt es der Aristokratie sich in einander fest zu verketten und dem Könige oder Fürsten zum Troß in den meisten Aemtern erblich zu machen, so tyrannisirt sie den Herrscher, wenn er nicht ein Mann ausserordentlicher Kraft ist, gewöhnlich eben so sehr, als das Volk. Seit den beiden lezten Jahrhunderten, eben weil sie nicht schöpferische und blühende Jahrhunderte waren, war die demokratische Lebendigkeit, Kühnheit und Freudigkeit, welche die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht, immer mehr in aristokratische Mittelmässigkeit und in starren und erstarrenden Kastengeist ausgeartet. Die Jahre um 1770 und 1780 kann man als den Gipfelungspunkt aristokratischer Nichtigkeit und Jämmerlichkeit ansehen. Seitdem haben die Franzosen auf eine scheußliche Weise die erhabensten Lehren vom Staate und von der Freiheit parodiert, aber das wache und junge Leben des neuen Zeitalters, worin wir sind, kann nicht untergehen, ohne Früchte getragen zu haben: die demokratische Kühnheit wird die aristokratische Schwerfälligkeit besiegen, und wir werden nach langen und blutigen Kämpfen rechte Königthümer und Fürstenthümer haben.

Die Aristokraten, denen die erbliche Faulheit gefällt, und alle halbe Menschen, welche die gefahrlose Mittelmässigkeit, eines Zustandes, der weder ganz todt noch ganz lebendig genannt werden kann, dem kühnen Streben und Wagen der Geister vorziehen, gebrauchen gewöhnlich die hinterlistige Schleicherei, daß sie den Herrschern und Fürsten einbilden, sie haben mit ihnen einerlei Vortheile und müssen mit ihnen

stehen und fallen, alle die aber, welche so viel von Demokratie sprechen und das Demokratische als das Vorherrschende auch unter dem Könige wollen, seyen Crommwellische Independents oder Mirabeausche Jakobiner. Man kann diese Beschuldigung wohl eine schändliche nennen, wodurch gewisse Leute, denen nur im Finstern wohl ist, gern alle Lichter des Tages auslöschen mögten. Denn welcher europäische König mag sich in stolzer Würde über Englands König erheben? und das ist doch ein demokratischer König, und drei Jahrhunderte hat das englische Königthum mit überwiegendem Demokratismus bestanden, und das Volk ist nicht schlechter und die Verfassung ist nicht loser geworden. Zwar haben die Aristokraten in England auch erbliche Rechte, aber keine solche, die ihnen das ohne Arbeit und Gefahr in die Hände geben, was in guten Staaten allein der Preis großer Tugenden oder wenigstens großer Kühnheit seyn soll. Wie wenig bedeuten die Bedforde und Norfolke als solche, wenn sie nicht auch durch Geist und Tugend etwas sind? Sie können mit allen ihren Ahnen nicht weiter ringen, als was durch die herrliche demokratische Freiheit die Pitt's, Burke's, Thurlow's, Rodney's und Nelson's durch angebohrne Gaben oder durch erworbene Künste erklimmen.

Also, ihr guten Hanoveraner, mit eurem England schlage ich euch todt, weil ihr euch auf England berufen habet. Ihr und alle, die Aehnliches wollen, als was ihr offenbart habt, sündiget schwer gegen die Zeit, deren Gebote ihr nicht erkennen wollt, schwerer gegen euch selbst, weil ihr euch unwürdig

ausstellet beides vor den Engländern und vor eurem Volke. Wann euer König und Fürst der einzige erbliche Würdenträger ist, wann der Uebermuth und die Uebervortheilung des Kastengeistes nicht mehr den Zorn der Freien empört, wann der Sohn des hanoverschen Bürgers und Bauers Feldmarschall und Erster Minister seyn kann, wann der Bettlersohn, so er würdig ist, bei euch mit dem Grafensohn auf Einer Linie stehen kann, wie dies in England und Schweden alle Tage gesehen wird, dann rühmet euch, daß ihr halbe Engländer seyd, aber nur in dieser Beziehung, denn sonst sollt ihr Teutsche bleiben.

XIV.

Welche Franzosen ich denn eigentlich meine?

Es kann nicht fehlen, daß die Franzosen, welche immer noch zu viele Freunde bei uns haben, gegen mich, der sie dem teutschen Volke als ein leichtes und untreues Volk zeigt, nicht manchen teutschen Schriftsteller erwecken, der mich als einen durch Haß unklaren und unwahren Schilderer ihrer Art hinstellet. Nicht um dieser Vertheidiger und Entschuldiger der großen Nation willen, sondern für solche, die gern auch den historischen Grund, so weit er sich finden läßt, erblicken mögten, will ich hier einmal so deutlich als ich kann, meine Meinung aussprechen, und zugleich aus der Geschichte anzudeuten suchen, wodurch die Franzosen das geworden sind, was sie jetzt sind. Ich führe dazu eine Stelle

an aus einem meiner Bücher *), die ich gleichsam als Text unterlege und worüber ich einige Bemerkungen hinstreue. Die Stelle lautet, wie folget:

„Diejenigen begehen in der teutschen Geschichte einen „großen Irrthum, welche die älteste Geschichte des fränki„schen Reichs von Ludwig dem Ersten bis Karl den Großen „und selbst die Geschichte desselben zu Karls des Großen und „Ludwigs des Frommen Zeit auch auf das Land anwenden, „welches nachher Teutschland hieß und von seinen besonde„ren Königen regiert ward. Aehnlichkeiten sind allerdings „da, und Beziehungen, die aus früherer Gleichheit der Bil„dung und aus Verwandtschaft des Stammes entsprangen; „manche Einrichtungen, die aus alten germanischen Gebräuchen „und überhaupt aus dem vormals gleich rohen Zustande „hervorgingen; manche Erscheinungen beiden gemein, welche „alle Völker bei einem Uebergange zu einem mehr künstlichen „Leben offenbaren; Anderes, was das gemeinschaftliche Chri„stenthum bei den meisten Völkern gemeinschaftlich erzeugte. „Dergleichen täuschet leicht, das fränkische und das teutsche „Wesen fast für einerlei zu nehmen, da doch weder das „Land noch der Himmel noch die äusseren Gelegenheiten „und Verhältnisse noch endlich — was so viel bedeutet — „die Zeiten zusammentreffen. So daß man sich — was „Viele nicht gethan haben — sehr hüten muß, das Ungleiche „für gleich und das Entfernte für gleichzeitig zu halten.“

---

*) Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte. 1r Thl. 1814. S. 175 ff.

„Denn als die Franken Gallien eroberten, war es schon „seit lange ein geordnetes und angebauetes Land gewesen, „freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüstet und „verheert, doch mit der wilden und rohen Natürlichkeit des „alten Germaniens jenseits des Rheins keinesweges vergleich„lich. Dies und seine mehr südliche Lage gab ihm einen „viel milderen Himmel und natürlich manche Triebe und „Reitze, die jenseits nicht seyn konnten. Schon dieß mußte „zwischen denen, die diesseits und jenseits wohnten, eine „große Verschiedenheit erzeugen; größer ward die Verschie„denheit der beiden Völker durch die Gelegenheiten und Ver„hältnisse. Die Franken eroberten nicht allein das Land, „sondern auch die Menschen, die darin wohnten, und diese „waren gewiß zweimal so zahlreich als sie selbst. Diese, ein „Gemisch aus Galliern und Römern — wir können sie „Romanen nennen — wurden unter die Eroberer getheilt „als mehr oder minder dienstbare Knechte, so daß von dem „Könige der Franken herab bis auf den geringsten der Freien „ein jeder sein Loos Land und Leute bekam. In dem Lande „selbst fanden sie Reste alter Bildung und Verfeinerung, „mehr Reste alter Sklaverei und Verdorbenheit; sie fanden — „was das Größte war — das Christenthum, und nahmen „es an. Alles dies, bloß gehört, nicht einmal einzeln näher „erwogen, welche unendliche Verschiedenheit zwischen den „Franken und Teutschen, welche Menge von Reitzen, Stre„bungen, Verführungen, Kämpfen und Entwickelungen mußte „es geben und herbeiführen, die jenseits des Rheins ganz

„anders oder nie gekommen sind! Die Franken brachten ihre
„Leibeigenen mit, sie bekamen eine grosse Menge gallischer;
„sie lernten manche Gelüste und Genüsse früher kennen,
„als ihr Gemüth eine geistige Stärke gewonnen hatte, sie zu
„beherrschen; sie wurden mit einem fremden Volke gemischt,
„das sie freilich Knechte nannten, aber das sie an Listen und
„Geschicklichkeit eben so sehr übertraf, als es ihnen an Ta-
„pferkeit und Tugend nachstand, und mußten in diesen, mit
„der Tracht der Kanzler und Minister oder mit der priester-
„lichen Tiara geschmückt, bald wieder ihre Herren erkennen;
„nach ein paar Jahrhunderten banden schon Befreiungen
„der Knechte, gegenseitige Vermählungen, Zusammenschmel-
„zung der Sitten, Zusammenfluß der germanischen und gal-
„lischen Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr zu-
„sammen. Hier also frühere Verdorbenheit, frühere Streite
„mit Sünden und Verbrechen, mehr Uebermuth und Ver-
„ruchtheit bei der größeren Zahl der Knechte und bei der
„Meinung, der Romane sey ein viel schlechterer Mensch als
„der Franke. Dies erklärt die fränkischen Gräuel, welche
„unsre teutsche Geschichte nicht entehren, auch die weit län-
„ger währende französische Nichtigkeit, wovon sie glücklich
„gleichfalls nichts weiß."

„Dies hier Gesagte gilt von dem eigentlichen Gallien, welches
„zwischen der Garonne, den Bergen von Auvergne, der Rhone
„und Saone, und den Vogese'n und den Ardennen liegt
„und dessen Hauptstadt Paris geworden ist. Dieses Gal-
„lische und Romanische, mit dem Fränkischen vermischt, hat

„das wunderliche, leichtfertige und närrische Völkchen her-
„vorgebracht, das man heute Franzosen nennt und das sich
„selbst wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding,
„das man weder festhalten noch erklären kann, das aber
„allen gallischen Wind und Leichtfertigkeit und Treulosigkeit
„dreifach in sich enthält. In den Alpen und zwischen den
„Alpen und der Rhone und dem Jura und der Saone
„wohnten die Burgunder, ein Volk, das gedrängter beisam-
„men sitzen geblieben, auch siebenzig Jahre früher eingerückt
„war, als die Franken. Daher war wenig Romanisches in
„den Landschaften geblieben, welche sie einnahmen, sondern
„hatte sich vor den Schrecken ihrer Waffen weiter gegen
„Westen in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder blie-
„ben also reiner und ungemischter, und sind bis diesen Tag
„ausser der Sprache durch gleicheres Wesen, gutmüthigere
„Treue und ernstere Sitten Germanen. Auch an die Küsten
„und bis zu dem äussersten Süden war weder das Gallische
„durchgedrungen noch drang das Fränkische weiter durch als
„mit der Herrschaft; nicht mit dem Volke. Auch das er-
„scheint bis auf den heutigen Tag. Das alte Belgien, von
„jeher germanisch und von Gallischem und Romanischem we-
„nig angesteckt, ward nun seit den großen Völkerzügen mehr
„und mehr ganz wieder germanisch.

„Wir schelten also diejenigen hart, welche uns die Gräuel
„und Verruchtheiten und Tyranneien der ältesten franzö-
„sischen Geschichten gleichsam als den Anfang unsrer neuen
„und christlichen teutschen Geschichte mit aufladen wollen.

„Gott hatte uns verliehen, uns glücklicher und gerechter
„aus uns selbst zu entwickeln: wir sollten ein reines Volk
„bleiben. Denn nur an unseren Ostgränzen ist etwas Sla-
„visches mit uns vermischt, nicht aber sind wir wie die jetzigen
„Franzosen und andere unglückliche Völker aus vier fünf ver-
„schiedenen Völkern gemischt, noch haben wir, wie sie, mit zwei
„Dritteln dienstbarer Knechte aus einem andern Volke die Ge-
„duld der Knechtschaft für alle Zeiten empfangen. Auch selbst das
„Ueberrheinische, was mit dem Fränkischen früher verbunden war,
„muß man sich nicht so verbunden denken, als wenn jetzt von ei-
„ner zubehörigen oder zinsbaren Landschaft die Rede ist. Die
„Stärke der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Ersten
„und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert Jahre
„wieder aufgerichtet. Aber die drei Ersten von diesen hatten
„zu kämpfen, daß sie die Herrschaft begründeten und daß
„die Saracenen im Süden nicht zu gewaltig würden; der
„Norden und Nordwesten lag vor ihnen meistens ruhig. Nur
„Karl der Große konnte erst seine Waffen dahin wenden,
„und alle germanische Stämme wirklich unter Eine Herr-
„schaft nöthigen. Was also in dem sechsten, siebenten,
„achten Jahrhundert in Francien schwach geschah, das mußte
„jenseits des Rheins viel schwächer geschehen, ja es geschah
„wohl fast gar nicht. Wie sollte eine Regierung, die zu
„Hause auf das eigene Volk nicht drücken konnte, in der
„Ferne auf ein ganz anderes Volk haben drücken können?
„Wenn man nun das frühe entwickelte oder verdorbene
„Gallische und Romanische, dessen Einfluß auf die Franken

„und auf ihr Wesen und Regiment allerdings der größeste
„war, auch noch wegdenkt, so blieben die den Franken zins-
„baren Allemannen, Baiern, Franken, Thüringer meistens
„in freier und selbstthätiger Verwaltung und Entwickelung
„und die Einwirkungen der neufränkischen oder französischen
„Art konnten wenigstens nur sehr gering seyn und allenfalls
„einige Aehnlichkeiten erzeugen. Denn wenn auch die Fran-
„ken zuweilen im Regiment etwas verfügten, und wenn bei
„großen Heereszügen auch die zinsbaren Völker unter ihrem
„Oberbefehl auszogen, so war die Wirkung nur augenblick-
„lich und zeitlich. Aber man weiß, daß sie erst dann be-
„deutend wird, wann die Regierung und Verwaltung auf das
„Ganze schlau berechnet ist, oder wenn die Anführung durch
„viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber in dieser
„Zeit nicht und lose wie der Befehl waren auch die Völker
„verbunden. Selbst das Christenthum, das die neue Welt
„bilden und richten sollte, kam einige Jahrhunderte später
„zu den Allemannen, Baiern und Thüringern, als zu
„den Franken, und bei den Friesen und Sachsen blieb es
„fast drei Jahrhunderte länger aus. Welche Verschieden-
„heit der Zeiten giebt schon allein dies! und wie kann man
„das Ungleiche so als gleich zusammenmischen wollen?"

Nach diesen Worten kann ich das Frankreich leicht ab-
marken, das ich meine, wenn ich von dem schlechten Frank-
reich spreche. Ich gehe von St.-Omer und Arras den Bo-
gen der Ardennen hinauf bis Chaumont, von Chaumont bis
Chatillon-sur-Seine, von da auf Nevers, von Nevers auf

Poitiers gegen Westen, von Poitiers auf Tours, von da auf Chartres, von Chartres auf Amiens. Diese Rundung in der Mitte von Frankreich ist das schlechte Franzosenland und das schlechte Franzosenvolk, welches die übrigen besseren Landschaften und Völkerschaften durch den ungeheuren Einfluß, den die Hauptstadt Paris in diesem Reiche auf alles behauptet, mit ansteckt und verdirbt.

Diese Mitte des großen Frankreichs um die Seine, Marne und Loire ist historisch dasjenige Land, wo sich in den letzten römischen Zeiten, als die Völkerstürme von allen Seiten auf das morsche Gebäude des sinkenden Staates losbrauseten, die letzten Reste des Romanischen und Gallischen zusammendrängten, als die nördlichen Landschaften Galliens von den Franken, die östlichen an dem Jura, der Saone und Rhone von den Burgundern, die südlichen und südwestlichen von den Westgothen, und die nordwestlichen von den Britten besetzt wurden. Freilich auch in den andern Landschaften sind manche gallische Romanen als Sklaven der Sieger sitzen geblieben; aber die meisten haben sich sicher in diese Mitte geflüchtet, wo die Römer siebenzig und achtzig Jahre nach dem Verluste der andern Theile noch den Schatten einer gallischen Herrschaft behaupteten, bis Ludwig der Erste, der Franke, gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts auch dieses Letzte unterjochte.

In diese Mitte nun, in den letzten schwächlichen Römerstaat Galliens, dessen Sitz zu Sigdunum (Soissons) war, ergossen sich die Franken als Eroberer, und mischten sich mit

den gallischen Romanen und bildeten das eigentliche Frankreich und das eigentliche ächte Franzosenvolk in diesem Kern des großen Landes, dessen Kern späterhin Paris geworden ist. Die andern großen Landschaften, welche, einige bald nach Ludwig dem Ersten oder schon unter ihm, einige viel später, nachher mit Frankreich verbunden sind, gehörten dazu mehr durch die Herrschaft, als durch das Volk; obgleich später die Herrschaft und das herrschende Volk auf alle einen mächtigen, und wenn nicht gleichmachenden, doch ähnlichmachenden Einfluß behauptet haben. — Das Land der Burgunder wurde im sechsten Jahrhundert mit dem Reiche der Franken vereinigt, riß sich im neunten und zehnten Jahrhundert wieder ab von demselben, bildete eine Zeitlang eigene Reiche, von deren Landen ein großer Theil im elften Jahrhundert an das Reich der Teutschen kam; doch seit dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert sind die meisten burgundischen Lande wieder unter Frankreich gekommen. — Das Westgothenreich in Südfrankreich ward durch den blutigen Sieg, den Ludwig der Erste im Jahr 507 bei Vouglé über die Westgothen gewann, weiter über die Garunna und die Sevennen gegen die Pyrenäen hinaufgedrängt, da es vorher bis in die Mitte des jetzigen Frankreichs bis auf einen Abstand von fünfzehn und zwanzig Meilen zur Loire sich hinab erstreckte. Doch hatten die Gothen beinahe ein Jahrhundert dort geherrscht, und aus ihnen und aus den alten Ureinwohnern, den Basken oder Aquitanen, hat sich manches Eigenthümliche und Besondere in diesen Gegenden abgesetzt, das dem Volke in vie-

len Beziehungen eine ganz andere Art und einen ganz anderen Karakter gegeben hat, als die in der Mitte Frankreichs wohnenden haben. Diese Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes zwischen den Pyrenäen und der Garunna konnte sich um so eher erhalten und in ihm selbst entwickeln, weil Aquitanien bei der Schwäche der Merowinger und nachher auch bei der Schwäche der Karlinger unter mächtigen Grafen und Herzogen oft fast einem unabhängigen Staate gleich war, dann auch wieder mehrere Jahrhunderte hindurch wechselnd unter englischer Herrschaft stand. Dasselbe gilt von der Provence, die anfangs einen Theil des westgothischen und burgundischen Staates, dann Jahrhunderte lang einen eigenen Staat ausmachte, bis sie im fünfzehnten Jahrhundert mit dem ganzen Frankreich vereinigt ward. — Die brittische Halbinsel in Nordwestfrankreich war ein besonderer Staat bis gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts mit eigener Sprache und mit besonderen Sitten und Gesetzen. — Dasselbe konnte man lange von der Normandie sagen, obgleich die Normannen wegen der Nähe des Brennpunktes des Frankenreiches, wegen der Hauptstadt Paris, mehr und früher von dem Französischen angefressen worden sind.

Diesen historischen Spuren folgend finden wir zu allem, was sich auch noch diesen Tag in Frankreich zeigt, eine leichte und kurze Erklärung. — Die Burgundischen Lande haben im Ganzen ein ziemlich ernstes, tüchtiges und gutmüthiges Volk, in manchen Sitten und Gebräuchen und häufig auch in Gesichtszügen den Teutschen so ähnlich, daß man sie für

Teutsche halten möchte, wenn die Sprache uns nicht unannehm von ihnen zurückstieße. — Der Provenzale hat im Guten und im Bösen etwas fast von italiänischer Virtuosität, in seiner Bildung die starke Zeichnung der südlichen Volkstämme; man erkennt in ihm bis diesen Tag den Ligurer und Iberier: er ist kein Franzose. — Der Baske um die Pyrenäen Sevennen und Garunne ist in vieler Hinsicht dem Nordspanier verwandter und näher als dem Franzosen; er hat auch etwas von seiner gutmüthigen Fröhlichkeit und Redlichkeit. — Der Bretagner ist der alte Britte bis diesen Tag und hat neben dem Französischen seine eigene Landessprache gleich dem Basken und Provenzalen. Er ist stark und stattlich von Leibe und Knochenbau, (man könnte ihn vielleicht den französischen Dalkarl *) nennen) blond, mit trotzigen blauen Augen, ernst, tapfer, hartnäckig, abergläubisch, sehr regbar, tief brennend und lange festhaltend. Dieser Karakter, von dem der Walliser und Ire ein Gleichbild giebt, hat sich durch die lange Geschichte ausgesprochen; den besten Kommentar darüber geben uns in den Tagen, worin wir leben, die Chouans und die Vendeer. — Fast ganz franzősirt und von dem gallischromanischen fränkischen Wesen zerfressen und verschlungen ist der Normann; doch behalten viele Familien in der Stattlichkeit der Leiber, in der Blondheit der Farbe und Haare, und in den Gesichtszügen bis

---

*) Der schwedische Dalkarl, oder der Bewohner der Landschaft Dalarne (die Thäler) ist wahrscheinlich auch als Volk mit den Britten und Bretagnern sehr nah verwandt.

diesen Tag die unverkennbaren Spuren des edlen germanischen Stammes. Auch in der Art und Sitte, besonders in den Wendungen der Worte und in Ausdrücken lebendiger Empfindungen soll noch vieles von dem Kolossalen und Hochnordischen wehen; die Franzosen sagen: Der Normann macht gern Wind, er lügt und prahlt gern. Wie in dem Mittelalter das normannische Wesen und die nordische Art sich wegen der Nähe der französischen Hauptstadt mit dem französischen verschlungen und gemischt und wie es auf die Sitten, Gebräuche und besonders auf die Literatur und Dichtkunst Nordfrankreichs mannigfaltig gewirkt hat, das ist von Vielen schon bemerkt und durchgeführt worden.

Das in der Mitte war also durch seine ganze Entstehung und Zusammensetzung von Anfang an das Schlechteste des französischen Volkes und Staates, und in dieser Mitte wuchs der faule Kern voll Sünde, Eitelkeit und Jämmerlichkeit aus, der nach und nach auch bis zu den äussersten Theilen des Volkes durchgedrungen ist und das Ganze mehr oder weniger vergiftet hat. Ich habe Paris ohne Namen genannt, das Babel Frankreichs, seit drei Jahrhunderten auch das Babel des übrigen Europa's, das sich seit zwanzig Jahren sogar anmassete, die Hauptstadt Europa's werden zu wollen. In dieser Mitte Frankreichs und in den umliegenden Landschaften hat sich aus dem Gallischen, Romanischen und Fränkischen das Ding gebildet, was man den französischen Karakter nennt, ein Ding, das aber oft so unfaßlich und

unbestimmbar ist, daß man dabei kaum vom Karakter sprechen darf. Das Eitle, das Wankelmüthige, das Treulose und das Prahlerische macht den Hauptbestandtheil dieser Art aus; der Teutsche hat schon seit Jahrhunderten den Franzosen den wälschen Fuchs genannt, und so muß er ihn auch jetzt nennen. Diese französische Art hat der Nordfranzose durch die unglaubliche Thätigkeit und Gerührigkeit, die in seiner Natur liegt, und durch die ungeheure Hauptstadt, welche alle Geister und Köpfe auch aus den fernsten Landschaften in ihren Brennpunkt zusammenzog, leider durch sein ganzes Reich verbreitet. Wir sagen noch einmal, daß der Burgunder, der Provenzale, der Baske, der Bretagner viele sehr gute und löbliche Eigenschaften in sich trägt, daß das Hauptverderben in dem Dreiecke sitzt, dessen Basis die Linie von Amiens bis Chaumont und dessen Spitze Orleans ist; aber auch diese sind von den Sünden und Gebrechen jener nördlichen Landschaften und besonders von den Sünden, Eitelkeiten und Vorurtheilen jenes eben genannten französischen Babels zu sehr angesteckt und durchdrungen, als daß das Gute, was in ihren natürlichen Anlagen liegt, dadurch nicht häufig erstickt werden sollte. Wenigstens haben alle eben von diesem nördlichen Mittelpunkte Frankreichs und der ganzen französischen Bildung jene sündliche Eitelkeit geerbt, daß sie sich für das einzig gesittete und gebildete Volk, ja für das zum Herrschen bestimmte Volk unsers Welttheils halten. Unsre teutsche Art und Weise vollends ist ihnen ein ewiger Spott und sie halten uns für ein dummes, langweiliges und ge-

schmacklofes Volk, das eben gebohren sey, von ihnen betrogen und beherrscht zu werden. Da dem nun wirklich so ist, so haben wir, wenn wir uns als Volk ihnen gegenüber stellen, und wenn wir die alten und neuen Sünden bedenken, die sie nun so viele Jahrhunderte gegen uns verschuldet haben, und den bösen Willen, den sie fast alle ohne Ausnahme gegen uns tragen, noch dazu rechnen, alle mögliche Ursache, sie recht von ganzem Herzen zu hassen und uns, damit wir ihnen nicht endlich ähnlich werden, von ihrer Sitte, Art und Sprache auf das fernste zu halten.

Die schlechten Franzosen nun, welche jene Lande um die Seine und Marne und Loire bewohnen, jene Franzosen, die ich besonders meine, wenn ich die Schlechtigkeit des sündlichen Volkes beschreiben will, haben auch viele der gemeinsten Bildungen und Gesichter unter sich, die man in irgend einem Lande findet. Nie in meinem Leben habe ich so viele Beine voll faunischer und satyrischer Gemeinheit und so viele aufgeschlagene Affengesichter voll tückischen Lächelns gesehen, als in den nördlichen Landschaften Frankreichs, der ehemaligen Champagne, Isle-de-France, dem Orleanais u. s. w. Diese physiognomische Bemerkung wird jeder Beobachter leicht machen können; besonders ist das grade Zaunpfahl- oder Ziegenbein, welches nach der Beobachtung so vieler Physiognomen häufig ein Zeichen ungeheurer und faunischer Lüsternheit und Schlüpfrigkeit ist, etwas sehr Karakteristisches bei vielen Franzosen.

XV.

Jedem das Seine, und noch ein Wink über die möglichen diplomatischen Ansichten der Wiederherstellung unserer alten Gränzen gegen Frankreich.

Schon in meinem ersten Hefte habe ich darüber geklagt, daß die Verbündeten in ihren Berichten die Verdienste der preussischen Feldherren um die geschwinde Niederschlagung der blutigen Tigerbrut nicht anerkannt haben, ja daß der brittische Feldherr, auf eine seines grossen Namens nicht würdige Weise die eigenen Fehler verschwiegen oder verhüllt und die Großthaten und Aufopferungen der Preussen nur so obenhin genannt habe. Man will wissen — was wir lieber zu seiner Ehre nicht wüßten und nicht glaubten — daß die Preussen überhaupt mit dem englischen Oberbefehl und seinem Betragen und seiner Politik wenig Ursache haben zufrieden zu seyn. Es scheint ja leider noch immer unser Loos, das Loos der Teutschen zu seyn, daß wir für andere unser Gut und Blut aufopfern und obenein noch stolz und schnöde von ihnen über die Achsel angeschaut und verachtet werden. Was wir 1813 und 1814 von Frankreich mit erobert hatten, davon haben die Fremden und die Halbfremden ihren Theil genommen und sich gehörig versorgt, wir nur haben umsonst die Arbeit thun müssen. Holland haben wir befreit und erobert, die

Holländer selbst haben nichts gethan: doch sind sie an Land und Macht vergrößert; die den Franzosen seit lange verkaufte Schweitz that nichts und erhielt ein neues Gebiet; der König von Sardinien konnte nichts thun und ward mit dem Genuesischen verstärkt; England behielt, was ihm gefiel; Rußland bekam den größten Theil des Herzogthums Warschau; Teutschland, das kein fremdes Gebiet begehrte, erhielt das eigene von Frankreich seit so lange abgerissene nicht und blieb entwaffnet und offen vor den unruhigen und treulosen Nachbarn liegen. Sollte dies wieder unser Loos seyn? Einige beginnen es zu fürchten, und weissagen erschreckliches und unabwendbares Unheil, das in diesem Falle bald wie ein blutiger Strom über Europa hinbrausen würde.

Wir wollen uns indessen jenes erhabenen Stolzes erinnern und die Seelen unserer Söhne und Enkel, welcher neue Arbeiten für das Vaterland warten, damit stählen, daß teutsche Fäuste und Herzen diesmal wieder das Unthier gebändigt haben. Mögen uns andere wieder der Früchte berauben, den Ruhm können sie uns nicht nehmen, und dieser Ruhm wird auch einmal die irdischen Früchte für uns tragen. In den Niederlanden fochten vier Fünftel Teutsche und etwa ein Fünftel Engländer und Belgier. Die Engländer und Belgier haben ungeheuren Schall und Klang über die Welt gemacht von ihrer unüberwindlichen Tapferkeit und ihren ausserordentlichen Verlusten; aber wenn man das hanoversche, braunschweigische und nassauische Blut, das geflossen ist, von ihrer Zahl von 13,000 Todten und Verwunde-

ten abrechnet, so bleibt ihnen ungefähr die Hälfte, d. h. 6500 Mann. Wie ganz anders haben die Preussen ihr Leben drein gesetzt! Dies erhellt aus folgendem amtlichen Berichte, den ich dem herrlichen Volke und Heere zu Ehren wörtlich hersetze:

„Folgendes ist die authentische Hauptliste des Verlustes „der ersten und dritten preussischen Schaar des Heers vom „Niederrhein vom 15. Junii bis 3. Julii, so wie der zwei„ten und vierten Schaar vom 15. bis 23. Junii dieses Jahrs."

Erste Schaar: getödtet 38 Offiziere, 2418 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 200 Offiziere, 5322 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 27 Offiziere, 6422 Unteroffiziere und Gemeine: zusammen 265 Offiziere und 14,162 Unteroffiziere und Gemeine.

Zweite Schaar: getödtet 29 Offiziere, 1280 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 151 Offiziere, 3915 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen und vermißt 7 Offiziere, 2234 Unteroffiziere und Gemeine: zusammen 187 Offiziere, 7429 Unteroffiziere und Gemeine.

Dritte Schaar: getödtet 16 Offiziere, 834 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 107 Offiziere, 2636 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 2 Offiziere, 1129 Unteroffiziere und Gemeine: zusammen 125 Offiziere, 4499 Unteroffiziere und Gemeine.

Vierte Schaar: getödtet 23 Offiziere, 1132 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 148 Offiziere, 3871 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 5 Offiziere,

1174 Unteroffiziere und Gemeine: zusammen 176 Offiziere, 6177 Unteroffiziere und Gemeine.

„Alles zusammen: 5770 Todte, 16,350 Verwundete, 11,000 Gefangene oder Vermißte; also der ganze Verlust 33,120 Mann."

Wenn man nun richtig rechnet, so ergiebt sich ganz klar, daß sechs Teutsche für einen Engländer oder Belgier und fünf Preussen für einen Engländer oder Belgier drauf gegangen sind. Die preussischen Herrführer im Bewußtseyn, welche Männer sie sind und welche Krieger sie befehligen, und wie wenig sie der Worte bedürfen, da die Thaten für sie sprechen, haben keine solche Vergleichungen angestellt, sondern sich in stiller Bescheidenheit begnügt, durch die einfache Angabe ihrer Verluste alles verkleinernde Geschwätz und böshafte liche Verschweigen ihrer Neider zu widerlegen. Wie unrecht es von Wellington war, daß er in seinen Berichten auch nicht ein Wort hat fallen lassen davon, daß er die Hauptursache der preussischen Verluste den 15. und 16. Junii gewesen, haben wir im ersten Hefte angedeutet. Das aber darf der teutschen und preussischen Ehre wegen nicht verschwiegen werden, daß Europa es allein den Preussen und der Kühnheit und Thätigkeit ihrer herrlichen Anführer verdankt, daß Napoleon Bonaparte jetzt auf dem atlantischen Meere schwimmt und daß die Reste seiner Heere jetzt jenseits der Loire auf die barbarischen Sieger vom Norden schimpfen. Die Preussen waren die treibende Seele zu dem Zuge nach Paris; sie haben auch allein ihr Blut dazu hergegeben; der

mitziehende Britte hat ihnen allein die Arbeit und Gefahr überlassen, und noch nach den blutigen Tagen vom 16. und 18. Junii haben sie 10,000 Tapfere in Rechnung zu bringen, die in den verschiedenen Gefechten, welche vor und um Paris vorfielen, getödtet, verwundet oder gefangen sind. Die Preussen haben der Hyder das Haupt abgehauen, sie haben Napoleon abgesetzt, sein Heer zerstreut, und durch ihre Geschwindigkeit alle andere sich nachgerissen. Hätte man die vierzehn Tage nach der Schlacht bei Belle Alliance sich nicht so erstaunlich rasch und kühn gezeigt und sich nicht mächtiger gebehrdet, als man war, Frankreich und Europa und der ganze politische Zustand der Dinge wären anders, als es heut am Tage liegt. Hätte das gräuliche Ungeheuer, von welchem Napoleon nur der eine Kopf war, Zeit bekommen, sich zu besinnen und alle seine Köpfe wieder zu sammeln, wir ständen zu der aufrührischen Franzosenrotte ganz anders, als wir jetzt stehen.

Indem wir uns auf diese Weise bestreben, durch einfache Darstellung der Thaten und Begebenheiten jedem das Seine zu geben, werden wir ganz unwillkührlich an das erinnert, was, weil es ganz das Unsrige ist, sich immer allen anderen Gedanken, über welchen Gegenstand immer sie aufsteigen mögen, zugesellet: ich meine, wir werden an die Frage erinnert, ob es denn jetzt noch wohl zweifelhaft seyn könnte, daß Elsaß, Lothringen und die drei Bisthümer, unser altes Volkstheil und unsere rechte Gränze, welche die Franzosen vom

Reiche gerissen haben, wieder werden zu Teutschland gefügt werden.

Für uns haben wir diese Frage längst beantwortet, und alle ehrliche Teutsche sind mit uns Einer Meinung oder vielmehr: wir haben nicht unsere, sondern des Volkes Meinung ausgesprochen, in welchem Gott wohnt, so wie der Pöbel die Behausung des Teufels ist. Wir haben diese Antwort für uns ausgesprochen als eine Entscheidung der Liebe und auch als eine Entscheidung des Eigennutzes oder des Vortheils: d. h. wir haben aus dem teutschen Gesichtspunkte gesprochen. Aber Andere könnten die Sache anders empfinden, und deswegen, damit wir für uns auf den rechten Standpunkt gesetzt werden, horchen wir ein wenig umher und fragen die anderen Völker, wie es ihnen etwa däucht. Dies wird uns vielleicht auf einen Weg bringen, dessen Spuren wir jetzt noch nicht deutlich sehen. Wir werden aber endlich alle die verschiedenen aus einander laufenden Fäden zu Einem Knaul zusammenrollen können, woraus das wird, was unser aller Schicksal allmächtig bestimmt, der Wille der Zeit, oder die Macht, die über die verflossenen fünfundzwanzig Jahre geherrscht hat und über das nächste Vierteljahrhundert wahrscheinlich herrschen wird.

Wir sehen also die verschiedenen Ansichten und Vortheile, welche die einzelnen Mächte hinsichtlich dieser großen Frage haben oder zu haben sich einbilden könnten. Wir stellen dabei selbst diejenigen Mächte, die unmittelbar in Teutschland stehen und mit demselben herrschen oder fallen müssen, gleich-

sam aus demselben heraus und betrachten sie auch wie halbe Fremde. Ich deute hier auf Oestreich und Preussen hin.

England, sagt und denkt man, hat keinen eigeneren Vortheil und keinen näheren Zweck, als daß jene Wuth gedämpft werde, mit welcher es nun dreiundzwanzig Jahre hat kämpfen müssen. Weil die Franzosen alle nur Einen Willen und Ein Streben haben, sich wegen ihrer Niederlagen zu rächen und ihre Eitelkeit wieder mit Siegen und ihre Habsucht mit Ländern und Schätzen zu kitzeln, so ist das einzige Mittel, diese Wuth zu hemmen, daß man sie ohnmächtig mache, daß man sie an Händen und Füßen so binde, daß sie sich nicht bewegen können, wie sie möchten. England kann also für sich nichts Besseres und Eiligeres thun, als das besiegte und gedemüthigte Frankreich in den Zustand zurückversetzen, wie es vor einigen Jahrhunderten war. Diesemnach wird England dahin wirken, daß das Königreich der Niederlande mit der alten abgerissenen Festungskette, daß Teutschland mit Elsaß, Lothringen und den drei Bisthümern, daß Spanien und Sardinien mit den festen Pyrenäen- und Alpenpässen gestärkt werden. Dann mögen die Engländer sicher durch alle Meere und über alle Länder fahren und der Vortheile ihres Handels und ihres Fleisses in ganzer Fülle geniessen. Besonders wird England dahin trachten, Teutschland und die Niederlande zu stärken, weil es von Teutschen und Niederländern gegen Frankreich wirksamere und geschwindere Hülfe erwarten kann, als von Spanien und Italien.

So sagt und denkt man, vorzüglich denkt ein Teutscher

se, der den Fremden so gern seine Gefühle unterlegt; aber was dem treuen und rechtlichen Sinne das Gerechte und Weise däucht, geschieht in dieser Welt nicht immer, und in der Politik und Diplomatik haben viele sich ihre besonderen Wege erdacht, worauf ihnen das krumm und langsam gehen oft eben so lustig scheint, als das grade und geschwind gehen. Also müssen wir es auch aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten.

Erstlich müssen wir bemerken, daß die Engländer, so vortrefflich auch sie ihr eignes Land kennen und zu verwalten verstehen, gegen das Fremde und gegen fremde Verhältnisse und Vortheile häufig blind und in der Leitung und Behandlung derselben ungelenkig und unbehülflich sind. Es wäre nicht jetzt das erste Mal, wo sie nicht allein die fremden, sondern auch die eigenen Vortheile versäumen würden. Sie haben manchen schlechten Frieden geschlossen, als sie gegen Frankreich im größten Vortheil standen. Man erinnere sich nur des berüchtigten Friedens von Utrecht vom Jahr 1712, ja des Friedens von Paris von 1763, und endlich des ganz jungen zu Amiens vom Jahr 1802. Warum könnten sie nicht wieder eine zweite Auflage des Utrechter Friedens geben, zumal wenn man bedenkt, daß kein Volk mehr Gabe hat zu überlisten und mehr Glück sich durchzuhelfen und selbst Unglück in Glück zu verwandeln, als die Franzosen?

Zweitens sind einige, die den Gesang nachsingen, welchen Napoleon und seine Anhänger zu ihrer Zeit so oft vorgesungen haben; es sind einige, welche sagen und anklagen,

England wolle keinen Frieden auf dem festen Lande, England hasse allen gründlichen Frieden, und müsse ihn hassen, England werde also seiner eignen Vortheile wegen nicht so thörigt seyn, die Keime künftiger naher Kriege auszurotten; jemehr Verwirrung, Unglück und Hülflosigkeit bei den andern Völkern sey, desto mehr blühe sein Glück, desto ungehinderter könne es seinen Seedespotismus gegen alle üben. Bei der jetzigen Lage der Dinge könne England hoffen, daß die Franzosen nicht mehr wie vor zehen Jahren alle Staaten umrennen werden, daß, auch wenn sie wieder losbrechen sollten, ein gleicherer Kampf eintreten werde. Zur See habe es auf keinem Fall von Frankreich etwas zu befürchten; auf dem festen Lande sey es gut, daß Frankreich mächtig bleibe, damit die übrigen Regierungen und Völker dadurch immer gezwungen werden, sich an England zu lehnen, als an den einzigen, der da helfen könne. Man glaube ja nicht, daß England Teutschland und Teutschlands einzelne größere Staaten selbstmächtig und unabhängig noch in der Lage zu sehen wünsche, daß sie allein den Franzosen gewachsen seyen. Nein grade das Gegentheil. England kenne so gut als Frankreich den alten verrufenen Weidspruch: Theile und herrsche. Jeder Krieg zwischen Frankreich und Teutschland müsse es seinem Plane, den es kaum mehr verhülle, näher bringen, die teutschen Staaten mehr und mehr in Abhängigkeit von sich zu setzen und den teutschen Handel und Kunstfleiß ganz zu vernichten. Das sey sein Vortheil, Teutschland wie Italien in fünf oder zehen einzelne Staaten zu zerlegen, die von

einander gar nichts mehr wissen und durch kein gemeinsames Band mehr gebunden werden, und in Zeit der Noth, wann die Franzosen einen von ihnen zu verschlingen drohen, zu ihm um Hülfe schreien und jede Bedingung, die es ihm zu machen beliebt, eingehen müßen. England sey wahrlich für seine Vortheile nicht blind, es habe sich in dem letzten pariser Frieden wahrlich gut genug versorgt, und werde sich auch jetzt nicht vergessen; der Teutsche sey aber ein gutmüthiger Thor, der von ihm eine zärtliche Vormundschaft hoffe. Völker seyen, als solche betrachtet, nun einmal eigennützige und räuberische Thiere, jeder dürfe nur von seiner Macht oder Festigkeit etwas hoffen, nichts von fremder Liebe oder Güte.

Wir wollen nicht hoffen, daß diese Nachsänger des weiland großen und unüberwindlichen Napoleon Recht behalten und daß wir endlich mit den neuen Römern, wie sie sich eine Zeitlang wohlgefällig nannten, über die neuen Karthager werden schreien müssen, die wir unserer Neigung nach so herzlich gern loben mögten.

Als Hauptentscheider über unser Glück und Unglück und über das nächste Schicksal der Welt steht neben England Rußland da. Wir können bestimmt voraussetzen, daß die Franzosen das Mögliche thun werden, in Hinsicht ihrer und unserer Vortheile den fremden Völkern die Gesichtspunkte zu verrücken. Das ist ihre große Meisterschaft, daß sie ohne Ausnahme die Ersten seyn und heissen werden, solange der Begriff der Diplomatik mit dem Begriffe einer Kunst des Betruges zusammenfällt. Diese werden dem russischen Ka-

binette zuflüstern, was sie ihm schon unter Napoleon zugeflüstert haben: „Das Herz und die Hand her und einge„schlagen! Wann wir beide Freunde seyn und über unsere „gemeinsamen Vortheile uns verständigen wollen, so muß, „was in der Mitte liegt, uns dienen und nach unserer „Pfeife tanzen. Unsere Berührung ist so fern und unsre „Gemeinschaft so nah, daß zwischen uns gar keine Eifer„sucht noch Feindschaft seyn kann. So wie aber Rußland „uns schwächen oder gar uns sinken läßt, wälzt es sich eine „Last auf den Hals, die es nicht leicht wieder abschütteln „wird, weil sie ihm nah ist und aus dieser Nähe ganz an„ders auf Rußland wird drücken können, als Frankreich „könnte, selbst wenn es noch einmal von einem dem napo„leonischen ähnlichen Wahnsinn befallen würde. Man spricht „und klingt freilich viel von allgemeinen Pflichten „und Rechten der Völker und von einem höhe„ren und christlichen Gesetze der Menschlich„keit, welches alle umfassen und verbinden „soll; aber das sind schöne Klänge, womit Dummköpfe „einander bethören, und welche von gescheuten Leuten wohl „zuweilen auch gebraucht werden, um in dem Spinnenge„webe ihrer Politik gelegentlich einige fette Fliegen zu fan„gen, in der Wirklichkeit aber hat ihre Herrlichkeit nie Stich „gehalten. Die Völker einander gegenüber müssen als im „einem ewigen Kriege gedacht werden und der Eigennutz ist, „wenn man sich nichts vorlügen will, die blanke Regel, „wornach alle leben und handeln. Mögen also die Teut-

„schen, die jetzt so viel von Teutschheit und von altgerma-
„nischer Freiheit und Vortreflichkeit klingen und singen, selbst
„zusehen, wie sie unter einander und wie sie mit dem
„Nachbarn zurecht kommen, Rußland und Frankreich müs-
„sen die Pflicht ihrer eignen Sicherheit und Macht als
„die nächste fühlen; Rußlands und Frankreichs Vortheil ist
„es, dieses hochstrebende Volk nicht mächtig werden zu las-
„sen, sondern es in die Lage zu setzen und in der Lage
„zu erhalten, daß es sich nie eigenmächtig bewegen kann,
„sondern von Fremden immer den Anstoß seiner Bewegung
„bekommen muß. Je schwächer die Staaten Teutschlands
„sind, je uneiniger und neidischer unter ihnen selbst, desto
„sicherer und gefahrloser ist das Spiel, welches die russische
„und französische Politik mit ihnen spielen kann. Es ist
„ganz Rußlands Vortheil, daß Frankreich wenigstens in dem
„Zustande erhalten werde, worin es im Jahr 1792 war;
„Landschaften von demselben trennen lassen, welche einst
„vielleicht anderen gehörten, hieße den Druck seiner eigenen
„Macht schwächen. Jemehr Preussen und Oestreich im
„Westen zu fürchten haben, desto nachgiebiger und geduldiger
„müssen sie im Osten seyn. Kurz mit Einem Worte alles
„gesagt: Rußland hat keinen natürlicheren Bundesgenossen
„als Frankreich. — Und dieser erhabene Herrscher, dieser
„liebenswürdigste und menschlichste Fürst, dieser glorreiche
„Kaiser Alexander, welcher den doppelten Karakter des
„Menschen und des Helden so schön vereinigt — dieser gnädige
„Krieger, welcher so viele Gräuel und Unbille, die ihm und

„seinem Volke von uns gethan waren, zu rächen hatte, „welcher aber alles verzieh und den Franzosen bei seiner „Abreise den einzigen Trost und die einzige Lehre zurück„ließ: Seyd glücklich, seyd einträchtig, und „gehorchet eurem Könige — dieser große Herrscher „wird seinen wahren Vortheil und den Vortheil seines Ruhms „nicht verkennen, er wird gegen Frankreich nicht unedel handeln, „er wird das erste und gebildetste Volk der Welt, das durch „einige Elende zu augenblicklichen Verirrungen hingerissen „werden konnte, nicht so grausam büßen lassen, daß sein „Name hinfort nicht mehr als ein Name des Segens von „französischen Lippen ausgesprochen werde."

Auf diese oder auf ähnliche Art könnte man und wird man vielleicht die Verhältnisse Rußlands und seines erhabenen Kaisers zu Frankreich und zu den Franzosen hinstellen und nicht ohne allen Schein einige Vorspiegelungen machen. Aus der Idee der Ungerechtigkeit und Gewalt mögten die eben gegebenen Ansichten auch nicht ganz verwerflich seyn; aus der Idee der bleibenden Vortheile Rußlands und der bleibenden Ehre sind sie die verwerflichsten. Wollte Rußland die Rolle spielen, welche Napoleon gespielt hat und welche gewiß die meisten französischen Diplomatiker als eine herrliche Rolle ansehen, nemlich die Rolle, alle Völker zu verwirren und zu entzweien und die allgemeine Verwirrung und Entzweiung zu seiner Vergrösserung zu benutzen, so könnte es nichts Besseres thun, als in jenem Obigen gerathen wird. Aber diese Rolle ist eben so ehrlos als gefährlich. Napoleon

hat das genug gezeigt, und jeder wird es zeigen, der in seinem Stile mit der Freiheit und Ehre der Völker freveln wird. Jetzt ist eine solche Vergeltung, daß niemand die Strafe seiner politischen Sünden auf die Söhne und Enkel hinausschreiben mag; die geschwindeste Nemesis holt die meisten schon alsbald nach der That ein. Wir wollen die Sache einmal von der Seite der Pflicht, des Rechts, des Vortheils und der Ehre ansehen, und werden sie teutsch lösen können.

Wird die Pflicht genannt, so hat Rußland seit Jahrhunderten Teutschland und den Teutschen weit mehr zu danken, als Frankreich und den Franzosen. Es würde eine lächerliche Ruhmredigkeit seyn, wenn ein Teutscher für eine weltbekannte Sache alle Gründe und Beweise einzeln aufrechnen wollte. Halten wir das letzte und die letzte große Abrechnung der Völker gegen einander, so hat Rußland von Frankreich unendliche Entschädigungen zu fordern, von Teutschland gar keine. Ohne die Teutschen und ohne ihren helfenden Aufstand gegen die französische Tyrannei, der freilich durchaus etwas Gegenseitiges und Gemeinsames war, säße Napoleon wahrscheinlich noch heute auf dem französischen Thron, ja er stände vielleicht jetzt mit seinen Marschällen und Gott weiß mit welchen Bundesvölkern noch jetzt wieder an der Weichsel und am Dneper und schütterte an dem uralten Throne der Enkel Ruriks. Die Teutschen haben also ein besseres Recht, zu ihrer Ganzheit wiederhergestellt zu

werden, als die Franzosen haben, in ihrer sogenannten Ganzheit zu bleiben, von welcher Ganzheit ein großer Theil geraubtes teutsches Gut ist. Wenn Rußland gegen die Franzosen gnädig ist, so kann Teutschland wenigstens verlangen, daß es von ihm Gerechtigkeit erhalte. Rußland hat Wiederherstellung versprochen: wir fordern nur das Unsrige, und nichts mehr. Und hätte jeder von beiden, Frankreich und Teutschland, gleich gerechte Forderung, so müßte Rußland uns doch eher helfen als jenem, weil wir mehr für dasselbe gethan haben.

Ich lasse es dahin gestellt, ob es Rußlands Vortheilen gemäß wäre, wenn Frankreichs Monarchie aufgelöst und zerstückelt würde. Daran denken wir aber gar nicht, noch sprechen wir hier davon, sondern wir meinen nur, Frankreichs Uebermacht müsse etwas geschwächt und seine Nachbarn müssen in die Lage gesetzt werden, daß sie nicht ganz seinem Uebermuthe und seiner Willkühr preisgegeben seyen. Damit dies bewirkt werde, wollen wir nur, daß Frankreich herausgeben soll, was es diesen Nachbarn seit Jahrhunderten abgezwackt hat. Nach den letzten Zählungen hatte Frankreich in den Landen, die der pariser Friede vom Jahr 1814 ihm wieder zugesichert hat, eine Volksmenge von beinahe dreissig Millionen Seelen. Wenn nun die Niederlande und Teutschland und Savoyen und Spanien das Ihrige wiedernähmen, so würde das vielleicht eine Summe von vier bis fünf Millionen Seelen machen. Frankreich behielte also immer noch fünfundzwanzig Millionen Seelen. Ich mögte sehen, wie

es nicht auch dann noch einer der mächtigsten Staaten Europas zu nennen wäre, mit welchem sich Teutschland bei seiner Vielherrschaft auf keine Weise vergleichen darf, da Preussen nur eilf bis zwölf Millionen Seelen zählt mit der zerstreutesten Lage und da Oestreichs Völker, die vielleicht sechsundzwanzig Millionen Seelen ausmachen, an Sprachen, Sitten, Neigungen und Vortheilen die verschiedensten sind. Frankreich würde also nie darüber Klage führen können, daß es in Vergleich mit seinen Nachbarn zu schwach würde, es würde sich nicht beschweren können, daß man es in eine schändliche und traurige Abhängigkeit gesetzt habe, höchstens würde es darüber klagen können, daß man ihm die zu große Leichtigkeit genommen habe, wann es ihm beliebe, mit übermüthigem Hohn über seine Nachbarn herzufallen und sie zu plündern und zu unterdrücken. Die Gründe, die angeführt werden, zu zeigen, wie Frankreichs Uebermacht Rußlands Vortheilen dienen könne, sind wahrlich lächerlich. Die Politik der teutschen Staaten und überhaupt der teutsche Karakter sind keine erobernde; sie wollen nur besitzen und erhalten. Die beiden mächtigsten Staaten Teutschlands, Preussen und Oesterreich, wie weit sind sie von dem Willen und von der Fähigkeit, Rußland zu schaden! und gesetzt ein solcher Fall könnte einmal eintreten, wäre denn das runde und in sich abgeschlossene Frankreich mit seinen Hülfsmitteln und mit fünfundzwanzig Millionen Einwohnern nicht noch mächtig und fürchterlich genug, diese beiden schwächeren im Westen

zu beschäftigen, wann sie dem Osten lästig werden wollten? Und überhaupt was hat eine Macht wie Rußland, wann sie gerecht seyn will, von der ganzen Welt zu fürchten? wird sie nicht immer Bundesgenossen finden, wann sie deren will? So ist aber der wunderbare Zusammenhang des politischen Lebens des kleinen Welttheils Europa, daß es auch an den entlegensten Enden desselben gefühlt werden muß, wann man irgend einer Macht zu viel erlaubt. Wann den Franzosen alles ungestraft hingeht, könnten wir noch einmal einen zweiten Bonaparte sehen, und wer sichert Moskau mehr davor als Lissabon und Madrid, daß es ihn nicht fühlen würde? Das bleibt der sicherste Vortheil und die festeste Bürgschaft eines jeden Staates und Volkes, die Gerechten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen, und nie darf man eher gnädig seyn, als man gerecht gewesen ist.

Und auch dich mögten sie gegen uns gewinnen, milder und liebenswürdiger Alexander, dem wir Teutsche so unendlich viel verdanken und dem wir gern noch mehr verdanken mögten. Wir haben es nicht vergessen, und wir wollen es nicht vergessen, ja wir wollen es laut vor der ganzen Welt erklären, daß du uns als Heiland und Befreier gekommen bist. Du hieltest aus, als viele verzagten und Frieden und Unterwerfung schrieen, und wir sahen die schändlichste Flucht durch Schnee und Eis, wir hörten von der Beresina und von Wilna und von dem zu schrecklichen Untergange von Hunderttausenden, mit welchen der Tyrann der Franzosen

die Welt zu bezwingen gemeint hatte; du hieltest aus im Waffenstillstande des Sommers 1813; du hieltest aus nach dem Glücke von Leipzig, als Manche unbegreiflich noch mit dem Wütherich unterhandeln, ja ihm vielleicht den Rhein gar als Gränze lassen wollten; dir danken wir es und wollen es mit goldenen Tafeln auf alle Millionen Blätter der Geschichte schreiben, daß zu Frankfurt und zu Chatillon nicht elende Frieden unterzeichnet sind; dir danken wir es, daß die Pariser nicht mehr prahlen können, in ihre übermüthige Hauptstadt sey seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, seit Heinrich dem Fünften von England, kein fremder Herrscher als Krieger eingezogen. Du hast den Korsen abgesetzt gewollt, du hast in Paris einziehen gewollt — und beides ist geschehen, und die Schmach der Völker ist gerächt und der Uebermuth der Franzosen gedemüthigt worden.

Was nachher geschehen ist, ist zweifelhaft gewesen, weil die Dinge wegen verworrener und widriger Verhältnisse den Ausgang nicht gewannen, den die Redlichen gehofft hatten; so ist auch dem Kaiser Alexander einiges Unglückliche aufgebürdet worden. Doch der Himmel hat alles, wie es nun am Tage ist, zu dem Besten gewendet, und was noch nicht gründlich gebessert und berichtigt war in Paris und Wien, das kann jetzt gebessert und berichtigt werden. Wenn der Kaiser von Rußland seinen wahren Ruhm fühlt, so wird er sich von den gleissenden Scheinen und blanken Lügen der Untreuen nicht verlocken lassen, einem treuen Volke das nicht zu leisten, was ihm öffentlich versprochen ist. Die Teutschen sind auf-

gefordert worden unter den heiligsten Versicherungen, gegen die französische Tyrannei aufzustehen und das Joch der Knechtschaft zu zerbrechen; ihnen ist Unabhängigkeit, Glück und Sicherheit versprochen. Sie sind aufgestanden, sie haben 1813, 1814, und jetzt 1815 ihr edelstes Blut vergossen; sie können jetzt das Versprochene fordern, sie können Unabhängigkeit, Glück und Sicherheit fordern. Diese versichern ihnen keine diplomatischen Papiere, welche die treulose Lüge, wann es ihr gefällt, mit den Winden fliegen läßt, keine Schwüre, die nicht länger gehalten werden, als das Schwerdt über dem Nacken des bösen und unruhigen Volkes gezückt ist; diese versichert allein die gebührliche Einschränkung der Macht Frankreichs und die Wiederherstellung der alten teutschen und niederländischen Gränzen. Bleibt Frankreich in der drohenden Stellung gegen Teutschland und Niederland, worin es seit Ludwig dem Vierzehnten gestanden hat, so hat Gott uns alle unsere Siege umsonst gegeben, und wir können um zwei Jahre von vorn wieder anfangen, und mit welcher Zerrüttung und Umkehrung Europa's werden wir dann anfangen müssen!

Und wenn der erhabene Beherrscher Rußlands das Größte und Herrlichste fühlen und bedenken will, so muß er sich der großen Bestimmung erinnern, welche die Vorsehung ihm zu unsterblichem Ruhme aufbewahrt hatte, der großen Rolle des Wiederherstellers und Befreiers von Europa. Läßt er den wilden und verruchten Rotte in Frankreich, deren zerknirschte Eitelkeit nur Rache und Wiederherstellung ihres gräulichen

französischen Kaiserreiches schnaubt, die Macht wieder loszubrechen und über die Welt hinzufahren, so ist damit all sein Ruhm verschüttet, weil Vergebliches gethan zu haben scheint, wer nichts Festes geschaffen hat: was so großartig und herrlich mit Gott angefangen war, scheint dann wie ein gewöhnliches politisches Mährchen ohne Anfang und Ende zu endigen, aus den neuen Händeln und Verwirrungen, deren Keime jetzt noch zu vertilgen sind, entspringt eine neue Geschichte, worin der Name Alexander nicht mehr als der erste Name glänzt. Wenn der Kaiser also die ganze Bedeutung des Namens Wiederhersteller und Befreier Europa's fühlt, so wird er den Gerechten helfen und die Ungerechten bestrafen; Pflicht, Recht, Ehre, ja der eigene Ruhm und die eigene Sicherheit werden ihm den Pfad zeigen, den seine Politik zu wandeln hat. Denn das kann man bestimmt sagen, daß es vielleicht ein böseres Spiel seyn wird, denn je vorher, wenn man der Hölle die Mittel läßt, wieder zu platzen, und daß ganz andere Meister auf den Schauplatz treten werden. So weit wird das Unheil mit Furienfäusten um sich greifen, daß keiner sich so fern glauben darf, den es nicht erreichen könnte. Darum sollen die Fürsten jetzt vor allen Dingen zuerst die Gerechtigkeit suchen.

Ueber Oestreichs Verhältniß zu Teutschland und Frankreich haben wir oft gesprochen, vielleicht freier und offener, als es einigen schicklich gedäucht hat. Wir verstehen leider nichts von jener politischen Schicklichkeit, womit man die größten Schäden verschweigt und sich selbst und andere als

Glück einbildet, was größtes Unglück ist; wir wissen auch nicht, was uns die zierliche Schicklichkeit in einer Zeit helfen kann, die von den grimmigsten Gefahren umlagert ist, und in welcher die Zierlichkeit, die sich und die Welt eben zurecht geputzt hat, jedes Jahr von frischem Blute und Staube wieder verschüttet wird. Ich muß es unumwunden sagen, meine Ansichten von Oestreichs Politik bleiben dieselben. Oestreich muß sich wieder mehr teutsche Unterthanen zu verschaffen suchen, wenn es als einer der gebietenden Staaten in Europa stehen bleiben will. Eine letzte Gunst des Augenblicks ist wieder da; wir wollen wünschen, ja wir wollen flehen, daß Oestreich sie nicht versäume. Jetzt muß es die alten habsburgischen Stammlande Lothringen und Elsaß, vielleicht auch Hochburgund ergreifen und festhalten, und auf diese Weise Italien und Teutschland hinter sich schließen und in würdiger Stellung voranstehen als Schirmer und Halter; Preussen, welches die drei Bisthümer und die Saarlinie zur Deckung seiner und der teutschen Gränzen erhält, stellt es neben sich — und vor der gallischen und französischen Wuth ist ein festes Bollwerk aufgeführt, das die Ruhe Teutschlands und Europa's sichert.

Man könnte sagen, Oestreich habe sich durch die Zurückziehung seiner Besitzungen gegen Osten und durch die Ründung seiner Staaten in eine so glückliche Lage gesetzt, daß es vor Frankreichs Wuth und vor den unruhigen Entwürfen der französischen Habsucht viel sicherer sey, als Preussen und das Königreich der Niederlande und die übrigen Staaten Teutschlands — und wirklich haben Viele dies ge-

sagt und als den Gipfel der östreichischen Politik gepriesen. Aber ich sehe Oestreichs Sicherheit nicht, wann Teutschland nicht sicher ist; ich sehe überhaupt Europa's Sicherheit dann nicht. Gelänge es den Franzosen bei dem Wiederanfangen — und wiederanfangen werden sie gewiß — nach einer gewonnenen Schlacht wieder über den Rhein zu brausen und sich mit voller Sicherheit, da sie die Festungen im Rücken behalten hätten, vorwärts zu schnellen, o wie vieles würde dann los erscheinen, was einigen jetzt fest däucht! und was sollte Oestreich seine weitere Entlegenheit gegen Osten dann frommen? Und ist es so entlegen? Stößt nicht sein verwundbarster Theil, Italien, nächst an Frankreich? In Italien sind tausend Keime zu Unruhen und Aufruhren; diese können vielleicht in zehen oder fünfzehen Friedensjahren allmählig erstickt oder ausgerottet werden; aber in den nächsten Jahren würden sie noch frisch seyn, und die Franzosen würden schon alle Mittel anzuwenden wissen, sie gegen Oestreich lebendig zu machen. Und im Grunde, wie es hier mit Oestreich steht, steht es fast mit allen Staaten Teutschlands und Europa's; alle haben Neues und Unruhiges in sich, was allein durch einen längeren Frieden gesänftigt und beruhigt werden kann, was aber Frankreich, wenn man ihm die Macht ließe, bald wieder einen glücklichen Krieg anzufangen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit und Hinterlist für seine Entwürfe und Vortheile gebrauchen würde.

Wenn also Oestreich seine und Teutschlands Vortheile versteht, wenn es die brennenden Gefahren des Zeitalters

kennt, die seine eigensten Gefahren sind, so wird es im Jahr 1815 auf die Wiedervereinigung Lothringens und des Elsasses mit dem teutschen Reiche fester bestehen, als es im Frühlinge 1814 gethan hat. Das aber wünschen wir am meisten, daß in diesem Zeitpunkte, der ein Zeitpunkt großer Entscheidungen ist und für unser Vaterland einer der seligsten oder der unseligsten werden kann, Oestreich und Preussen sich auf das engste und vertraulichste an einander schließen und die kleineren Fürsten Teutschlands zwischen sich schließen, damit endlich nach so vielen Kriegen und Getümmeln nicht alles wieder unabgemacht und in Verwirrung liegen bleibe. Das Kleine, was diese beiden einzigen erhaltenden Mächte des Vaterlandes in trauriger Eifersucht trennen könnte, muß über dem Großen vergessen werden, das sie verbinden muß; sie haben, wenn sie ihre Vortheile richtig messen und wägen, jetzt überhaupt Weniges, das sie entzweien könnte.

Preussen. Wir dürfen von Preussen nicht viel sagen, damit wir nicht in den niedrigen Verdacht der Schmeichelei kommen. Was Preussen wieder in diesem Kriege gethan und geopfert hat, liegt vor den Augen der Welt und bedarf keiner Posaunen. Wir dürfen voraussetzen, daß Preussen, wie es den Krieg im großen Stile geführt hat, auch die Diplomatik im großen Stile erfassen werde. Preussen wird gewiß auf die Festhaltung unserer alten Gränzen bestehen. Damit es dies ganz könne, wird es sich großmüthig und uneigennützig zeigen, und erklären: Ich will nur einige Festungen und Stellungen, damit meine Lande sicher seyen,

das Uebrige mag Oestreich bekommen und so mit mir sich als Vorstreiter des Reichs hinstellen und die schwächeren Fürsten gegen den französischen Uebermuth beschirmen und erhalten helfen.

Ja sollten gegen dieses, was alle redliche Teutsche ohne Unterschied wünschen und hoffen müssen, unüberwindliche Schwierigkeiten eintreten, oder solche, die unüberwindlich scheinen, so mögen Oestreich und Preussen endlich erklären, daß sie allenfalls von den abgerissenen teutschen Landen für sich gar nichts wollen, daß sie aber schlechterdings darauf bestehen müssen, daß diese Lande von Frankreich getrennt und auf welche Weise immer wieder mit dem teutschen Reiche verbunden werden.

Was wir vor allen Dingen aber wünschten und was gewiß für die Herrscher und Völker von der größten und wohlthätigsten Wirkung seyn würde, das wäre die öffentlichere und freiere Sprache der verwaltenden Minister und Räthe über unseres Vaterlandes Angelegenheiten und Vortheile. Fouché und Talleyrand und so viele andere Franzosen legen die Wünsche und Hoffnungen und Forderungen Frankreichs jeden Tag öffentlich dar; in England und Schweden und Niederland darf sich jeder über das aussprechen, was er für das Vaterland hofft oder fürchtet, und auch die Verwalter und Regierer des Landes müssen öffentlich sprechen. So wird auf das Volk und auf die Meinung und die Ansichten des Volkes auf eine wunderbare Weise gewirkt, und aus dem Volke geht die wohlthätigste Rückwirkung immer wieder von unten nach oben, und das Eine stärkt sich so durch das An-

dere. Wir Teutsche sind bei den letzten Unterhandlungen immer wie im Sacke verkauft worden, oder wenigstens hat das Volk bei der heimlichen und stummen Behandlung und Schlichtung der teutschen Angelegenheiten glauben müssen, es sey im Sack verkauft worden. Frankreich wird bei den Unterhandlungen gewiß wie immer ein zweischneidiges Schwerdt gebrauchen: auf der einen Seite wird es mit einer liebenswürdigen und gleichsam unschuldigen Unverschämtheit, als sey es das gerechte und reine und fleckenlose, von lauter großmüthigen und menschlichen Versicherungen und Ansichten überfließen und nichts als Treue, Gerechtigkeit und Menschlichkeit bekennen; auf der andern Seite wird es tausend finstere Gewebe der Hinterlist und des Truges spinnen und die übrigen Mächte unter einander so zu verwirren und zu verstricken suchen, daß sie ohne Schwerdtstreich nicht aus einander kommen können, oder daß sie wenigstens, damit sie nur aus einander kommen, den Franzosen alles lassen müssen, was sie rechtmässig von ihnen zu fordern haben. England könnte — was wir ungern voraussetzen, was aber nach früheren Zeichen doch nicht unmöglich wäre — bei der Frage über die Einschränkung der französischen Macht und über die Wiederherstellung der teutschen Gränzen von einer kleinlichen und krämerlichen Politik des Eigennutzes und der nächsten Vortheile des Augenblicks geleitet werden, es könnte bloß deswegen Frankreichs sogenannte Ganzheit erhalten und uns unsre rechtmässige Ganzheit verweigern wollen, damit das Niederland und Teutschland nie zu einiger Unabhängigkeit

kämen, sondern aus Furcht vor den französischen Räubern sich den englischen Kaufleuten immer auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen müßten. Auch Rußland könnte durch falsche Ansichten und thörigte Sorgen für die Zukunft der edlen und gerechten Sorge für die Gegenwart vergessen, französische Zuflüsterungen könnten auf dasselbe wirken, und es könnte die Arbeit, die es mit so großem und heiligem Sinne angefangen hat, durch einen kleineren Sinn wieder vernichten wollen, es könnte sein größtes Jahr, das Jahr 1812, durch ein kleinstes Jahr wieder zerstören wollen, es könnte alle seine unsterblichen Verdienste um Europa und um unser teutsches Vaterland durch einige sorglose Federstriche wieder vernichten wollen. Was kann gegen alles dieses helfen und sichern? Eine edle und des Zeitalters würdige Oeffentlichkeit der Verhandlungen über das endliche Schicksal der Welt.

Ich meine hier durchaus keine unzeitige Oeffentlichkeit. Oestreich und Preussen mögen auf dem stillen Wege verlangen und zu erlangen suchen, was sie für sich und für das Vaterland verlangen müssen. Glückt dies ihnen aber nicht und fühlen und gewahren sie, daß eine mit kleinlichen oder bösen Künsten im Finstern schleichende und unterminierende oder daß eine bethörte und misgeleitete Politik Teutschland wieder um die Früchte seiner blutigen Arbeiten betriegen könnte, so ziemt es ihnen öffentlich herauszutreten und für sich und für uns alle die Sprache zu führen, welche ihrer Würde, der Würde ihres Volkes und der Würde des Zeitalters angemessen ist. Denn wohl mag sprechen und edel

mag sprechen, wer das Recht so auf seiner Seite hat wie sie. Sie sprechen erstlich aus dem Rechte der Teutschen gegen die Franzosen, und unser Recht ist durch die Verletzungen und Ueberziehungen der Franzosen seit Jahrhunderten ein so schweres Recht geworden, daß es das französische Unrecht, worauf man noch alle diplomatischen Künste und Listen der Franzosen als Zugabe legen könnte, wie eine Feder in die Luft schnellen würde. Sie sprechen zweitens aus dem Rechte ihrer Thaten und Aufopferungen in diesem Kriege, wodurch das gallische Getümmel von neuem gebändigt ist, und dazu haben Oestreich und Preussen doch vor allen andern Völkern am meisten, ja fast allein Blut und Kraft gezinset. Oestreich hat den italischen Aufruhr, der so verderblich hätte werden können, mit Kühnheit und Glück erstickt und die Alpen- und Jurapässe nach Frankreich von Basel bis an den Var durch viele blutige Gefechte geöffnet, Preussen hat in zwei mörderischen Schlachten und in mehr als zehen Gefechten und Stürmen seine edelste und blühendste Jugend hingeopfert. Diese beiden dürfen sprechen; aber sie sind dazu auch berufen als die ersten Mächte Teutschlands.

Daß eine solche freie und offene Sprache, wann man Gerechtigkeit, Ehre und Wahrheit für sich hat, wirkungslos und erfolglos bleiben sollte, wäre etwas Beispielloses und Unerhörtes in der Geschichte. Ein edler und großer Wille, auf Recht und Wahrheit gestützt, hat durch alle Hindernisse, welche Trug und Dummheit ihm in den Weg legen mögen, immer noch siegreich seine Bahn gebrochen. Denn kann selbst

die Bosheit und Lüge durch Gaukeleien und Täuschereien die Meinung der Menschen eine Zeitlang für sich bestechen und dadurch ihre verruchten Zwecke befördern, wie sollte nicht Gerechtigkeit und Wahrheit das dreimal ja dreissigmal können? Und wenn wir auch nicht an die unmittelbare Wirkung einer solchen Sprache für uns und für das Reich denken, Oestreich und Preussen sind es ihrer eigenen Ehre schuldig, daß sie endlich, wann alle andere Versuche, das Rechte zu erlangen, vergeblich gewesen wären, vor ihrem Volke und vor der Welt Rechenschaft ablegen, daß es nicht ihre Schuld gewesen, daß das verderbliche Unheil nicht ausgerottet worden. Die Teutschen müssen nach so ungeheuren Opfern, als sie für die Rettung der Freiheit und die Vernichtung der Schande gebracht haben, nicht glauben dürfen, als wäre es möglich, daß ihres Vaterlandes Vortheile und ihre überschwänglichen Arbeiten für dasselbe von denen versäumt und vergessen wären, welche sie als die ersten und natürlichsten Stellvertreter des ganzen Volkes ansehen müssen. Sie müssen wissen, auf welche Männer sie bei künftiger Gefahr wieder zählen können. Das rechte Vertrauen und der kindliche Glaube eines Volkes auf seine Regierung ist mehr werth als Siege, weil die Wirkung derselben nachhaltiger und bleibender ist.

Mir däuchte, auch das müßte unter den jetzigen Umständen etwas sehr Wirksames und Ersprießliches seyn, wenn die sämtlichen teutschen Fürsten, um deren nächstens Wohl oder Weh bei den Unterhandlungen über die Befriedung und

Beruhigung der Welt jetzt gespielt werden wird, sich insgesammt in Person nach Paris aufmachten und dort als die Stellvertreter ihres Volkes auch ein gewichtiges Wort mitsprächen. Ich denke, sie sehen doch wohl, wie fürchterliche Gefahren ihnen drohen können, wenn es der französischen Gewandtheit gelingen könnte, sich ganz aus dem Nachtheile ihrer gegenwärtigen politischen Lage herauszuwickeln und uns wieder alle Schäden der Zeit auf den Hals zu wälzen; ich denke, sie fühlen doch wohl, was es heißt, wenn man den Franzosen alle Vortheile unsrer alten Gränzfesten und ewigen Gränzberge läßt. Und es wäre wohl etwas Edles und Ordentliches, wenn sie im Namen ihres Volkes und ihrer fürstlichen Herrschaft in Paris aufträten und von den Franzosen die Wiedererstattung des Geraubten und von den verbündeten Herrschern die Wiederherstellung der alten Gränzen Niederlands und Teutschlands forderten. Was kleine und dunkle Menschen wie ich und andere, deren Namen das Gerücht kaum kennt, auch sagen und klagen und schreien und schreiben, verhallt klanglos und ohnmächtig im Winde — das vereinte teutsche Fürstenwort würde Gewalt und Klang haben, und das teutsche Volk mit Freude, und die Franzosen mit Schrecken, und die Fremden mit Achtung erfüllen: man würde nicht länger wagen, uns Teutsche wie ein schwaches und abhängiges und der ewigen Vormundschaft der Fremden bedürftiges Volk zu behandeln, wenn unsre Fürsten uns wie ein einiges, starkes, mächtiges und des ungebührlichen Einflusses, dessen sich die Fremden über uns anmaassen, überdrüssi-

ges Volk darstellten. Die Meinung ist die allmächtigste aller Gewalten, wann sie auf Hochherzigkeit, Gerechtigkeit und Majestät des Willens gegründet ist.

Was Frankreich hiebei thun könnte und thun würde, welche Rollen die französischen Minister und Unterhändler hiebei spielen würden, wie die Rückwirkungen und Gegenwirkungen der Partheien und ihr dumpfes und verhülltes Spiel darin seyn würde — das alles und wie das Verhältniß Ludwigs des Achtzehnten und der Burbone zu den Franzosen und zu uns steht, ist oben an mehreren Stellen genug von mir angedeutet und darf hier nicht langweilig wiederholt werden. Das steht fest, daß die Franzosen aller Partheien alle ihre Künste aufbieten werden, die verschiedenen Mächte, durch welche die letzten glücklichen Erfolge herbeigeführt sind, mit einander zu entzweien und unsre Heere auf das wohlfeilste und geschwindeste aus Frankreich herauszukomplimentiren; sie werden darin alle einig seyn, uns arme Teutsche wieder um den Lohn unserer Siege zu betriegen. Das steht gottlob auch fest, daß es ausser ihrer Macht ist, uns jetzt zu hindern, unser gebührliches Recht von ihnen zu nehmen, wenn nicht eine kleinliche Politik der einzelnen Theilnehmer es anders will. Sie sind ohne Haupt, sie sind entwaffnet und besiegt, und fühlen, daß sie es sind; die Macht der fremden Heere ist zu groß, ihre eigene Verbindung ist zu lose, ihre Regierung zu schwach, als daß es ihnen einfallen könnte, nur an den geringsten Widerstand zu denken.

wenn wir das Unsrige, was uns von Gottes und von Rechtswegen gehört, wieder zu uns nehmen wollen. Das steht auch fest, daß die größte Nothwendigkeit da ist, daß wir dies thun und uns gegen das unruhige und wilde Volk sichern. Nicht Ludwig der Achtzehnte, keiner der Burbone, ja vielleicht kein Engel vom Himmel, der ihnen als König gesandt würde, wird sie zügeln können, wenn wir ihnen die Zügel nicht anlegen. Krieg wollen sie und mögten sie sogleich wieder haben, wenn sie sich nur frei bewegen könnten; Krieg werden sie wollen, und Krieg werden wir sogleich wieder mit ihnen haben, sobald unsere Heere ihr Land geräumt haben. Da wir nun die Zerstückelung und Zerreissung Frankreichs weder rathen noch billigen können, sondern nach den Grundsätzen eines allgemeinen europäischen Völkerrechtes wünschen müssen, daß Frankreich Frankreich bleibe, da auch unsere Heere Frankreich einmal verlassen müssen, wenn wir gleich hoffen und bitten, daß dies vor dem nächsten Sommer nicht geschehe, so müssen wir doch durchaus darauf dringen, daß Frankreichs Hülfsmittel verringert und seine Uebermacht eingeschränkt werden, wir müssen auf eine solche feste Stellung der italischen, teutschen und niederländischen Gränzen dringen, daß wir wenigstens mit gleichen Vortheilen gegen Frankreich auftreten und den französischen Uebermuth, wenn ihn wieder nach Streichen gelüstet, zum dritten und vierten Male zurücktreiben und gebührlich züchtigen können. In jedem Falle, wie auch die Sachen entschieden werden, auf Krieg mit den Franzosen müssen wir gefaßt seyn: auf

einen aushaltbaren, wann jetzt die gehörige Gränzberichtigung vorgenommen wird, wenn aber dies wieder versäumt wird, vielleicht auf den verderblichsten von allen.

Ich will auf die Gefahr, von elendigen Tröpfen und von verkappten Halbfranzosen noch einmal recht tüchtig verlästert zu werden, mich über diesen vielleicht verderblichsten Krieg, dessen Furcht allerdings in meiner Seele ist, ganz kurz zu erklären suchen.

Ich habe mich, werden meine Gegner sagen, so oft ausser Athem gelaufen, um mit großtönigen Klängen die Herrlichkeit, ja die Göttlichkeit dieses unseres Zeitalters den Leuten zu preisen, und nun komme ich immer wieder mit schwarzen Ahndungen und Prophezeihungen neuer Gräuel und neuen Unheils; ich könne durchaus nichts Anderes seyn, als eine andere Art Jakobiner, denn die französischen, als ein wüster Umkehrer und Verführer, der dem Volke Schrecken zeige und ausmahle, damit es sich zuerst durch die Idee daran gewöhne, und dann, durch diese gestärkt, zur That schreite. Ich antworte diesen also:

Mein Zeitalter preise und lobe ich, weil es die Menschen und Völker selbst durch das Unglück zu höheren Gefühlen des Lebens und zu edleren Arbeiten und Strebungen aufgerufen und geweckt hat, als was der matte und knechtische

Sinnengenuß geben kann. Ich preise es auch deswegen, weil ich die Geburt einer schönen und menschlicheren Zukunft sehe, wenn ich selbst vielleicht wenige oder gar keine von ihren Früchten kosten werde. Gott ist mir zu hell und groß erschienen in der Entwickelung der Begebenheiten der letzten zehen Jahre, er ist mir zu hell und zu groß erschienen in den Gemüthern aller edleren und besseren Völker und auch in den Gemüthern des teutschen Volkes, als daß ich einen Augenblick zagen und zweifeln könnte, Gott werde nicht auch das Uebrige herrlich hindurchführen, er werde die Teutschen, welche das Gerechte und Fromme wollen, nicht endlich hoch schweben lassen über die Franzosen hinweg, welche das Ungerechte und Böse wollen. Aber der Arten, wie diese Geburt der Zeit, diese Lösung und Entwickelung aller Zwiespalte und Hindernisse geschehen könnte, sind zweierlei. Die eine Art könnte jetzt nach so langen und blutigen Erschütterungen sanfter, milder und allmäliger seyn; die andere wird nicht anders als gewaltsam, grausam und rasch seyn können. Welche Art von diesen beiden die beste ist an sich, das wissen kurzsichtige Menschen nicht, das weiß Gott allein; und stellt Gott die Begebenheiten und die Sinne und Handlungen der Menschen so, daß es durch die unmilde und rasche Art vollendet wird, so müssen wir glauben, daß diese Art die beste war. Aber in wie weit wir Menschen die Begebenheiten und die Entwickelung der nächsten Zukunft noch in der Hand haben, müssen wir immer für die milde, menschliche und allmälige Art entscheiden: uns muß jedes Unglück als etwas Unnützes und jeder Krieg als etwas Verderbliches erscheinen, und wir müssen sie also

abzuwenden suchen, sobald sie auf eine menschliche und gerechte Weise abzuwenden in unserer Macht steht. Nun steht es menschlichem Urtheil und Anscheine nach gegenwärtig in der Macht der Verbündeten, großem Verderben zu wehren, das, wenn sie den günstigen Zeitpunkt versäumen, vielleicht über uns alle hereinbrechen wird; ich meine also das Recht, ja die Pflicht zu haben, dieses Verderben zu zeigen, weil es noch vermieden werden kann, und glaube nicht den Namen eines jakobinischen Unglückspropheten zu verdienen, weil ich sage, was viele Hunderttausende der Zeitgenossen so gut als ich sagen. Die Zukunft liegt so hell vor uns, daß wir alle ohne besondere Prophetengabe Propheten seyn können. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Wie gesagt, die Franzosen werden auf jedem Fall, sobald sie der Fremden ledig sind und wieder freie Arme haben, sich rüsten von neuem loszubrechen und ihr Heil an uns zu versuchen. Der Gährungsstoff, der wie eine allgemeine Influenza des Zeitalters nicht allein in ihnen, sondern auch in den übrigen Zeitgenossen mehr oder weniger ist, hat noch lange nicht ausgegohren und hat nun durch die Demüthigung und Erniedrigung, die ihnen mit Recht widerfahren ist, und durch die Erbitterung gegen ihre Sieger den höchsten Punkt erreicht. Man glaube nicht, daß bloß die Jakobinerrotte und die Anhänger Bonapartens von diesem Gefühle gespornt werden; nein Zweidrittel aller Bewohner Frankreichs werden in die Hände klatschen und jauchzen, wann sie glauben gegen Italien, die Niederlande und Teutschland den Krieg mit ei-

nigem Erfolg wieder beginnen zu können. Dies werden sie können, wenn Frankreich bleibt, wie man es im Pariser Frieden gelassen hat, und wir könnten dann leicht wieder eine halbe Million Wüthender auf uns losstürzen sehen, gefährlich genug, weil ihnen so viel zu Gebote steht, was wir nicht gebrauchen dürfen, gefährlicher, weil die Teutschen, so oft in ihren Hoffnungen betrogen, endlich des vergeblichen Kampfes müde werden könnten. Das aber wäre das Gefährlichste — und das soll von allen bedacht werden, die es abwenden können — daß wir endlich ihrer nur Herr werden könnten durch Mittel wie die ihrigen, und daß die Völker durch den ewigen Krieg und durch die wüsten und wüthenden Leidenschaften fast verwildern würden. Dann könnte in dem allgemeinen Gedränge und Getümmel vieles zusammenstürzen und untergehen, was sonst stehen würde, und wohin der wilde Wirbel fahren und wo Gott der Verwüstung ein Ende machen würde, wo das ermattete und verblutete Menschengeschlecht endlich Ruhe finden oder ob es in gegenseitiger Wuth und zuletzt in allgemeiner Schuld fast bis zur Vernichtung vertilgt werden sollte, das weiß ich nicht. Daß nach diesem Frieden bald wieder Krieg seyn wird, das weiß ich, aber ich wünsche deswegen, daß wir den Ruchlosen die Mittel nehmen, daß sie nicht Teutschland, ja vielleicht ganz Europa wieder zu ihrem blutigen Spielball machen können. Wir hoffen alle auf Gott, aber wir bitten auch die Menschen, daß sie so handeln und wirken, daß Gottes Vorsehung auch als eine milde, fromme und wohlthätige von den Völkern gepriesen werde.

XVI.

Ansichten und Zweifel.

— Viele nennen diese Zeit, worin wir leben, groß und ausserordentlich und gleichsam die Einleitung zu einer seltenen Herrlichkeit des teutschen Volkes und der europäischen Welt überhaupt; und auch wir haben das gethan und thun das; aber irren wir uns nicht vielleicht? ist das, was wir als Ende der Jämmerlichkeit und Anfang der Herrlichkeit ansehen und bewillkommen, nicht vielleicht ein fortgesetzter Jammer und ein Anfang neuen Wehes, das alles frühere Weh als eine Kleinigkeit zeigen wird? ist diese Zeit und dieses Menschengeschlecht, welchem wir angehören, nicht vielleicht bestimmt, bis zur Vernichtung durch Aufruhr und Blut zu waten, bis es darin erstickt? Könnte uns nicht auch begegnen, was andern vor uns begegnet ist? Zur Zeit des Lorenzo di Medicis, Leos des Zehnten, Karls des Fünften und Luthers, zur Zeit der größten und denkwürdigsten Weltbegebenheiten und der ausserordentlichsten Helden, Erfinder, Künstler und Seher, weissagten nicht auch damals die Zeitgenossen eine herrlichere Zukunft, als die Tage waren, in welchen sie lebten? und haben sie wahr geweissagt? Und hätten wir früher Perikles weissagen gehört und Alexander über ihre Griechen, als dieser seine Propyläen schmückte und jener Alexandrien gründete und bei Arbela gesiegt hatte — was würden wir gehört ha-

ben? Jene große Menschen, die am Ausgange des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts lebten, wußten nicht, daß sie nur die letzte glänzende Blüthenkrone eines abscheidenden Zeitalters waren, gleichsam der letzte lichte Aufblick eines Sterbenden, der noch einmal alles Leuchtende und Lebendige seiner Natur sammelt, und, wann er die hellsten Zeichen des Lebens und Bewußtseyns zeigt, im Begriff ist, auf immer von dem Leben Abschied zu nehmen. Wir wollen freilich die drei Jahrhunderte nicht verachten, die seit ihnen verflossen sind, wir können ihre nothwendige und also auch wohlthätige Ordnung in der Reihe der Dinge und in der Entwickelung des Christenthums jetzt zum Theil sehen und andern andeuten; aber daß sie zu den glänzenden und glücklichen Jahrhunderten gehören, wird doch wohl keinem einfallen zu behaupten. Es waren Jahrhunderte des Streites und Zwiespaltes, Jahrhunderte mühevoller und unbelohnender Durcharbeiten und Vorarbeiten, damit die späteren Jahrhunderte sich vielleicht einmal wieder in Eintracht und Freundlichkeit und Gemüthlichkeit sonnen können. Wir aber, die Jetztlebenden, sind weit von dem Irrthum, worin jene große Menschen des sechszehnten Jahrhunderts waren. Sie wußten sehr wohl, und ihre Klagen, die wir bei allen Frommen und Dichtern und Geschichtschreibern lesen können, beweisen uns, daß sie es wußten, der Friede der Kirche, die einzelne Freiheit, der Stolz und die Unabhängigkeit der Freistaaten, die alte Ritterlichkeit der Männer ging mit dem Pulver, den stehenden Heeren, der Reformation, der Entdeckung neuer

Welten zu Grabe; sie hielten ihre Zeit allerdings schlechter, als die vergangene, aber doch meinten sie, die Zukunft würde weit strahlendere Geburten haben, als die Gegenwart, worin sie lebten. Diese Meinung hatten sie mit allen edlen Menschen aller Zeiten gemein, daß sie glaubten, es müsse nach ihnen besser werden. Denn das ist ja eben die Aufgabe dieses flüchtigen Menschenlebens, daß jeder arbeiten soll, daß es besser werde auf Erden, daß er in seiner Zeit wirken soll, damit die nach ihm für das Gute die Bahn mehr aufgeräumt finden; und arbeiten und wirken könnte er dafür ja nicht, wenn er den Glauben nicht hätte. Aber wir, d. h. diejenigen von uns, welche ungefähr eine Anschauung der Zeit haben, worein unser Leben gefallen ist, haben mit nichten das Gefühl, was jene Früheren, von welchen wir sprechen, gehabt haben. Wir leben gewiß nicht in Tagen, die mit Rosen besäet sind und worauf es sich weich hinlagern läßt, wir fühlen die Disteln und Dornen wohl, worüber wir im Schweisse unseres Angesichts hinschreiten müssen, wir sehen die mit Blitzen und Donnern geladenen Wolken wohl, die ihre Schrecken noch auf unsere Köpfe entladen werden; und doch sagen wir, daß diese schwere unglückliche und mühselige Zeit besser ist, als die vor fünfzig und vor fünfundzwanzig Jahren war. Wir erkennen die drei letzten Jahrhunderte, welche eigentlich unsere Vorzeit gewesen sind, als keine Zeit hoher Kunst und hoher Freude, wohl aber erkennen wir die drei Jahrhunderte, die ihr vorhergingen, als solche. Und das Sonderbare begegnet uns, welches Glück wohl wenigen Sterblichen vor dieser

wunderbaren Epoche begegnet ist, daß wir uns viel glücklicher halten als diejenigen, welche die nächsten Jahrzehende vor uns gelebt haben, obgleich diese offenbar mehr Friede, Wohlstand und Ruhe genossen haben, als wir, die wir von einem Wirbel des Unglücks und der Umkehrung immer in den andern hineingerissen werden. Wir haben die ganze Magerkeit und Jämmerlichkeit des vorhergehenden Zustandes, seine Freudenlosigkeit, seine Lieblosigkeit und Gottlosigkeit zu genau erkannt, als daß wir unser Jetziges nicht preisen sollten, wenn wir es damit vergleichen. Was mitten in den wilden Getümmeln und aus den blutigen Trümmern der Gegenwart wächset und blühet, das kann keine letzte schimmernde Blüthenkrone der nächsten Vergangenheit seyn, wie die Jahrzehende zunächst vor und nach der Reformation waren; das muß wenigstens ein erstes Blümchen seyn, das, freilich noch zwischen Winter und Frühling ringend und bald mit kaltem Schnee bald mit warmem Sonnenstrahl begossen, der Vorbote milderer und hellerer Tage ist. Also haben wir Jetztlebende nicht allein den allgemeinen menschlichen und christlichen Glauben festzuhalten, daß die Zukunft immer besser seyn soll, als die Gegenwart ist, sondern wir haben auch das Wissen davon, daß sie besser seyn wird; und deswegen können wir stolzer und fröhlicher unsere Bahn gehen, als so viele Menschengeschlechter vor uns dies gekonnt haben. In den Begebenheiten des letzten Vierteljahrhunderts sind Jahrhunderte untergegangen, aber, wie die Erklärung und Deutung der Zeiten uns darin aufgegangen ist, so hoffen wir auch, daß die neue Zeit endlich aus ihnen hervorgehen wird.

Die jetzige Zeit können wir nur als den aus Thon gebildete Form, als das aus Brettern aufgeführte Gerüst ansehen, welche zerschlagen und zusammengebrochen werden, wann das Bild gegossen und das Haus erbaut ist.

— Das Leben ist gewiß schlecht, wann die Kunst überschätzt wird. Du sollst alle schönen und vollkommenen Gaben achten und lieben, welche unmittelbar von Gott kommen; du sollst die bunten und lieblichen Spielvögel, welche gleichsam als himmlische Vögel von oben auf die Erde herabkommen, daß sie den Menschen das Leid und die Sorge wegspielen und wegscherzen, als himmlische Boten freundlich empfangen und liebhaben: die Dichter und Saitenspieler und Bildner; aber du sollst nicht glauben, daß, was sie schaffen, schon für das ganze Leben bezahle und auch für dich mitbezahle, wenn du dich nur daran ergötzest. Auch sollst du die Kunst nie höher stellen als das Leben; denn Leben ist mehr als alle Kunst und rechter frischer Lebensathem der Kraft und That wehet eben so von himmlischen Lüften, als irgend die erhabenste Kunst mag. Nicht über das Leben hinaus erheben soll die Kunst den Menschen, sondern lustig und muthig hinein stellen in das Leben soll sie ihn, daß er freudiger und richtiger seinen Weg wandele. Wenn man im gewöhnlichen Gemeinspruche sagt: die Kunst erhebt den Menschen über das Leben, soll es nichts weiter heissen, als die Kunst erhebt ihn über die Jämmerlichkeiten und Zufälligkeiten des Lebens, über die Hindernisse des Lebens, sie erhebt ihn aus dem Gefühle der vielen kleinen einzelnen Nichts zu allgemeinen Anklängen und Anschauun-

alles Lebens, wovon er, wenn er sich als das einzelne Kleine in der Einzelnheit fühlt, selbst nur ein verfliegendes Sonnenstäubchen ist. Eine solche Hexenmeisterin ist die Kunst nie gewesen und hat sie nie seyn wollen, als wozu einige nervenkranke oder gehirnkranke ästhetische Herren und Damen unserer Tage sie hie und da mit ihren vornehmen Ansichten und Verkündigungen wohl zu machen gemeint haben; solche Kunst aber, als sie meinen und zeigen und treiben, ist gar keine Kunst, sondern meistens eine schimmernde Buhlerin, die mit allem aus der Eitelkeit für die Eitelkeit spielt. Eine rechte Kunst ist treu, einfältig und schlicht und recht, und sieht eben so aus, wie alles tüchtige und natürliche Leben. Sie hat auch eben das mit dem Leben gemein, daß sie nichts weiter als frei leben und seyn will ohne alle Nebenrücksichten und Seitenblicke. So, kann man sagen, ist alle Kunst, als sie wirklich noch Kunst war, mit dem Leben wirklich zusammengefallen. Auch war es so im Mittelalter und etwa ein halbes Jahrhundert darüber hinaus bei uns in Teutschland und in Italien. Was man seitdem Kunst zu nennen beliebt hat, ist gleichsam eine Kunst der zweiten Potenz gewesen. Solange das Leben ein ganzes Leben ist, hat es freilich noch nicht immer das, was man im höheren Sinne Kunst nennt, aber seine Kunst, die es hat, will wenigstens nicht über ihm schweben. Sobald aber das Leben ein zerfallenes oder zerrissenes Leben wird, meint die Kunst sogleich, nicht nur etwas Besseres seyn zu müssen als dieses solche Leben, worin sie Recht hat, sondern sie bildet sich ein, ihrer Natur nach sey sie höher, als alles Leben, worin sie Unrecht hat. Je erbärmlicher und

schwächlicher also ein Zeitalter ist, oder je erbärmlicher und schwächlicher in ihm das Leben auftritt, desto mehr äffeln und buhlen die Leute mit der Kunst und wissen uns viel von ihren Wunderdingen und Wunderwirkungen zu erzählen. In einem tüchtigen Zeitalter geht die Kunst still und einfach wie das Leben ihren Weg, ohne links und rechts auf die Horcher und Beifallklatscher zu sehen. Darum haben die Hofkunstakademien und Urtheile und Lobe, wie sie bei den Theetischen der vornehmen Welt ausgespendet werden, die Kunst nie heben können; damit die Kunst groß und frisch sey, muß das ganze Leben groß und frisch seyn. Je kräftiger und züchtiger die Sitten eines Volkes, je einfacher seine Weisen sind, je freier sein Leben und seine Verfassung ist, desto größer und edler wird seine Kunst seyn. Darum wollen wir uns in unsern Urtheilen zur Ordnung mahnen und nicht immer Vergebliches hoffen und treiben, und meinen, ein mächtiges Leben könne aus einer mächtigen Kunst wachsen. Das Leben ist immer das Vorn und die Kunst das Hinten. Erst wann wir ein freudiges und freies Bürgerleben haben werden, wird auch die große Kunst wieder möglich seyn. Jetzt werden in beiden nur Vorspiele und Versuche gemacht; in der Kunst desto unglücklicher, da das wirkliche Leben ihr durchaus Grund und Maaß seyn muß. Ich möchte die Kunst einem schönen und unschuldigen Kinde vergleichen, das im Lenze mit seiner Mutter spazieren gegangen ist. Das Kindlein spielt und springt mit Lämmern und Vögeln und Schmetterlingen und freut sich der bunten Blumen und der rieselnden Bäche und der freundlichen Frühlingssonne mit allen andern Kreaturen in Unschuld und Wonne,

und es ahndet kein Leid und ihm geschieht kein Leid; denn dunkel weiß es immer seine Sicherheit und seine Mutter, wohin es zurückkommen kann. Wie ganz anders aber, wenn es allein hinausgegangen ist, und wenn es ihm nun einfällt, daß die Mutter fern und daß der Pfad nach Hause unbekannt oder verloren ist! Da ist sogleich Angst und Verwirrung, die Freude und Unschuld ist hin, der Gesang der Vögel wird nicht gehört, die Schönheit der Blumen wird nicht gesehen, in die Gefahren wird gefallen, die es vermeiden will, und verweint und verängstet, mit zerrissenen Kleidern, vielleicht gar von einer Schlange gebissen oder im Bache ertrunken, findet das verlassene ein Wanderer, und trägt das unglückliche Kind oder die Leiche zur Mutter. Gerade so fehlt der Kunst jetzt ihre Mutter, welche nichts anders ist als das ganze volle lebendige Leben. Es ist eben nicht nothwendig, daß die Kunst sich dieses Lebens, als ihres Bodens, immer bewußt sey, aber in einem dunkeln Gefühle und in einer liebenden Anschauung muß sie dieses Leben sich immer so nah sehen, daß sie bei Nöthen und Verirrungen zu demselben zurückfliehen könne. Wir wollen darum nicht weniger alle wackeren Künstler und alle wahrhaftig künstlerisch fühlenden und künstlerisch gesinnten Menschen hoch in Ehren halten als diejenigen, welche so viel zur Freude und Erquickung des Lebens beitragen und mit ihren schimmernden Sonnenflügeln den Staub von dem Leben wehen und köstliche Blüthen statt seiner darauf streuen; aber allen buhlerisch eitlen und prahlerisch lügenhaften Ansichten und Darstellungen des Lebens wollen wir den unversöhnlichsten und bittersten Krieg erklären. Durch

nichts ist mehr Ziererei in die Sitten, Nichtigkeit in die Freude, Eitelkeit in die Liebe und Schwäche in die Karakters der Menschen gekommen, als durch alle die ästhetischen halb wahren und halb unwahren Vorstellungen und Bestrebungen von Dingen und in Dingen, die nicht so schwer zu begreifen sind, wenn man sie auf eine natürliche Weise ansehen und begreifen will. Das Leben ist das Höchste, nemlich nicht ein einzelnes Millionentheilchen oder das Einzelleben, sondern das große ganze Leben. Die Kunst als ein edler und schöner Lebensschatten kann nur ein Spiel vom Leben oder richtiger zum Leben seyn, darum so lieblich und anziehend, weil es dem beschränkten Menschen einen Theil des in seiner Beschränktheit ewig Fliehenden und Wandelnden fest hält und, indem es auch nur den Bruch einer Gestalt zeigt, doch zu allen Gestalten oder zum vollen Leben hinspielt. Aber die Kunst kann nie idealischer seyn, als das Leben in der Idee, und nicht bloß derjenige ist ein Künstler, der auf den Saiten oder mit dem Pinsel oder mit der Rede zaubern kann, sondern der Tugendhafte, der einfältig und fröhlich seine Pflicht thut, der Fromme, der beten und glauben kann, der Held, der für's Vaterland streitet — sie alle sind große Künstler, weil sie ihrer selbst und des Lebens Meister sind. Wann diese letzten Künstler des Lebens da sind, dann finden auch die Künstler der Kunst, wenn ich sie so nennen darf, ihre Stelle. Der Held, der Tugendhafte, der Fromme haben wohl die größte Kunst, denn sie handeln und wirken immer aus der ganzen Fülle des Lebens. Wehe aber beiden Arten Kunst, wann viele sind, die da meinen, der Schein könne auch das Seyn seyn und mit dem

Scheine könne man für das Seyn bezahlen! Dann wird des Menschen That zum Schein und die Kunst, die der Wirklichkeit den Schein und Glanz eines höheren Lebens geben soll, wird ein Schein von Scheinen, eine bunte und gleissende Hexenmeisterin, welche übernatürliche Wirkungen verspricht, weil sie der natürlichen nicht mächtig ist. Wann das Menschengeschlecht auf diesen Punkt gekommen ist, dann sind Wahrheit und Einfalt hin, aus welchen jede große Kunst und Tugend gebohren wird, und Lüge und Zierlichkeit und das ganze schwächliche und prunkende Geschlepp von überirdischen Ansichten und übermenschlichen Empfindungen, worauf eine entartete verlebte und verkünstelte Zeit sich so viel einbildet, hat statt ihrer die Herrschaft auf Erden.

— Ein Volk, in welchem alles mechanische Fertigkeit geworden ist, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben ist, in welchem die sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmlischen Zustandes zurückmahnen, ja zurückspielen ausgeleert sind — ein solches Volk hat die schönste Seite des Daseyns verloren, das, was den irdischen Zustand allein zuweilen noch mit überirdischer Freude bedecken kann: ein solches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück, keine Sehnsucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüsten und Begierden fesselt es ganz, die irdischen und elementarischen Geister, deren Name Stolz, Ehrsucht, Eitelkeit, Habsucht, kurz

deren Name alle Suchten ohne Unterschied sind, treiben es in wilden Leidenschaften umher und schließen das eitle und armselige Leben hier auf Erden schon zu. Wer fühlt hier nicht, von welchen ich auch ohne Namen spreche? Die, welche wir hassen müssen, tragen ihre Zeichen zu hell. Ja hassen müssen wir sie, nicht bloß des Leides und Unrechts wegen, das sie uns gethan haben, sondern deswegen, weil sie so schlecht und böse sind. Hätte dieses unselige und unchristliche Volk die Herrschaft über Europa behauptet, es hätte auch das Christenthum in seinen Grundtrieben zerstört, welche Liebe und Demuth, Hingabe an Gott und an alle heiligen Gefühle und Trauer über die irdische Sündlichkeit und Unvollkommenheit sind. Sie stehen wieder vor uns in der ganzen Satansherrlichkeit der Eitelkeit und des Stolzes; immer noch wollen sie nicht erkennen und bekennen, daß sie viel gefrevelt und gesündigt haben und daß sie nur verdiente Strafen leiden, o noch lange nicht, was sie verdient haben. —

Doch müssen wir hier auf eine große Gefahr der Völker aufmerksam machen, besonders auf eine Gefahr des teutschen Volkes; denn wir und unser schönes Land sind vorzüglich das Ziel ihres unruhigen Ehrgeizes. Es ist möglich, ach! es ist leider wahrscheinlich, daß sie auch diesmal zu gut herauskommen aus dem Aufruhr gegen den europäischen Frieden, daß ihre Schlangenpolitik sich durch die verworrenen und kleinlichen Ansichten der Fremden durchzuwinden wissen

wird, und daß das teutsche Blut wieder umsonst geflossen ist, weil es uns nicht die Sicherheit unserer Gränzen verschafft hat. Sie werden nicht still sitzen, sie werden bald wieder kommen in höllischerer Wuth denn je vorher, weil die Besiegten nun auch noch die Rache stacheln wird. Wie soll das ermattete und verarmte teutsche Volk das durch die vergeblichen Kämpfe mit den Bösen, welche von den Kabinetten immer als die Guten behandelt werden, fast in den letzten Zügen liegt, gegen alle die teuflischen Leidenschaften und Kräfte ausreichen, wodurch jene getragen und fortgeschnellt werden, wenn es nicht ähnliche Leidenschaften und Mittel in Bewegung setzt, wenn es nicht, was man sagt, den Teufel gegen Beelzebub bewaffnet? Und welcher Jammer, wenn wir unser Volk zu eitlen, prahlerischen, lügnerischen, übermüthigen, leichtsinnigen, über alles Recht und alle Zucht wegschreitenden Gesellen machen müßten, um den Franzosen gewachsen zu seyn! Der Krieg kann eine Schule der Tugend seyn, wenn er für die Gerechtigkeit geführt wird; der ewige Krieg und der Haß, der sich zwischen den Völkern durch ihn zur Wuth entzündet, kann diese Schule nicht mehr seyn: die Linie ist zu schmal, von welcher man zu dem Gegentheil hinübergleitet. Doch haben wir die Mittel, dem Uebel zu wehren, wenn von den Regierungen das Rechte geschieht, wenn sie nicht die kleinen soldatischen Moralmittel (das Wort däucht mir hier an seiner Stelle) bloß vorwalten lassen, welche alle auf Ehrgeiz und Schein hinauslaufen, sondern wenn sie Ideen herrschen

lassen, als da sind Gerechtigkeit, Vaterland, Freiheit, Frömmigkeit, Hingebung, durch welche heilige Ideen die teutschen Krieger in den letzten Jahren so siegreich gewesen sind. Wehe aber den Regierungen, die in kleinlicher Herzensbangigkeit sich dem Großen und Göttlichen weigern! sie verderben und verwildern ihr Volk. Das teutsche Volk hat noch Liebe und Demuth und Glauben, aber alles kann endlich erschöpft werden durch Unglück und Schlechtigkeit. Wenn wir diese Triebe aber vorheben, wenn wir ihm den Krieg für das Vaterland, was er ist, zu einem heiligen frommen Kriege machen, zu einem Kreuzzuge, worin der Krieger beten und dulden und glauben soll, wenn wir den Haß gegen das böse Volk, das nur zu bald wieder in Reih und Glied gegen uns stehen wird, in einen Haß gegen das Böse überhaupt verwandeln, das ja auf Erden vertilgt werden soll, dann wird durch diese Kriege das Beste und Schönste, was in unserm Volke lebt, nicht beschädigt werden, und die Franzosen werden vor unserem höheren und reineren Geiste so versinken, daß alle Künste der Hölle sie vor dem Verderben nicht schützen werden. Wehe uns aber, wenn wir dahin kommen könnten, daß wir Lüge gegen Lüge, Eitelkeit gegen Eitelkeit und Uebermuth gegen Uebermuth aufböten!

Druckfehler.

Im zweiten Hef

Seite Zeile

211 — 5 statt Wesel lies Basel.

Im dritten Hefte

249 — 14 statt auch l. mich.

287 — 27 statt andere l. anderen.

XVII.

Ueber den teutschen Studentenstaat.

Frei will ich seyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein.
Göthe.

Zu den folgenden leichten Worten hat der Brief eines jungen in H. studierenden Freundes, der aus dem regen Leben dieser großen Zeit gebohren ist, die Veranlassung gegeben. Da er also gleichsam der Vorklang derselben ist, so lasse ich, mit Ausschliessung des Ausserwesentlichen und Nichthiehergehörigen, ihn hier abdrucken, und die Betrachtungen, die sich aus ihm und über ihn ergeben haben, in ihrer natürlichen Reihe nachfolgen.

H. den 24. Mai 1815.

Es drängt mich, zu Ihnen zu sprechen, im Vertrauen, daß Sie mit Liebe aufnehmen werden, was aus der Liebe eines gemeinsamen Vaterlandes entsprungen ist. Es wird an Kraft und Einsicht gebrechen, aber es ist doch etwas werth, Großes zu wollen und hinaufzustreben. Darum erscheine ich denn heute als Organ derer vor Ihnen, die auch Besseres wollen und Sie um Ihren Beistand zur Erreichung des Zweckes durch mich bitten.

Alle, die es treu und redlich mit Ihrem teutschen Volke meinen, hoffen endlich auf eine glückliche Erneuung, ja auf eine Vereinigung desselben zu einem großen Ganzen. Diese Hoffnung belebt auch den besseren Theil der Studierenden in Teutschland, auch sie mögten ihr Scherflein, daß alles zum Besten sich wende, beitragen. Sie halten sich von der Nothwendigkeit überzeugt, (ob irrig oder mit Recht, mögen Sie entscheiden) es müssen auch auf der Universität alle Spaltungen in Landsmannschaften, (sogenannte Korps) die allem freien eigenen Geist Hohn sprechen, ganz verschwinden. Sie fühlen das Bedürfniß einer dem gewaltigen Geiste, der im Volke sich regt, gemässen Norm oder Form, (Comment) welche Freiheits- und Vaterlandsliebe und Streben zur höheren geistigen Ausbildung als erste und wichtigste Pflichten des Studierenden vorschreibt, die so beschaffen, daß sie alle Universitäten als ächt-volksthümliche und mächtig in den Volksgeist eingreifende Bildungsanstalten karakterisirt und gestattet. Sie fühlen aber auch lebhaft, daß sie einen solchen Entwurf einer Verfassung, die für alle teutsche Universitäten gelten muß und nur nach örtlichen Verhältnissen Abänderungen leiden darf, nur von reifen Männern erwarten können, in denen sich der Volksgeist, wie er seyn soll, gleichsam abspiegelt, und die das Bild

der Zeiten in einer längeren Reihe erblicken, als unerfahrne Jünglinge es können; und sie kennen endlich mit Demuth und Bescheidenheit, daß keiner aus ihrer Mitte fähig seyn wird, eine so großartige, folgenreiche, aber auch schwierige Aufgabe zu lösen, weil dazu tiefes Studium des Volksgeistes, große Umsicht und Duldsamkeit gehören mag, um von einem hohen philosophischen Standpunkte aus das Ganze als etwas Höchstwichtiges für volksthümliche Bildung zu entwerfen. Wir wenden uns also ꝛc. — — wir hoffen, daß Sie uns befreien werden von der Last erbärmlicher Kleinigkeitskrämerei, von dem Wust von Spielereien und Thorheiten und von gränzenloser Rohheit. Sie werden so den verblendeten Schwächlingen und Jungfernknechten nothwendige Kenntniß geben von dem Ziele unsers Hoffens und Strebens. Denn solange keine bessere Form den engen schwachen Geist zur Freiheit, Selbstständigkeit und Anständigkeit zu erheben sucht, ist auch noch leider für uns die alte Zeit da, es ist ein Leben ohne Leben.

Wie Sie mit dem Ausdruck dieser, ich darf es sagen, alle Besseren belebenden Wünsche und Hoffnungen auch sonst zufrieden seyn mögen, das Streben nach Tüchtigkeit werden Sie nicht verkennen darin; auch werden Sie davon auf unsern Ernst in der Ausführung und Befolgung dessen, was Sie uns vielleicht schaffen, schließen können u. s. w.

Wenige Wochen, nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, traf ich zufällig den wackeren und biederen Jüngling, der ihn geschrieben hat, und redete das Kapitel, wovon der Brief handelt, weitläuftig mit ihm ab, ohne daß wir eben zu einem bestimmten Schlusse kommen konnten. Doch zu dem Schlusse, erinnert es mich, kamen wir, daß es unmöglich sey, den teutschen Studenten eine geschriebene feste und verfaßte Verfassung zu geben, die für alle gültig und an den meisten Orten anwendbar wäre. Ja auch das weiß ich, daß er mir, weil ich mich auf bekannte Erfahrungen stützte, endlich zugeben mußte, es sey besser, das teutsche Studentenleben in seiner ganz eigenthümlichen Art, wie es nun schon so manche Jahrhunderte im ewigen Schwanken vom Schlechten zum Besseren, und umgekehrt, bestanden hat, walten und gewähren zu lassen, als durch unausführbare Versuche, etwas Vollkommenes machen zu wollen, den Bienenschwarm aufzurühren, der, jemehr man ihn zähmen will, desto wilder braust und sticht. Ich machte meinen jungen Freund besonders aufmerksam darauf, daß alle Versuche, die Misbräuche und Auswüchse des teutschen Studentenwesens durch bestimmte Gesetze und Verfassungen wegzunehmen, bisher nie geglückt sind, und daß man hier, wie bei vielen teutschen Dingen, immer mehr von der Sitte als von dem Gesetze hat hoffen dürfen. Wir kamen dabei auf allerlei nach unserer Art tiefsinnige Betrachtungen und Untersuchungen über die Weise und das Gemüth des teutschen Volks und über das, was der teutsche Mensch seine Freiheit nennt und als

seine Freiheit liebe; und ich meinte, daß man die Wildheiten und Rohheiten der sogenannten Studentenfreiheit allerdings wohl vertilgen könnte, aber nur so, wie jener ein sicheres Mittel gegen das Zahnweh angab, der da rieth, den ganzen Kopf durch Einen Schlag mit der Axt zu zerschmettern, so werden auch die Zähne schweigen: also nur durch den Todtschlag der Freiheit überhaupt könne das, worüber oft mit Recht, öfter mit Unrecht, geklagt wird, nur weggeräumt werden. Da däuchte uns denn doch die Heilart ärger als das Uebel. Auch fanden wir noch etwas Anderes in dieser Erscheinung des teutschen Studentenlebens, das uns gewissermaßen ein Gegenbild oder vielmehr Abbild des politischen Lebens des Volkes gab und das uns nicht allein aus zufälliger Rohheit und Unbildung, sondern recht tiefst aus dem ganzen Wesen unseres Volkes, wie es nun ist, gebohren schien.

Wie dem auch sey und wie wir es, durch schöne Erinnerungen der fröhlichsten Zeit bestochen, vielleicht mit etwas zu nachsichtigen Augen ansehen, das teutsche Studentenwesen, ich mögte sagen der teutsche Studentenstaat, steht als etwas, das seines Gleichen nicht hat, als etwas Einziges und durchaus Eigenthümliches da und ist in seiner kleinen Anarchie mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen ein ächtes Bild der großen teutschen Anarchie, die seit dem Ausgange der Hohenstaufen nun in die 560 Jahre bestanden hat. Etwas Aehnliches als diese teutsche Studentenart und Studentenfreiheit haben andere Länder früher auch wohl gehabt, aber sie hat-

ten nie diese ganze germanische Fülle und Mannigfaltigkeit, noch haben sie dieselben durch allen Wechsel der Jahrhunderte und durch allen Fortschritt oder Rückschritt der Bildung erhalten können, wie sie sich in Teutschland behauptet haben — Im Mittelalter war der Spanier nicht frei weder in Herrschaft noch Entwickelung; er schlug sich mit den muhamedanischen Moren um das Daseyn und lernte von dem Kunstreicheren und Gebildeteren Wissenschaften und Künste. Als die Zeit kam, wo er in eigener Freiheit und Herrschaft sich selbst wieder mehr nach seiner germanischen Natur hätte zeigen und entwickeln können, da kamen auch Inquisition und Jesuiten und ein stolzer aus dem eigenen Volkskern freudig und unabhängig aufspriessender und aufstrebender spanischer Student konnte nicht mehr werden — In Italien war auf den Universitäten von dem zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert ein lebendiges und freies Leben; nach den Schilderungen, die man uns davon hinterlassen hat, kommt es einem oft fast teutsch vor. Dies war aber auch deswegen sehr begreiflich, weil die teutsche Zunge auf denselben, besonders auf den norditalischen von Padua und Bologna, wohl gewöhnlich die zahlreichste war — Der Franzose, ein Mittelding von einem Chinesen und Juden mit vorherrschender Anlage zu mechanischer Einförmigkeit und formaler Gesetzlichkeit, hat auch hier nie etwas von der teutschen Art noch weniger von der freien teutschen Wildheit gehabt. Er beginnt als ein zierlicher Schüler und endigt als ein solcher, von Anfang schon mit einem kleinen Stich der Mei-

sterschaft; denn er weiß sogleich, was er wissen will und wie er leben soll. Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Bösen mit der germanischen Weiblichkeit nie viel gemein gehabt — Der Engländer hatte schon im Mittelalter beides im Weltlichen und Geistlichen eine mächtige politische Einheit, die ihm und seinen Einrichtungen einen eigenthümlichen und strengen Karakter aufdrückte und alles in gemessener Zucht und Ordnung hielt. Die Art, wie unter den Regierungen Heinrichs des Achten und seiner Tochter Elisabeth die Reformation der Kirche dort gemacht ward, ließ von den zufälligen Aeusserlichkeiten der alten Kirche weit mehr bestehen, als in den protestantischen Ländern Teutschlands geschehen war. Dies geschah auch bei den Anstalten des Unterrichts. Die englischen Gymnasien und Universitäten haben in so vielen Hinsichten eine fast mönchische Einrichtung und Gestalt und die Freiheit des Studenten ist dort weit mehr durch Gesetze gebunden, zum Theil fast schülermässig gebunden, als bei uns. Er würde aber auch bei grösserer Freiheit wohl nicht so wild brausen, als bei uns, weil das Volk schon klimatisch viel geschlossener und ernster und gemessener seyn muß, als wir — Was von den Engländern gilt, gilt in letzterer Beziehung eben so, und fast noch mehr, von den Holländern. Sie sind freilich ein ganz germanischer Stamm, aber sie haben in einem engen und mit vielen klimatischen Eigenthümlichkeiten abgesonderten Lande, kurz auf einer Erde und unter einem Himmel, die man, um sie von allen andern zu unterscheiden, holländisch nennen mögte, sich von

seher auf eine eigene und von dem übrigen Teutschlande sehr verschiedene Weise, beides äusserlich und innerlich gestalten müssen, und haben sich in den letzten Jahrhunderten, wo sie vom Reiche getrennt gewesen, noch mehr in sich selbst zurückgezogen und verholländert. Wie ihr Leben ernst, fest und bedächtig und doch dabei froh und genußreich ist, so ist es auch ihr Studententhum, wie Einzelne mir erzählt haben: aber das weite germanische Leben muß fehlen, weil der weite germanische Kreis fehlt: die holländischen Universitäten müssen seyn, wie z. B. die sächsischen oder hessischen seyn würden, wenn seit Jahrhunderten keine andere Lehrer und Studenten da gewesen wären, als sächsische oder hessische. — Die Schweden und Dänen haben noch das Meiste von einem teutschen Studenten, wenigstens kann ihre Jugend leichter in die teutsche Art eingehen, als die englische oder gar die südeuropäische. Doch ist ihre Freiheit viel gebundener und ihre Art viel ruhiger, als die teutsche. Die schwedischen Studenten waren seit der Throngelangung der Wasafamilie und der Reformation ganz den teutschen gleich, und sie hatten bei den häufigen Reisen und Studien, welche die schwedische Jugend in Teutschland machte, alles auf teutschem Fuß bei sich eingerichtet; dazu kam endlich noch der teutsche Herrscherstamm der Pfalzgrafen bei'm Rhein. Aber gegen den Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts haben strenge Gesetze die sogenannte studentische Wildheit beschränkt, und Zweikämpfe und manches Andere, was ein teutscher Student unter seine Herrlichkeiten rechnet, ist dort fast was Unerhörtes. Das ist

überhaupt eine eigene Erscheinung, daß in Teutschland vieles unbeweglich stehen geblieben ist, während das geistige Leben nie gestockt hat; in andern Ländern aber bewegte sich das Politische in frischem Leben fort, und die Einrichtungen geistiger Bildung blieben oft ganz unbeweglich stehen, wie sie vor zwei Jahrhunderten gewesen waren. Teutschland ist überhaupt in unendlichen Beziehungen ein solches Urland reichster Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, daß viele Erscheinungen, die in andern Ländern Europa's einzeln aufgehen, in dieser großen Mitte desselben, die zugleich so vieler Völker Wiege war, ihre Aehnlichkeit oder gar ihre Erklärung finden; so wie hier auch häufig Verschiedenheiten neben einander stehen und bestehen, die man nirgendwo sonst so sieht — Die Polen und Ungern sind, wegen der Nachbarschaft und weil sie früher wenigstens zu uns zum Lernen zogen und von uns die Lehrer bekamen, in Hinsicht ihrer Universitäten und des Studentenlebens uns etwas ähnlich; eine eigene Art aus ihnen selbst haben sie nicht erschaffen.

Ich will, damit wir endlich über die gewiß lobenswürdige Absicht der Jünglinge, die mich um Rath gefragt haben, und über die Mittel, wie den Uebeln der Studentenfreiheit zu begegnen sey, ein wenig auf das Klare kommen, einen Blick auf das wirkliche Leben werfen, welches ich zu meiner Zeit als Student gehabt habe und andere habe leben sehen und noch jetzt leben sehe. So, hoffe ich, werden wir auch dem mehr Innerlichen und Verborgenen, was diesem Leben zum Grunde liegt, ein wenig auf die Spur kommen

und das Ganze wenigstens als Erscheinung, wohinein ein jeder sein Leben stellt, besser übersehen können.

Das Wort akademische Freiheit ist nicht erst aus den Zeiten der studentischen Ausgelassenheit und Verwilderung, wie einige im unzeitigen Eifer etwa die letzten hundertfünfzig Jahre zu nennen belieben; es ist uralt, wenigstens gewiß nicht jünger, als die älteste teutsche Universität. Auch ist die Sache nicht jünger. Darüber haben wir Belege genug in manchen Kroniken des Mittelalters, und, wenn wir in jüngere Zeit hinaufsteigen wollen, in Ulrichs von Hutten und seiner Zeitgenossen lebendigen Schilderungen des Gelehrtenwesens und Studentenlebens ihrer Tage. Es hat vor sechszig und fünfzig Jahren in Halle, Jena und Marburg gewiß nicht üppiger und wilder hergehen können, als diese uns das Bild der teutschen und italischen Universitäten der damaligen Zeit vor Augen stellen. Im Mittelalter, wo alles sich zu abgeschlossenen Gesellschaften und Genossenschaften bildete, wo alles sich einigte und zünftete, bildeten die Gelehrten auf den Universitäten eine große und hochverehrte Genossenschaft, eine majestätische Innung, zu welcher zu gehören Fürsten und Herrscher für eine hohe Ehre achteten. Wer, von den engeren und strengeren Banden der Schule erlöst, als freier Gesell in diese Innung trat und lernbegierig den Verein der erhabenen Meister begrüßte, dem waren sogleich die Vorzüge eines freien und ritterlichen Mannes beigelegt: er stand nur unter dem Freigericht seiner Innung und hatte mit allen freien und achtbaren Männern

den Gebrauch der Waffen zu Schutz und Trutz gemein. Wissenschaften und Künste wurden damals bei unsern Vätern an ihnen selbst so adelich gehalten, daß der Jüngling der niedrigsten Geburt durch sie flugs neben den Sohn des Edelsten und Freiesten gestellt ward. Diese herrliche Adlichkeit und dieses hohe Ritterthum währte, so lange jenes Zeitalter, worin sie entstanden waren, in Begeisterung blühete, bis auf die Zeit der Reformation. Nachher hat sich alles mehr zerspaltet und vereinzelt und in seiner Einzelheit abgelebt: es sind drei Jahrhunderte nur Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht zu dem Zeitalter, an dessen Eingange wir jetzt stehen. Die Weiblichkeit und Muthigkeit, die eigentliche Ritterschaft des Lebens, ist in allen Ländern seitdem mehr und mehr zerfallen und untergegangen; doch hat wohl der Teutsche am meisten davon gerettet. Dies klingt sonderbar, und ist doch wahr. Im bürgerlichen und politischen Leben war er nebst dem einst so freien und kunstreichen Italiäner am tiefsten gesunken; im poetischen und menschlichen Leben ist er vielleicht von allen am höchsten stehen geblieben: er hat darum auch den edlen Studentenstaat, das freie akademische Ritterthum, am längsten behauptet, und übertrifft, wie wir eben sahen, alle andere Europäer an dieser Herrlichkeit.

Ich nenne es Herrlichkeit mit dem klarsten Bewußtseyn und mit dem vollesten Gefühle dessen, was ich sage. Selbst der kleine Rest dessen, was vormals war, als eine kühnere und schönere Zeit, als die jüngstvergangene war, im

Blüthe stand, ist so herrlich, daß wir dadurch schon die Hoffnung einer Zukunft haben, die vielen unserer Nachbarn fehlt. Der akademische Staat des Mittelalters war und der teutsche akademische Staat ist noch in den letzten Jahrhunderten immer einer ganz eigenen Natur gewesen, die ich eine poetische Natur nennen mögte. Die Universitas als eine Idee war, so wie die abendländische Kirche als eine Idee, und wie der Zweikampf und die Vehme als eine höhere Idee, offenbar die Geburt nicht des Christenthums überhaupt, sondern die Geburt germanischer Christen. Wir müssen, je tiefer die große Zeit, an deren Schwelle wir leben, uns in die Quellen und Gründe der Geschichte unseres Volkes und seiner hehren Vorzeit zurückblicken heißt, täglich mehr erstaunen und anbeten vor dem Angebohrnen und Ursprünglichen, das von Anbeginn noch in den Teutschen war, vor jener Unschuld und Einfalt, die ohne Klägelei die Dinge fast wie durch Gott in ihrem abgründlichen Seyn und Verhältnisse erkannte, und die so vieles auf das weiseste geschaffen und eingerichtet hat, wovon sie selbst nie etwas wußte. Auch die Universitas stand da als eine solche Schöpfung, auf der einen Seite fest an die Kirche und an den Staat gebunden, (wie sie denn in ihren Anfängen wirklich ein kleiner Abdruck beide des Staates und der Kirche heissen konnte) auf der andern frei und ungemessen wie ein Reich, worin die kühnsten Geister die Flügel schwingen sollten. Diese eine Seite dieses geistigen Reiches ist gottlob trotz alles Geschreis und aller Warnungen dagegen in Teutschland immer noch ungeschlossen geblieben. Wir

fragen einen Augenblick nach dem weisen Instinkte, der die Väter wohl leiten mogte, bei welchen zuerst die große Idee einer Universität aufstieg.

Beschränkt und umschlossen war der Staat auch im Mittelalter, ernst und streng war das Gesetz, das ihn zusammenhielt, desto ernster und strenger, je wilder und gewaltiger die noch nicht abgelebten und gebrochenen Triebe und Leidenschaften der damaligen Menschen waren. Die verschiedenen Genossenschaften, Gesellschaften, Gaffeln, Zünfte und Innungen, deren damals so mancherlei und in so mancherlei Abstufungen gefunden wurden, hatten freilich vielerlei Vorrechte, Scherze und Freiheiten, aber sie waren in unendlich vielen Beziehungen wieder auf das strengste, ja oft auf das knechtischeste gebunden, und mußten gebunden seyn, weil sie auf so vielfache Weise recht eigentlich in das leibliche Leben des Staates mit eingriffen, ja mit demselben meist auf das innigste verflochten waren. Die Hierarchie oder das Priesterthum im weiteren Sinne stand und steht freilich hoch über dem gemeinen Leben und über den Bedürfnissen und Leidenschaften desselben, aber als Gesellschaft von Priestern, welche der armen und mühseligen irdischen Menge die himmlischen Güter austheilen und vermitteln sollte, berührte sie das Irdische und Leibliche der Erde und den irdischen und leiblichen Theil des Staates sehr nah. Sie mußte also in dieser Hinsicht schon sehr gebunden seyn. Viel gebundener und in sich selbst abgeschlossener und fast gar keine Schwingungen aus ihrem Kreise in die ungemessene Weite hinaus erlaubend

mußte sie seyn, als eine Gesellschaft der Heiligen und Reinen, die der Idee nach aus Erprobten und Bewährten bestehen soll und keine Scherze und Spiele der Lust und der Kühnheit mehr erlaubt. Die Einzelnen in ihr werden gedacht als unaufhörlich fortstrebend zu höherer Klarheit und Geistigkeit; sie selbst aber muß äusserlich als eine solche dem Volke erscheinen, die da nicht mehr sucht, sondern die da schon gefunden hat, die die Gränzen der Erde und die Gränzen des Himmels, welche sie eben vermitteln soll, genau abgemarkt vor ihren heiteren Blicken liegen sieht, und die also keinem Schwanken mehr ausgesetzt seyn kann. Bei ihr also, die sich selbst als Ganzes immer fertig denken und sich dem Volke als fertig und selbstbewußt darstellen muß, kann von Freiheit kaum geredet werden in dem Sinne, wie wir eben davon gesprochen haben; ihr Wesen und ihre Erscheinung müssen Stätigkeit und Nothwendigkeit seyn. Weil sie Kämpfe schlichten soll, kann in ihr kein Kampf seyn; sie soll trösten und beruhigen, nicht aber erregen und reitzen; sie soll von dem Irdischen befreien, damit wir sanft und freundlich in den Himmel kommen, sie kann also kaum hie und da einen Schatten jener Ungebundenheit und Ungemessenheit, die man wenigstens dunkel unter dem Worte Freiheit immer mitversteht, in sich schliessen. — Aber in ganz anderen und ihr allein eigenen Verhältnissen stand die akademische Gesellschaft da beides zu sich selbst und zu dem Staate. Sie hatte, wie fast alle übrige Genossenschaften und Innungen, wenig mit dem Leiblichen zu thun; sie hatte auch nicht, wie die höchste

Gesellschaft auf Erden, die Hierarchie, eine bestimmte Beziehung auf den Staat, nämlich die Mittlerschaft zwischen dem Himmlischen und Irdischen; ihr Gebiet war das Gebiet des Geistes in seinem weitesten Umfange: so weit das Leben reicht in allen seinen Tiefen und Höhen, mit allen seinen Kräften und Trieben, kurz in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Geistes und Muthes hinein reichte ihr Gebiet. Und das war recht eigentlich der Karakter dieser Gesellschaft, daß sie, für alle höchste Bestimmungen sich rüstend und bereitend, noch gar keine Bestimmung hatte, sondern auf den übermüthigsten Flügeln des Geistes sich nach Gefallen durch das unermeßliche Gebiet des Lebens und Wissens hintummelte. Diese akademische Gesellschaft oder Universität war ein rechtes Allerweltskind, das in sehr losen und leisen Beziehungen zum Staate stand und seiner Natur nach in dem Leiblichen und Irdischen nicht fest wurzeln sollte; Luft und Licht sollte ihr Gebiet, Luft und Licht sollte ihre Nahrung seyn, die Geister sollten ihre Gespielen seyn; sie sollte einem Baume gleich seyn, dessen Zweige viel höher nach oben gehen, als seine Wurzeln zur Tiefe hinab dringen, der mehr von dem Aether, als von der Erde lebt; ihr einziger Zweck sollte seyn, keinen Zweck zu haben sondern alles Leben und allen Geist selbst, ohne einen Rückblick auf den Nutzen und auf das Bedürfniß, für den höchsten Zweck zu halten. Sie sollte also, wenn wir diese verschiedenen Strahlen ihres Wesens zu Einem Bunde zusammenfassen, eine Gesellschaft über und ausser allen Nöthen und Bedürfnissen der übrigen Gesellschaften,

seyn, eine edle und königliche und ritterliche Genossenschaft, die erst mit allen Adlern durch die Lüfte flöge und alle Himmel und Sterne erkundete und sich droben mit Muth und Geist und Feuer füllete, damit ihre Genossen einst später, aus ihrer stolzen Gemeinschaft entlassen, mit den Lerchen über die Furchen streichen und das kleinere und bedürftigere Leben der Erde desto kräftiger und würdiger verwalten könnten. Die Universität also war gleichsam eine Vorspielerin und Vorbereiterin zu allem, eine geistige Fechtschule der edelsten Uebungen, die aber im Leben noch keinen Krieg und Kampf hatte und die bei diesen Uebungen allein die Lust und die Freude als Sporn und Zweck kannte und noch auf keinen künftigen Gebrauch und Nutzen hinsah. Als diese freieste Gesellschaft, ja als eine fast reingeistige und idealische Gesellschaft, bedurfte sie so strenger Verfassung und so bindender Gesetze nicht, als die Gesellschaften, welche entweder recht eigentlich in dem Irdischen standen und durch das Irdische bestanden, oder deren Zweck und Wirksamkeit, wie groß und hehr sie immer seyn mogten, doch durch irdische Verhältnisse und menschliche Bedürftigkeit begränzt und bestimmt werden mußten, wie dies z. B. mit der Hierarchie der Fall war. Auch zwei Rücksichten, die man bei dieser Betrachtung nicht vergessen darf, haben die Gesetzgeber der Universität gewiß, wenn auch durch ein dunkles Gefühl, geleitet: Rücksichten beide auf die Meister und auf die Lehrlinge und Gesellen. Die Meister der Gesellschaft, vermöge ihres Geschäftes und ihrer Wissenschaft kaum mit Einem Fuße im

dem Leben stehend und durch strenge und ernste Studien in ihnen selbst verschlossen und abgeschlossen, hatten mit dem Streite und dem Getümmel desselben wenig zu thun; ihre Gesetzgebung hatte also auf die gemeinen Händel und Bedürfnisse unsers Menschthums kaum hinzublicken. Die Gesellen und Lehrlinge bildeten unter ihnen und neben ihnen eine Genossenschaft, die sie auf der einen Seite innigst berührte, die aber auf der andern Seite auf das ungemessenste und übermüthigste in alles Leben hinausbrausete. Da diese Gesellen und Lehrlinge aber durchaus in der ersten Jugendblüthe waren, welcher man Manches zu Gute halten muß in dem Vorgefühle, wie fest das Bürgerleben sie späterhin oft binden wird und wie sehr sie also bedarf die Flügelkraft der Freiheit und des Muthes zu stärken, damit sie nicht nachher, wo sie lustig und muthig fliegen soll, matt und knechtisch krieche; und da diese Jugendblüthe viel mehr, als die späteren Jahre, der Art ist, daß ihre Ungesetzlichkeit und Unregelmässigkeit, ja sogar das, was einige schon ihre Laster nennen, viel größere Unschuld in sich trägt, als das männliche Alter; da sie auch vermöge der akademischen Grundidee mit der Leiblichkeit und Bedürftigkeit des Lebens, worüber auf den Jahrmärkten und Landstraßen des Lebens die meisten Händel entstehen, wenig zu thun hatte, sondern auf alles das gerichtet war, was darüber hinaus liegt, so war damit schon der Stoff zu vielen Uebertretungen abgeschnitten, welchen alle andere bürgerliche Gesellschaften ausgesetzt sind — es bedurfte also bei weitem

nicht so vieler hemmenden und verbietenden Strafgesetze, als bei den meisten andern Klassen des Staates. Wenn gleich auch in diese Gemeinschaft, die ihrem Wesen nach eine geistige und fast überirdische Gemeinschaft seyn sollte, manches Rohe und Ungeistige, auch solches, was nur an der Schwere des Erdklosses klebte und nichts weiter als einmal die gemeinen Früchte desselben zu kosten strebte und begehrte, mit hineinkam, so waren doch die meisten Jünglinge über das unterste Elend und den niedrigsten Schmutz des Menschthums hinausgehoben und hinausgebildet — und auch in der Hinsicht konnte man sie freier lassen, als die meisten übrigen Klassen. Nicht die gröbsten und rohesten Verbrechen der plumpen und dicken Sinnlichkeit waren bei diesen so sehr zu fürchten, als Vergehen geistigen Uebermuthes, sinnlicher Uppigkeit und jugendlicher Freudigkeit. Wie weit also der Jugend, besonders einer in die geistige Unendlichkeit des Lebens und der Idee hineinstrebenden Jugend zu verzeihen und ihnen die Bahn von Schranken frei zu lassen war, ist in Zeiten schöner Freiheit gefühlt worden, und so ist der Name akademische Freiheit von Geschlecht zu Geschlecht den Enkeln überliefert.

Ich könnte eine Lobrede schreiben auf diese akademische Freiheit, ja meine Worte könnten ein Hymnus werden und sich mit der brausenden Gewalt eines begeisterten Hymnus fortrollen, wenn ich an sie denke. Wie tief diese akademische Freiheit herabgesetzt ist von einigen, wie sehr sie in ihr den Sumpf und Pfuhl aller Laster und alles Verderbnis

gesehen und gefunden haben, so hoch halten sie andere gestellt und geschätzt; und ich muß nach meiner Erfahrung und nach meiner innigsten Ueberzeugung bekennen, daß ich zu diesen letzten gehöre. Das Heidenthum hatte gewiß einst einen lieblichen und idealischen Jugendtraum. Wie dieser frühestens am Indus und Ganges und an den Ufern des Oxus und Araxes geträumt worden ist, das wissen wir nicht, sondern können wir nur ahnden nach den dunkeln Spuren, welche die Geschichte uns von jener frühesten Zeit gewiesen hat. Selbst wie die Hellenen ihn geträumt haben in dem Alter ihrer Herrlichkeit, können wir wohl merken aus ihren Thaten und Werken, aber nicht nachleben und nachempfinden und nachträumen, so daß dieser Traum ein volles lebendiges Leben würde. Denn sie waren Heiden, und wir sind Christen, und ungeheure Klüfte der Zeiten und noch ungeheurere Klüfte der Empfindungen und Gedanken liegen zwischen ihnen und zwischen uns. Das aber wissen wir, daß die Blüthe ihrer Freiheit und ihres mächtigen und idealischen Jugendlebens kurz war und höchstens von zwei Jahrhunderten umschlossen; und doch auch in ihrer besten und schönsten Zeit haben sehr wenige von ihnen die beinahe göttergleiche Herrlichkeit und Freiheit genossen, welche denen, die sie kennen, d. h. die sie an ihnen selbst und in ihnen selbst erkannt haben, akademische Freiheit heißt: die lieblichste und köstlichste Blume des germanischen Geistes und des germanischen Christenthums. Diese Herrlichkeit, die

wir nie genug preisen können, ist jezt an die sechshundert Jahre alt, und wir wünschen, daß die Teutschen nimmer ihres Alters Gränzen erblicken. Nichts beurkundet mehr den frischen und hohen Sinn des Volkes, das Geistige und Dichterische seiner Uranlagen, die tiefe Ehrfurcht vor der Freiheit und Ungebundenheit der himmlischen und überirdischen Kräfte und des himmlischen und überirdischen Lebens, als daß dieser freieste Staat in einem Staate, aus welchem seit Jahrhunderten fast alles stolze und politische Leben verschwunden war, mitten im Getümmel und Wechsel der Zeiten hat bestehen können. Es ist diese große Erscheinung auch ein großes Zeichen für unsre künftige politische Erneuung; denn ein Volk, bei welchem solche Freiheit sich behaupten kann, als die akademische Freiheit der Teutschen ist, hat bei aller seiner scheinbaren Zerfallenheit und Auflösung noch so viele Urkeime und Urkräfte des Lebens in sich, daß es immer wieder Neues und Lebendiges aus sich heraus schaffen und bilden kann. Ja wer dieses höchste und freieste Leben von vier bis fünf der freudigsten Jahre je gefühlt hat, wer nicht durch eine jämmerliche Erziehung verkrüppelt und verknechtet, wie ein anderer bürgerlicher Ochs oder ein anderes bürgerliches Maulthier, bei seinen Studien sogleich nach der Haberkiste und dem Mehlsacke des künftigen bedürftigen und engen Lebens sah, wer wirklich ein Student gewesen ist, wie sollte er ein Land nicht segnen und ein Volk nicht preisen, das ihm so lange ein Leben erlaubt hat, wie es bei den Griechen einst auf dem Ida und Olympus

von den Göttern geträumt ist, ein Leben poetischer Freiheit und Gleichheit, ein selbstgenügendes und selbstherrschendes Leben ohne Zwang und ohne Sünde, wo die unermeßliche Weite der Geisterwelt geöffnet ist, und wo die Leiberwelt, die Welt der Menschen und der Bürger, nicht vor jede übermüthige Lust und jede jugendliche Kühnheit einen Schlagbaum mit Wächtern stellt, die mit Stöcken und mit Spießen zur gemeinen Ordnung und gemeinen Tugend treiben? wie sollte er nicht sagen, ja wie sollte er nicht singen, daß Hesperien und Iberien und das alte nun seiner Götter und Künste beraubte Hellas wohl die Bäume der goldenen Aepfel zeugen und von den milden Lüften wehen, welche die Nymphen und Musen zu Liedern und Reigen laden, wohl die Quellen und Hügel noch zeigen, um welche in schöneren Tagen die himmlischen Götter sich schwärmend geglaubt wurden, daß aber durch Germaniens grüne Eichen jetzt die einzige höchste Freiheitsluft wehet und daß von ihren Zweigen allein Kränze gebrochen werden dürfen, welche die Freiesten und Glücklichsten tragen mögen? Wer diese höchste Zeit des Daseyns, diese teutsche Studentenzeit, durchlebt und durchgespielt und durchgefühlt hat, wer in ihr gleichsam alle Schatten eines dämmernden Vorlebens und alle Masken einer beschränkteren und mühevolleren Zukunft in verkleideten Scherzen und muthwilligen Parodien durchgemacht hat, der nimmt in das ärmere Bürgerleben, dem er nachher heimfällt und dem er seinen gebührlichen Zins abtragen muß, einen solchen Reichthum von Anschauungen und Fantasien

hinüber, die ihn nie ganz zu einer chinesischen Puppe und zu einem hohlen und zierlichen Lückenbüsser und Rückenbücker der Vorzimmer werden lassen. Ich meine nicht bloß die Vorzimmer, in welchen auf Fürsten und Minister gewartet wird; es giebt viel schlimmere Vorzimmer, wo die menschliche Geduld weit ärger zerarbeitet wird: auch der Krämer hat seine, ja der Nachtwächter ist nicht ohne sie, so wie das bürgerliche Leben in seinen Verhältnissen steht und stehen muß. Ist es nicht diese göttliche Freiheit, diese höchste Freiheit, deren Nektar allein der Student einige Jahre in ganzer Fülle kostet, diese akademische Herrlichkeit, deren Duft und Hauch nachher nimmer ganz verfliegt? die in dem Gemeinen und Bedürftigen des Lebens tröstet und über das Gemeine und Bedürftige, dessen es hier unten so viel hat, erhebt? ist es nicht diese akademische Freiheit, die uns mitten unter Mühen und Sorgen in dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre noch so oft den seligen Traum vorgaukelt: Das Leben sey ja nur ein Ding, das sich gestalten müße, wie wir es anschauen, das dienen müße, wie wir herrschen wollen? von uns hange es ja ab, von uns und von nichts Anderem, die unsterbliche Jugend zu bewahren und in unverwelklicher Unschuld die Freude immer wie eine blühende Braut zu bewahren und den fröhlichen Muth wie den rechten Bahnmacher und Herold des Lebens voranfliegen zu lassen? ist diese akademische Freiheit, dieses ach! zu vergängliche und flüchtige Götterspiel weniger Jahre, es nicht, welche den teutschen Mann bei aller [illegible] und [illegible]

nerlichkeit der politischen Gestalt seines Vaterlandes in so vielen Hinsichten doch zu einem freieren und selbstständigeren Mann macht, als die Männer der meisten übrigen Länder Europa's sind? Also ich preise dich, bräutlichstes und blühendstes Bild meiner Jugend, und Tausende meiner Brüder preisen dich mit mir, die deine Schöne geschaut und erkannt haben, ich preise dich, und will dich und dein göttliches Leben nicht beschränkt haben, wenn auch ein paar Ruchlosigkeiten weniger gehört und einige Lebensknäuel um ein paar Jahrzehende weiter hinaus gerückt würden. Das Daseyn hienieden ist keine mönchische Bußanstalt und soll es nicht seyn; es ist eine Pilgerschaft der Kraft und der Tugend, wodurch zu dem Höchsten hinaufgestrebt wird durch Arbeit und Muth; nicht die Länge und Breite des Lebens, sondern die Tiefe und Höhe rechnen wir als Geister: und wo diese Rechnung gilt, da muß auch der Freiheit der höchste Preis seyn, und jener Tugend, die allein aus der Freiheit die strahlendsten Kränze flicht.

Doch ich trete hier durchaus als ein Bestochener auf, als ein solcher, der kein Recht hat in der Sache zu reden, deren unbedingter Lobredner er ist; ich stelle die Sache nach meinem Gefühle und Gemüthe dar, nach dem innern Geiste und Wesen, die vielleicht in ihr sind. Darum muß ich sie nun ein wenig umkehren und mich selbst und meine Persönlichkeit wegschieben oder doch zur Seite schieben; ich muß sie einmal darstellen, wie sie äusserlich erscheint, ich muß, damit die Tadler und Gegner der akademischen Freiheit auch

ihr Recht erhalten, wenigstens ein kleines Bild der teutschen Universitäten und des teutschen Studentenlebens, wie sie vor den Augen der Menschen erscheinen, entwerfen; ich muß darum auch die Mißbräuche und Mängel derselben ohne Verschleierung und Milderung zeigen. Und ich will das ehrlich thun. Da ich mich der Erinnerung meiner Jugend auch in diesen späteren und arbeitvollen Jahren noch recht herzlich freue, so steht das Bild jenes nun vergangenen Lebens, und das Bild der teutschen Universität überhaupt noch recht lebendig vor mir, und ich hoffe, daß ich es in einem kurzen und leichten Umrisse werde hinwerfen können. Einer breiten Schilderung und Ausmahlung bedarf es ja auch nicht, da die meisten, die diese Worte lesen werden, das, wovon die Rede seyn wird, kennen, und also leicht werden beurtheilen können, wie viel an dem Umrisse wahr ist.

Die teutschen Universitäten könnte man in mancherlei Beziehungen auf verschiedene Weisen eintheilen. Ob sie reicher oder ärmer begabt sind, ob sie in der Mitte Teutschlands oder an seinen Enden liegen, ob sie einem großen oder kleinen Ländergebiete angehören. — Das schon giebt sehr bedeutende Unterschiede, die ihre Rückwirkung beides auf die Lehrer und auf die Hörer nicht verfehlen. Man kann sie in dieser Hinsicht in reiche und arme, in große, mittlere und kleine eintheilen. Einige sind so klein, haben so geringe Hülfsmittel, so enges Gebiet, oder eine solche Abgelegenheit, daß sie bei unserer Uebersicht in gar keine Betrachtung kommen können: sie können, weil sie meistens nur

von den Umwohnenden besucht und bevölkert werden, kaum Universitäten heissen, weil bei dem Mangel an Zusammenfluß der Jünglinge aus den verschiedensten Landen der teutschen Zunge sich das gemeinsame Teutsche unmöglich entwickeln kann. Was die Noth bei den kleinsten macht, das macht bei den mittleren oft die finanzende Thorheit der Regierungen, die den Geist ihres Volks im Bann halten, so daß es Bannprofessoren giebt, wie es an manchen Orten Bannschlächter und Bannmüller hat, und daß die armen Studenten ausschließlich an die heimische Universität gewiesen sind, wo Familiennähe und Familienrücksichten und oft eine fast fiskalische Aufsicht dem freien und selbstständigen Leben keinen Schwung und Ausflug erlauben.

Aus den eben angegebenen Verhältnissen und aus andern zufälligen und oft unerklärlichen Einwirkungen, oft sogar aus der Eigenthümlichkeit der ersten Lehrer, die eine Universität gründeten oder ihr einen Namen machten, am meisten aber wohl aus der Eigenthümlichkeit der teutschen Volksstämme, die auf jeder gewöhnlich die zahlreichsten sind, wird wieder die besondere Art und der eigene Ton, die oft in den grellsten Unterschieden von den nächsten Nachbaruniversitäten bestehen, bestimmt. Jeder fühlt, was ich meine, wenn er an demselben Tage in Leipzig oder Halle, in Göttingen oder Marburg war. Freilich ist allen Universitäten Teutschlands von einem Ende bis zum andern etwas Eigenthümliches und Gemeinsames, was man auf die Weise bei ähnlichen Anstalten anderer Völker Europas nicht wiederfindet, und des-

wegen können wir von einem teutschen Studentenleben, oder gar von einem teutschen Studentenstaate sprechen; aber jede Universität hat doch wieder ihr besonderes Gepräge und ihre karakteristische Eigenthümlichkeit in Streben und Studium, die sie von allen ihren Schwestern unterscheidet. Auch in dieser Ansicht könnte man die Universitäten des Vaterlandes nach ihren Verschiedenheiten bezeichnen, indem man das als den bestimmenden Karakter einer jeden setzt, was sie am meisten treibt und festhält; denn zuweilen springt die eine allerdings auf eine Zeitlang in die Art der andern über. So könnte man nach der vorherrschenden Art und Wirkung einer jeden von gelehrten, zierlichen, männlichen, wilden, renommistischen, duellistischen, philosophischen u. s. w. sprechen. Ich könnte einige namentlich anführen; aber wozu sollte das dienen als zur Erregung des Neides und Hasses, welchem ein Mensch, der Bücher schreibt, doch genug ausgesetzt ist? Ich sage nur, daß diejenigen Universitäten, die sich am meisten der Zierlichkeit befleissigen in Sitten und Wissenschaften, mir den Zweck des teutschen Studentenlebens am meisten zu verfehlen und von dem Besseren, was mir in der Studentenfreiheit zu seyn däucht, am wenigsten zu erreichen scheinen.

Wir gehen nun nach diesem Vorspiele in das Studentenleben selbst hinein und versetzen uns auf eine beliebige größere teutsche Universität, und stellen die Arten und Erscheinungen, die allen gemein sind, die sich im Wechsel weniger Jahre auf den einzelnen auch oft beistimmen finden.

neben einander hin; wodurch für uns und für andere allerlei erbauliche Betrachtungen entspringen werden.

Zuvörderst muß man wissen, was ich oben schon weiter ausgeführt habe, daß die Universität eine freieste Gesellschaft oder Innung ist, schon ihrer Idee nach eine hohe königliche und ritterliche Gesellschaft. Jenes Gefühl ziemte den Christen und ziemte vor allen andern Christen den Teutschen, daß es keinen älteren und edleren Adel geben kann, als den Adel des Geistes, den Adel der Wissenschaft und der Kunst. Aus dieser Idee ward die geistige Ritterschaft, Universität genannt, gebohren, welche den Sohn des Schuhmachers und Bauers, den Kunst und Wissenschaft schmückt, zu der Würde der Freiherren und Grafen erhebt. Dieses Ritterthum, diese hehre und königliche Gleichheit aller Klassen und Stände, ist mitten im Verfalle der politischen Freiheit Teutschlands nicht bloß als eine Trümmer stehen geblieben; nein es steht in seiner vollen Ganzheit bis auf den heutigen Tag. Als Bürger der Universität tritt der Sohn der ärmsten und dunkelsten Aeltern, wenn er an Leib und Seele reisig und bewehrt ist, mit den Edelsten und Vornehmsten in die Bahn, und wer an Geist, Lust und Muth der reichste und kühnste ist, wird, wenn er will, durch den angebohrnen Adel herrschen. Diese stolze Gleichheit, die das beschränktere Leben später selten mehr zeigt, rechne ich unter die ersten Herrlichkeiten des teutschen Studententhums, die nur als eine köstliche Reliquie dessen, was das ganze große germanische Volk einst war, noch übrig ist.

In dieser wunderbaren Gleichheit, die nirgends in der Welt so besteht, als in Teutschland, und in einer Freiheit, die, in den letzten Jahrzehenden freilich mannigfaltig beschnitten und beschränkt, sich doch immer wieder aus dem Druck emporlüftet und selbst durch das Augenzudrücken der Meister der Gesellschaft gerettet wird, wo sie einmal in Gefahr zu seyn scheinen könnte, wandelt nun das mannigfaltigste und bunteste Leben neben einander, und jeder sucht und findet im großen Vereine wieder eine engere Genossenschaft, der er sich nach seinem Gemüthe anschliesset. Diese Verschiedenheit steht in den grellesten Gegenscheinen oft dicht neben einander und ist nur ein etwas jugendlicheres, lauteres und kühneres Vorspiel des gewöhnlichen Bürgerlebens, so wie das Studieren selbst seinem besseren Sinne nach eine freie und allgemeine Vorbereitung auf jedes mögliche Leben ist.

Zuerst giebt es auch unter den Studenten, obgleich sie alle andere Menschen unter dem Namen Philister ihnen grade gegenüber stellen, in ganzer Bedeutung des Wortes ächte Philister, die man zum Unterschiede von den andern Philistern Studentenphilister nennen könnte. Dies ist jene zahlreiche Klasse Menschen, die Gott als Ballast und Ueberfracht des Lebens gesetzt und denen er zum Trost ihres Daseyns eine reiche Gabe von Selbstgenüge und Selbstgefälligkeit gegeben hat: jene Art, welche sich eben so mit fortschiebt, und ohne welche, wie es mir vorkommt, die Welt und das Leben zu geschwind rundlaufen würden: jene, welchen alles Lebendige sich zur todten Form versteinert und welche die

Nußschalen ganz entzwei knacken, deren Kerne die Kühneren schon herausgeholt haben. Diese Studentenphilister erscheinen nach dem Ton, der eben auf einer Universität herrscht, in sehr verschiedener Gestalt; doch haben sie alle den wunderbaren Götzen gemein, der lange schon bei Studenten das Comment genannt wird, ein seltsames und unbeschreibliches Ding, dessen Bedeutung aber die meisten, welche dieses lesen werden, so sehr kennen, daß ich es nur anzudeuten brauche. Keiner einzigen teutschen Universität fehlt es ganz an diesem Comment, einer Ueberlieferung von Seltsamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tausendfältigen Verkleidungen und Wechselungen doch immer ungefähr zu demselben Ziele streben. Wo das Studentenleben und die Freiheit am mattesten sind, auf den zierlichen Universitäten, ist am wenigsten von dieser in mancher Hinsicht doch recht anmuthigen Abentheuerlichkeit zu finden. Auch wo etwa einmal eine Zeitlang akademische Windstille ist, da zieht sich dieses Comment unter die mittelmässigsten Köpfe zurück; wo aber frischer Wind oder gar Sturm des Lebens weht, da sind auch die Beßten und Kühnsten eifrige Pfleger desselben. Doch Götze und Spielwerk bleibt es der Philister unter den Studenten, das einzige Höchste, was sie in der Zeit der glücklichsten Freiheit erleben können.

Die ersten dieser Studentenphilister nenne ich die ordentlichen Philister. Diese gehen von Kindauf nach Brod, sie sind rechtliche Leute, die künftig keinem was abdringen und stehlen, die sich aber auch nicht auf halsbre-

chenden Bahnen durchs Leben laviren wollen, sie studiren nun daher auch recht fleißig für das Brod und um das Brod. Wenn sie nun fleißig gewesen sind, wollen sie an Sonntagen oder Feiertagen sich auch gebührlich ergötzen. Das ganze Geräth zu dieser Ergötzung, den ganzen fertigen gemächlichen Spaß des Studententhums, haben sie in dem Comments überliefert erhalten, und nehmen sich zu ihrem Bedarf aus demselben heraus, was ihre behagliche Bequemlichkeit in einen gelindern Trott setzt.

Die zweite Klasse Philister nenne ich die faulen Philister. Diese sind gewöhnlich von der Art, die einen gewissen Anflug von Idee hat und durch das unregelmässige fröhliche und wilde Leben einzelner Genien, die wie Adler durch die Freiheit hinbrausen, leicht verführt wird, eben in dem göttlichen Nichtsthun und in einem gewissen vornehmen Ueberdasknniezerbrechen des Lebens stehe die wahre Studentengröße, die ächte Burschikosität. Unter diesen Faulen, die auch mit dem Comment und mit dem, was sie aus der Fülle ihrer Faulheit hinzuschaffen, eine jämmerliche Philisterei treiben, giebt es gewöhnlich einige stattlicher Gestalt und sinnlicher Fülle, auch fliegt ihnen, da sie sich von dem dicken Leben so weich und gemüthlich forttragen lassen, zuweilen etwas zu, was dem Geistigen und Genialischen ähnlich sieht. Diese verachten keine Art mehr, als ihre nächsten Nachbarn, die ordentlichen Philister.

Die Dritten, die Hauptstudentenphilister, die eigentlichen Ritter des Comments, welche ihn bis zum Abentheuerlichen

und [illegible] hinauftreiben, sind die Renommisten: ei-
nige zahme und leere Gesellen, die gewöhnlich mit Schimpf
und Schande aus der Rolle fallen müssen, andere beherzt,
muthig und tüchtig, die in allen Stücken löblich gewesen
seyn würden, wenn sie sich nicht höher gestellt hätten, als
sie stehen konnten. Diese müssen die Ansprüche auf einen
gewissen freieren und stolzeren Geist und auf eine gewisse
Herrschaft immer mit gezücktem Degen verfechten. Unter
diese Renommisten schleichen sich auf einige Zeit häufig fried-
liche Gesellen ein, welche von Kämpfen und Gefahren gelockt
werden, und bringen den sogenannten höheren Comment oft
eine Zeitlang zu Ehren. Doch halten sie bei dieser etwas
kühneren Philisterei selten bis ans Ende aus, sondern machen sie
im Uebermuth der Jugend nur durch als eine der vielen
Gestalten, in welche sich die akademische Freiheit zuweilen
verpuppet. Diese Dritten sind in Hinsicht der Studien ge-
wöhnlich unfleissig, theils weil sie zur Erhaltung des ächten
Comments sich viele andere Geschäfte machen, theils weil ein skla-
vischer Fleiß, wie sie ihn nennen, sich für einen ordentlichen
Burschen nicht schickt, sondern das Zeichen eines Pinsels, eines
Theekessels, eines feigen und treken*) (weichlichen) Kerls
ist. Es gehört zur Rolle dieser Gattung, daß sie sich in
der Regel viel ungebehrdiger, wilder und liederlicher stellen
müssen, als sie sind. Doch trifft es sich gottlob oft, daß solche an

*) Teek: (schwedisch täck: zart, lieblich) weich, mürb — ein ächter Burschenausdruck.

der Spitze stehen, die alle Gebote des Comments auf das strengste und gewissenhafteste erfüllen und bei aller Wildheit die Keuschheit als eine alte gepriesene Tugend der teutschen Jugend vor allen Dingen obenan stellen. Wirklich war das Gebot des alten teutschen Renommisten so; Jungfernknecht, Weiberkerl soll gottlob bei vielen dieser Wilden den größten Schimpf bedeuten. Dies ist eine wohlthätige Seite des Studententhums, daß sie die Frischesten aus der gefährlichen Genossenschaft der Weiber fast bloß in die Gemeinschaft der Männer und Jünglinge lockt.

Diese faulen Philister und diese Renommisten des Comments sind diejenigen Studenten, welche die Herrschaft haben und oft eine recht schwere Tyrannei üben. Von der Tyrannei weiter unten.

Die zierlichen Studentenphilister finden sich auf den zierlichen Universitäten, deren in Teutschland gottlob immer wenige gewesen sind: sie finden sich auch wohl einzeln auf den andern, ziehen dort aber immer die Fühlhörner ein, weil die glatte Zierlichkeit und weichliche Weiberei daselbst zu vielen Anstoß und Gegenstoß findet. Diese Gattung, die aus Eitelkeit und Weichlichkeit selbst in den muthigsten Jahren mit der Freiheit nichts anzufangen weiß und die größte Herrlichkeit in nichtiger Tändelei verspielt, ist wohl die allerphilisterischeste. Bei den Studenten heißt sie gewöhnlich Jungfernknecht, Damenpudel, Weiberwedel, Weiberknecht. Viele sind der Meinung gewesen und sind noch der Meinung, nichts sey einem Jünglinge zwischen dem

achtzehnten und vierundzwanzigsten Jahre Bildender und Erhaltender als der Umgang mit anständigen Frauen und Mädchen, und deswegen haben die Professoren auf einigen Universitäten ordentliche Weiberbildungsanstalten für die Studenten gestiftet mit dem ganzen Geräthe philisteriger Albernheit und Ziererei, die nie fehlen, wo die mittlere (sogenannte bürgerliche) Welt sich zu der hohen Welt hinaufschrauben will. Grade diese herrlichen Jahre sind die Jahre, wo der Jüngling in der höchsten Freiheit, die ihm nachher nie wieder so wird, seinem Gemüthe den Stahl des Karakters vorsetzen soll. Dies kann nur geschehen durch Umgang mit tüchtigen Männern und waidlichen Jünglingen. Am meisten wird dies gehindert durch Umgang mit Weibern, auch mit den besten Weibern. Die Heilige Schrift spricht von vielen Hurereien, die nicht bloß leiblich sind; es giebt manche geistige Hurereien, ärger, als alle leibliche. Der viele Umgang mit Weibern treibt die Jünglinge durchaus aus der Frische und dem Ernst ihres Lebens heraus, deren sie in dieser großen Entwickelungsperiode so sehr bedürfen: er macht sie flatterhaft, eitel, einbildisch, selbstsüchtig, und weichlich. Selbst Männer von dreissig und vierzig Jahren haben davor immer noch auf ihrer Hut zu seyn.

Es folgen die Fleissigen. So heissen nicht alle fleissige Studenten ohne Unterschied, sondern eine bestimmte Klasse, für welche das Wilde und Uebermüthige des Studententhums gar nicht da zu seyn scheint. Diese zahlreiche Klasse

besteht theils aus solchen, die aus angebohrner Blödigkeit eine Scheu vor allem Freien und Muthigen haben, theils aus denen, die, im Druck und in der Armuth erzogen, auf der Universität auch mit spärlichen Mitteln gerüstet sind, und sich oft erst nach den Studentenjahren zu einigem Selbstgefühl erheben. Diese Art erkennt sich leicht; sie wird im Anfange versucht, geneckt und gelockt, endlich aber, wenn sie sich selbst gleich bleibt, steht sie ruhig in allen Stürmen da, und wird auch von den Wildesten und Rohesten anerkannt als etwas, das ein Recht hat, in der Brüderschaft zu seyn, was es ist. Diese stehen sicher durch ihre Unscheinbarkeit und Anspruchlosigkeit.

Die Ritterlichen müssen vor allen andern genannt werden, die Herrlichen und Muthigen, welche die königliche und erhabene Ritterschaft des teutschen Studententhums lebendig erhalten. Diese allein verstehen die Freiheit recht zu gebrauchen und streuen ihren heiligen Samen nicht bloß durch die Studenten, sondern später durch das ganze Bürgerleben umher. Diese gehen mit der Freudigkeit des Muthes und mit der Ueppigkeit des Genius während vier fünf Jahren alle verschiedenste Gestalten und Verpuppungen des Studentenlebens durch, machen sich aus allem ein fröhliches Spiel, und bewahren doch das Köstlichste bis ans Ende. Damit diese, vielleicht in ganz Teutschland jährlich nur ein paar Hundert, zu dem höchsten Gefühle des Lebens und dem innigsten Bewußtseyn des Muthes und der Kraft kommen könnten, verlohnte es sich allein schon, daß die akademische

Freiheit in höchster Fülle erhalten würde. Doch auch was sie auf die Mittelmässigeren und Schlechteren wirkt, läßt sich freilich im Einzelnen nicht zeigen, aber offenbart sich späterhin in dem ganzen teutschen Leben. Diese ritterlichen, die schöpferischen und erhaltenden Geister des akademischen Lebens, stehen oft ganz frei, wo alles Uebrige häufig in heilloser Commentpedanterei und wüthender Ordenspielerei knechtisch gebunden ist, gehen mit angebohrner Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durch alles ohne Anstoß hindurch, und sind, wie es höheren Genien gebührt, aller Freunde.

Auch bei der ärgsten Tyrannei, die zuweilen auf teutschen Universitäten herrscht, behaupten sich außer diesen Ritterlichen Einzelne für sich oder mit einigen Freunden zusammengeschlossen mit der gebührlichen Freiheit und Freude. Ist man tüchtig und ruhig und hat man eben den menschlichen Schein, nichts scheinen zu wollen, so hat man selbst in den wildesten Haufen in der Regel seinen Frieden und seine Achtung. Auf diese Weise bestehen Einzelne oder kleine Schaaren von Sechsen und Zwölfen in tüchtiger Stille und Weiblichkeit oft mitten unter den wildesten Ordensgesellschaften und Landsmannschaften.

So und mit hundert und tausend anderen Abstufungen und Schattierungen steht das Leben und Treiben des teutschen Studenten. Ueber die zu große Wildheit, Willkühr, Ungebühr und Rohheit desselben ist oft genug geklagt und viele Versuche sind gemacht zu ihrer Hemmung und Ein-

schränkung; ja auch an solchen hat es nicht gefehlt, welche gerathen haben, die ganze akademische Freiheit mit Einem kräftigen Hiebe zu fällen und die Universität wie jede andere bürgerliche Gesellschaft unter strenge Halsgesetze und Polizeigesetze zu stellen oder sie gleich den englischen Lehranstalten einer mehr klosterartigen und mönchischen Zucht zu unterwerfen. Doch hat sich das Studentenleben bis jetzt leidlich behauptet, und hat man es hie und da ja einmal mit dem Joche belegt oder an der Krone behauen, immer hat es sich mit jugendlicher Kraft wieder aus dem Druck emporgelüftet und aus dem verhauenen Stumpfe neue Sprossen getrieben.

Das, worüber bei der teutschen Studentenfreiheit am meisten und heftigsten und zum Theil mit dem vollesten Rechte geklagt wird, würde sich ungefähr auf folgende Hauptpunkte zusammen ziehen lassen:

1. Es läßt sich oft nichts Elendigeres, Dummeres und Platteres denken, als das Treiben und Leben und Weben des sogenannten Comments und der flotten Burschikosität. Es ist unglaublich, wenn grade zufällig der Ueberfluß der geistigen und erregenden Kräfte auf einer Universität nicht groß ist, mit welcher jämmerlichen und matten und geistlosen Leerheit und Nichtigkeit die faulen Philister und die wilden Renommisten die köstlichste Zeit der Jugend vertändeln und verspielen, und wie sie trotz den ausgemachtesten Philistern des gewöhnlichen Bürgerlebens das Nichts mit einem Ernst treiben, der bei solcher Jugend doppelt und

dreifach possierlich ist. Diese drücken durch ihr breites und plattes Leben, das sie mit voller Philistermethode führen, den Geist todt, das Einzige, weswegen die akademische Freiheit in einem guten Staate noch geduldet werden kann. Sie zwingen eine Menge unerfahrner oder schwacher Jünglinge, die sich in eigener Selbstständigkeit nicht behaupten können, in ihre jämmerliche Tollheit hinein und machen sie wüst; dumm, faul und unwissend, wie sie selbst sind. Und auf diese Weise geht dem Staate eine Menge Jünglinge verloren, die sonst geschickte und brauchbare Männer hätten werden können.

2. Ein zweites Uebel, ganz in diesem oder doch neben demselben bestehend sind die Orden, zusammengeschlossene und bewaffnete Verbrüderungen, die ihre eigene Geheimnisse und Vorsteher haben und von einem Studentengeschlechte dem andern überliefert werden, mit allen ihren Albernheiten, Ansprüchen, Händeln und Feindschaften. Wie hoch diese auch im Gesetze verboten und wie schwer sie geächtet sind, immer noch sind sie nicht auszurotten gewesen, weil der unvertilgbaren Hyder immer wieder die Köpfe anwachsen, die man ja einmal abgehauen hat. Wie viel Zeit, Geld, Sittlichkeit, Gesundheit hiebei verspielet wird, wie gefährliche Schlägereien, Kämpfe und Aufruhre hierdurch häufig veranlaßt werden, was sollen wir klagen und sagen, was die meisten aus ihrer Erfahrung wissen?

3. Diesem Unwesen der mancherlei Studentenorden hat man wohl am besten zu begegnen gemeint durch Landsmann-

schaften, und hat nur noch ein zweites Uebel geschaffen. Sie wurden fast allenthalben unter anderem Namen dasselbe, was die waren, denen sie entgegengestellt wurden, und haben keinen höheren und edleren Geist geschaffen, als jene hatten, sondern eben so, wo nicht noch mehr, mit Tand und altüberlieferter studentischer Renommisterei oder Pedanterei des Comments gespielt. Ja durch Eines sind sie viel verderblicher geworden, daß sie das verschiedene Teutsche aller Länder, das durch das freie Studentenleben so wohlthätig für das ganze Vaterland unter einander gemischt wird, in ihren Stämmen in erbärmlicher Einzelnheit rein abgeschlossen halten. Dadurch vernichten sie den höchsten Zweck des teutschen Studierens, daß durch die Mischung und Reibung des Vielfachen und Verschiedenen, was in dem ganzen Volke ist, das allen Gemeinsame hervorspringen und gefunden werden soll. Denn durch den engen Geist dieser Landsmannschaften hat es wohl geschehen können, daß auf einer Universität der Schlesier nie mit andern als mit Schlesiern und der Westfale nie mit andern als Westfalen zusammengekommen, und daß die hohe Erfrischung, Erquickung und Belebung des allgemeinen teutschen Geistes dadurch gradezu gehindert ist: so daß bei einer so mangelhaften und engherzigen Einrichtung die Herren eben so vernünftig daheim geblieben wären und dort ihre Studien getrieben hätten.

Anmerk. Die Beschwerden, die hier über die Orden und Landsmannschaften geführt werden, sind in der Regel zu wahr. Sie gelten nicht ganz, wann genia-

lische Häupter und Aelteste an der Spitze derselben stehen. Dies ist aber nicht häufig der Fall. Gewöhnlich sind es lieberliche Wildfänge oder plumpe und in allen Vorurtheilen und in aller Pedanterei des Comments ergrauete Renommisten, welche sich der Herrschaft bemeistern, die oft, wie in einem andern Regimente, durch eben so viele Ränke und Durchstechereien und Hetzereien errungen als festgehalten wird. Weil nemlich die Angelegenheiten der Orden und Landsmannschaften wegen des Ueberflüßigen und Commentsmäßigen, was darin nicht fehlen darf, unendlich viele Zeit rauben, so entziehen sich die besseren Köpfe und Herzen, die sonst wohl gern eine ordentliche und fröhliche Studentenfreiheit befördern mögten, gewöhnlich der Verwaltung derselben.

4. Unerträglich, ja zuweilen gräulich, ist die Tyrannei, welche durch die Orden und Landsmannschaften und durch die pedantischen Philister des Comments über die ganze Studentengesellschaft geführt wird und deren Last alle Freiheit und alles Selbstgefühl unterdrücken muß. Die meisten müssen sich schon in das eiserne Joch fügen, wenn sie anders Frieden haben wollen; denn es kommt hiebei in der Regel nicht bloß auf gewöhnlichen unleidlichen Zwang oder auf unangenehme Misverhältnisse an, sondern meistens gar auf Leben und Tod. Man sieht, wie arg bei aller gepriesenen Freiheit die schändliche Knechtschaft ist, wenn mancher recht stattliche und ritterliche Jüngling sich darum in zehen oder

fünfzehen Duellen raufen und endlich einen Ort wohl gar verlassen muß, wo er wegen seiner Studien und wegen anderer Rücksichten gern geblieben wäre.

5. Endlich sind die Zweikämpfe auf den teutschen Universitäten ein uraltes und unvertilgbares Uebel; troß aller Hindernisse und aller Strafen dauren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, und scheinen dieser Jugend, die sich doch für die Uebung der Wissenschaften und Künste bestimmt und vereinigt bekennt, wie eine rechte Pest des Unheils eingeimpft zu seyn. Und diese Zweikämpfe als Kinderspiele oft um den größten Tand und die läppischesten Kleinigkeiten? So daß es dahin gekommen ist, daß Aeltern, die ihre Kinder auf die Universität schicken, sie fast in den Krieg zu schicken scheinen. Denn wie viele von ihnen kommen gar nicht, wie viele kommen mit verstümmelten Gliedern und verletzter Gesundheit zurück!

6. So viele Gefahren locken und drohen der Sittlichkeit, Gesundheit und dem Leben und bei vielen Hunderten wird der Zweck des Studierens gänzlich verfehlt; denn auch der Neigungen zum Herumtreiben und zum Vertändeln und Vertrödeln der Zeit mit den elendesten Albernheiten und Jämmerlichkeiten sind gar zu viele, und manche, die als geschickte und fleissige Jünglinge von der Schule und von dem Gymnasium gingen, kommen als unwissende und faule Gesellen, die in ihrem Leben zu nichts zu gebrauchen seyn werden, von der Universität zu Hause; denn wehe dem Jünglinge, der fleissig seyn will, wenn es bei den Herrschenden auf einer

Universität grade zum guten Ton gehört, faul zu seyn, wenn derjenige für einen Kalmäuser und Pinsel gehalten wird, welcher die Kollegien fleissig besucht und daheim die meisten Stunden mit Lesen und Studieren zubringt.

So ist das Studentenwesen und so sind und erscheinen die Mängel und Gebrechen desselben, wenn man bloß auf den äusseren Schein sieht. Ich habe es zum Theil in grellen Gegensätzen hingestellt, weil man es bei allgemeinen Beschreibungen kaum anders kann, und habe in den Klagen und Beschwerden über den Unfug und die bösen Folgen der akademischen Freiheit nicht meine Ansicht und mein Urtheil gegeben, sondern wie ein gewöhnlicher Philister die Dinge ansehen und beurtheilen muß. Es giebt Leute, deren Triebe so weich und zahm sind, daß ihnen alles fürchterlich, ja teuflisch däucht, was ein wenig aus dem gemeinen Geleise weicht, worin die arme gebändigte Welt mit ihrer kümmerlichen Tugend sich so matt zieht und schleppt, daß man oft kaum weiß, ob man Menschen oder Gespenster von Menschen sieht. Diese jämmerlichen Knechte, die darum noch nicht tugendhaft sind, weil es ihnen an Muth fehlt, kühn und gefährlich zu sündigen, haben gar kein Recht, über das Freie und Ungebändigte zu urtheilen. Nur derjenige mag darüber urtheilen, der da weiß, welche Herrlichkeiten neben den Erbärmlichkeiten und Gefahren liegen, über die man die Hände zusammenschlägt. Was hier von dem Studentenleben gesagt ist, findet sich selten alles so an Einem Orte und zu Einer Zeit beisammen, es ist in mancherlei Abstu-

fungen und Graben verschieden, und oft viel verhüllter und versteckter, als ich es geschildert habe. Erstlich unter den Misbräuchen und Gebräuchen des sogenannten Comments und des gebundenen und ungebundenen Studentenlebens, unter allen den wilden Scheinen und Gestalten des Lebens, unter allen den Pedantereien, Renommistereien und Raufereien geht oft unsichtbar, gemeinen Philisteraugen wenigstens fast immer unsichtbar, eine hohe und edle Gestalt des Daseyns hin, es glänzt oft über dem ganzen eine so stolze Majestät der Freiheit, daß durch ihren Götterschein die meisten Flecken verschwinden, die man als Unsauberkeiten des Studentenwesens zeigen kann. Zweitens muß man das Studententhum und die Studentenfreiheit, wenn man sie betrachtet und tadelt, nicht bloß als eine besondere Gattung Leben, gleichsam als ein Leben an sich, betrachten, sondern man muß sie mit allen anderen Arten Leben und mit dem Leben des teutschen Volks und mit dem Leben der Jugend überhaupt zusammenstellen und vergleichen, damit man ihnen nicht Gebrechen, die es mit allen oder doch mit vielen gemein hat, als eigenthümliche Gebrechen aufbürde. Wir wollen also dieses Studentenleben, wie es nicht bloß in seiner Erscheinung sondern auch in seinem Seyn ist, einmal aus seiner Besonderheit und Einzelnheit herausheben und es mit dem allgemeinen Leben des Volks und der Jugend zusammenhalten; so werden sich gewiß andere Ansichten und Betrachtungen ergeben, als wenn man es gleichsam in seiner völligen Abgeschlossenheit von allen andern für sich betrachtet.

Wir kommen zu dieser Zusammenstellung sogleich mit

dem natürlichen Vorurtheile, es müsse sich in dem, was man als das Eigenthümliche und Besondere des teutschen Studententhums anzugeben pflegt, gewiß ein Wiederschein des Volkes abspiegeln, welchem diese Studenten angehören; und in der That finden wir es so. Schon in dem Anfange dieser unserer Unterhaltung habe ich darauf angespielt, wie die Erscheinung der teutschen Universität und des teutschen Studenten mit der Erscheinung des teutschen Volkes zusammenfalle. Das teutsche Volk ist ein noch durchaus jugendliches und poetisches Volk. Diese Jugend hat es, wie einige meinen, deswegen, weil es später als die meisten anderen Völker zur Bildung und Verfeinerung gekommen ist, wie ich meine, deswegen, weil es in seiner Art reiner und ungemischter geblieben ist. Auf diese Reinheit und Ungemischtheit des Stammes muß ich nach meiner historischen Ansicht einen sehr großen Werth legen, ohne daß ich die Gründe und Beweise dieser Ansicht hier weiter durchführen kann. Tacitus hat vielleicht nicht gewußt, wie sehr er die alten Germanen gelobt hat, als er sagte, sie seyen ein reines, mit keinen andern Völkern gemischtes und ihnen selbst nur gleiches Volk. Ohne fremde Reitze und Triebe, ohne viele Stacheln früher entwickelter Sinnlichkeit oder früher verdorbener Künstlichkeit, welche die Reste untergegangener oder verdorbener Völker oft in die kräftigen und rohen hineinwerfen, haben die späteren Enkel jener Germanen wachsen und blühen können, wie die Bäume des Waldes und die Blumen des Feldes wachsen und blühen, welche keines Gärt-

ners Hand zu frühzeitiger Zierlichkeit erzog und verbog, noch zu bunter Possenhaftigkeit der Zweige oder Ueppigkeit der Farben in hurischer Bastarderei unnatürlich zusammenmischte und paarte. Denn gehen wir unsere Geschichte durch von Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen und verfolgen sie bis auf diesen Tag, so haben wir fast immer nur noch Kinderspiele gemacht und getrieben; ohne Bewußtseyn und oft ohne Zweck, meistens sicherer geleitet durch den sogenannten Instinkt, der aber bei reinen Völkern eine gewaltige Vernunft ist, als andere durch ihre gepriesene List und Klugheit sich zu leiten meinen, haben wir so fortgelebt und fortgespielt, und es ist uns dabei eben nicht unglücklicher gegangen, als andern Völkern. Auf diese Weise tritt die Geschichte des Mittelalters vor uns mit allen ihren Gesetzen, Gebräuchen, Sitten und Ordnungen, mit ihren Thaten und mit ihren Werken auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft; es ist in allem diesem eine unbeschreibliche Natürlichkeit und Unbewußtheit, eine gewisse Kindlichkeit, die man zuweilen fast versucht würde Kinderei zu nennen. Wer die Gesetze der Freistaaten Griechenlands und Italiens studiert hat, wer die strenge geregelte und ernst abgemessene Theokratie Roms in ihrer ganzen Reihenfolge und in ihrem gehaltenen Zusammenhange der Theile von Numa und Servius bis Augustus jemals nur in einiger Deutlichkeit sich vor die Augen des Geistes gebracht hat, wer des Gesetzgebers am Sinai allen Jahrhunderten trotzendes und überlegenes Werk je als ein Meisterstück des schärfsten und tiefsten

Verstandes angeschaut und bewundert hat, dem kann es nicht entgangen seyn, daß im Mittelalter solche Festigkeit und Beständigkeit der Grundsätze und solcher Zusammenhang und Zusammengriff der einzelnen Theile des Staatsgebäudes nirgends gewesen ist, wie bei den Völkern des Alterthums, die wir oben genannt haben. Nur die Kirche, oder richtiger gesagt, die Hierarchie der Kirche hat etwas dem Altsparttischen, Althebräischen und Altraunischen Aehnliches aufgestellt, und in der Vollkommenheit und Beständigkeit ihres Baues und in dem festen Zusammenhalte desselben das Unvollkommene und Ungefähre, was in dem Baue und der Gestalt der weltlichen Staaten allenthalben erscheint, gewissermaßen ergänzt und berichtigt. Man kann es der Hierarchie nicht absprechen, daß sie zu der Gestalt der neuen Staaten weit mehr Muster hergegeben, als sie von ihnen erhalten hat; so wie sie auch die unmündigen Völker an ihrem oft sanften, oft auch rauhen Gängelbande manche Jahrhunderte geführt hat. Dies geschah freilich fast allen abendländischen Völkern ohne Unterschied, welche die allgemeine Mutter, die katholische Kirche, mit ihren weiten und gewaltigen Armen umschloß; aber die Entwickelung, Ausbildung und politische Gestaltung derselben unter dem Schirm und der Vormundschaft der Kirche waren doch die verschiedensten. Einige schlossen sich unter dieser Vormundschaft und nach diesem gezeigten Muster, wenn auch nicht zu einer vollkommenen und großen, doch zu einer bestimmten und festen Gestalt ab; andere blieben immer noch in einem un-

bestimmten, hin und her schwankenden und ungestalteten Zustande: sie schienen nur Proben mit Gesetzen und Verfassungen zu machen, sie blieben bei einer ungeheuren Mannichfaltigkeit und gingen durch unaufhörliche Wechsel, gleichsam als ob sie immer noch Kinderspiele mit dem trieben, was anderen Völkern schon lange als die ernsteste und strengste Aufgabe des Lebens erschienen war. Ich spreche hier von meinem Volke, von den Teutschen. Was angebohrne Tugend, Vernunft, Gerechtigkeit und Redlichkeit bei allen diesen politischen Kinderspielen, wie ich sie nennen mögte, Treffliches und Herrliches geschaffen und gemacht haben, das bezieht sich mehr auf das innere Leben, als auf die äussere Gestalt. Diese letzte ist nie fertig geworden, wir sind bis diesen Tag noch kein politisches Volk geworden. Wir haben den Staat wie ein Spiel und das Leben wie eine Poesie getrieben; wir sind deswegen von plumpen Fäusten anderer gar oft recht unsanft erinnert worden, daß solches Spiel und solche Poesie häufig des festen Bodens mangelt, worauf man im irdischen Kampfe allein sicher stehen kann. Mit einer unvergleichlichen Lustigkeit und Ergötzlichkeit haben die Teutschen bisher mit allen Dingen und auch mit dem Staate, wie die grossen Kinder gespielt und sich der Versuche erfreut, die sie in den vielfachsten Wechseln bis auf den heutigen Tag gemacht haben. Sie haben in das Ding eine Art Poesie gebracht, was seiner Natur nach die wenigste Poesie haben kann: ich meine in den Staat, der seiner Idee nach ein herbes und strenges Ding

ist und von dem Gesetze gehalten werden soll, das wahrlich auch nichts Süßes und Liebenswürdiges seyn darf. Was ich hier gesagt habe, bedarf keines Beweises; wir brauchen nur die Augen aufzuthun und um uns herzuschauen, so liegt der Beweis allenthalben ausgebreitet vor uns. In unserm Politischen ist alles noch unvollkommen, roh, ja zum Theil kindisch; und davon ist selbst in der unendlichen Mannigfaltigkeit der politischen Gestalten, die man bisher in unserm Vaterlande gesehen hat, das gewisseste Zeugniß. Alles ist bei uns noch Jugend, ich mögte sagen, fast Kindheit, was bei den andern Völkern lange schon durchgelebt oder abgelebt ist, und deswegen werden wir noch durch viele Bahnen der Bildung gehen müssen, welche die andern vor langen Jahrhunderten schon durchgemacht haben. Und hier in diesem bedeutenden Punkte, den ich eben berühre, treiben wir uns als Volk und als Beschreiber des Volkes in einem rechten Zirkel herum, nemlich: Weil wir so jung und so poetisch sind, so ist die Gestalt unseres äußeren Lebens, und also auch die Gestalt unseres Staates (wenn ich mir die ganze Menge der teutschen Völkerschaften als eine Staatseinheit denke, was ich doch muß) noch so in kindischer Mannichfaltigkeit umherschwankend und umhertappend, wie alle Staaten in ihrer Kindheit und Jugend gewesen sind, d. h. sie ist roh und unvollkommen; auf der andern Seite aber ist eben in dieser Poesie die Kraft und in dieser Jugend

das Heldenthum, welche alle Mängel und Schäden, die aus dieser Rohheit und Unvollkommenheit entspringen, bis jetzt immer noch ziemlich leidlich geheilt und gebessert haben. Ich brauche nur auf die letzten Jahre hinzuweisen, welche dies besser belegen als hundert frühere Beispiele.

Was hier in Hinsicht auf den Staat in einer allgemeinen und höhern Ansicht der Dinge gesagt ist, kann man mit derselben Wahrheit und treffenden Richtigkeit von der gewöhnlichen teutschen Gesellschaft sagen. Nur Eine Gesellschaft haben wir leider hie und da noch, welche man eine todte und erstarrte und in ihrer Gestalt versteinerte nennen könnte, welche eine immer gleiche Weise, oder, damit ich das rechte Wort gebrauche, einen ewig gleichen Ton hat. Dies ist die Gesellschaft, welche sich die gute Gesellschaft oder die Gesellschaft vom guten Ton nennt, eine Gesellschaft, die ganz auf fremde Art und fremdes Wesen, nemlich auf das französische, gepfropft war. Dieses todte und elendige Ding fand man fast in den meisten teutschen Hauptstädten, ja fast in jeder grösseren Stadt, die nur über 6000 Einwohner hatte, fand man wenigstens etwas davon; jetzt aber wird es gottlob alle Tage seltener. Die Leute, welche dazu gehörten, nannten sich — wie denn das Schlechte immer die Namen von dem annimmt, was es nicht hat — wohl auch Leute von Welt: ein ganz wunderlicher Name; denn ein Mensch von Welt kann derjenige wohl am wenigsten heissen, der in armseliger Einseitigkeit mit einigen todten und leeren Bildern

der Welt gleisset und tändelt. Wo lebendige Mannigfaltigkeit ist, da ist Welt, und nur bei Gesellschaften, wo diese herrscht, sollte von Welt gesprochen werden dürfen. Solche Gesellschaften haben wir denn genug, und man kann von Teutschland fast mit Recht sagen, was sich von wenigen Ländern sagen läßt: wie viele verschiedene Orte, so viel verschiedene Töne. Freilich hat auch der teutsche Mensch etwas, das aus jenen teutschen Eigenschaften und Neigungen entspringt, die ihm mit den meisten andern Teutschen gemein sind: er hat Etwas, das man sein Volksthümliches, sein Teutsches nennen mögte und das ihn von fremden Völkern unterscheidet; aber in jeder Landschaft, und in jeder Landschaft fast wieder in jedem bedeutenden Orte, findet man dies wieder auf eine besondere Weise verändert und abgestufet, weil die Kunst noch nirgends die Natur verschlungen und der Bürger noch nirgends den Menschen aufgefressen hat. Wie ganz anders, wenn man nach England und Frankreich kommt! Der Teutsche hat nichts Angelegentlicheres, als seine Eigenthümlichkeit zu retten, die ihm mehr däucht als seine Volksthümlichkeit; und diese Eigenthümlichkeit bringt er natürlich auch mit in seine Gesellschaft und macht diese dadurch mannichfaltiger, lustiger und freier. So daß der teutsche Mensch noch im vierzigsten und sechszigsten Jahre jene Mannigfaltigkeit noch auf das reichste besitzt, welche bei vielen andern Völkern entweder schon mit der Jugendblüthe vergeht oder sich doch wenige Jahre später in der Einförmigkeit der Kunst

oder der Staatsgestalt verliert, wozu jene Völker sich ausgebildet oder abgelebt haben.

Wenn dem so ist, wenn das ganze teutsche Volk in mancher Beziehung noch ein Kind oder kaum ein Jüngling ist, wenn alle Teutsche noch mehr von Trieben und Neigungen des Herzens und Lebens als von Weisen und Gestalten des Gesetzes und Staates bewegt und regiert zu werden scheinen, wie sollte denn der teutsche Jüngling nicht jung seyn, ja wie sollte er, um mit dem Volke zu reden, nicht noch jünger als jung seyn? Wenn der Erwachsene und der Alte sich in Teutschland noch so viele Freiheit und Ungebundenheit erlaubt, so wird es derjenige wohl dreifach thun und thun dürfen, den noch nichts Schweres drücken und nichts Festes binden, sondern der sich in Vorübungen und Vorspielen auf künftige Kämpfe rüsten und bereiten soll? Und in der That der teutsche Student ist ein ganz ächtes und klimatisches Gewächs des teutschen Landes und des teutschen Volkes, in welchem bei der schönen allgemeinen Freiheit, worin er im jugendlichen Uebermuthe mit dem Leben spielen und scherzen darf, sich so manches abdruckt und verspiegelt, welches man unter mancherlei Umschattungen und Umgestaltungen in anderen Orten und Zeiten und Menschen wiedererblickt. Der Teutsche würde also recht etwas Dummes und Schlechtes thun, wenn er diesem seinem fröhlichen und jugendlichen Vorspieler und Vorbildner des Lebens die Rennbahn beengen oder gar versperren wollte, wenn er wegen einiger Misbräuche, die aber nicht allein der studenti-

schen Jugend eigenthümlich sind, die akademische Freiheit als eine Hegerin der Laster und Verruchtheiten unterdrücken und vernichten wollte.

Wir kommen nun auf diese zum Theil eingestandenen Misbräuche und Ausschweifungen des Studentenlebens und auf die Klagen, welche manche ehrliche Leute darüber geführt haben, und werden bei näherer Betrachtung finden, daß das Meiste sich, nur unter etwas anderen Gestalten, auch bei anderer Jugend so zeiget, und daß die Studenten die ganze volle Last der Vorwürfe und Beschuldigungen nicht allein auf dem Nacken behalten. Nur weil sie die glänzendste Freiheit und das glänzendste Leben haben, muß an ihnen alles, was bei anderer Jugend mehr von der Regel des Lebens bedeckt oder auch unsichtbar gesündigt wird, heller erscheinen, als bei jenen, und daher müssen sie ihren Gegnern und Tadlern so viele Blößen geben. Denn überhaupt muß man das teutsche Studentenleben mitgemacht haben, um darüber zu urtheilen; seine Mängel erscheinen weit mehr als seine Herrlichkeiten, weil diese Herrlichkeiten noch keine wirkliche Herrlichkeiten und Tugenden, sondern nur erst Vorspiele und Vorzeichen derselben sind, und nur zuweilen hie und da als einzelne Blitze durch das Gewöhnliche und Gemeine durchschießen und durchleuchten, welchem sie äusserlich meistentheils ähnlich sind und ähnlich seyn müssen.

Wenn sich die Jugend von dem siebenzehnten bis vier-

undzwanzigsten Lebensjahre hier mit meinem Studenten vergleichen will, so meine ich nicht den Sohn des Bauers oder Handwerkers, dessen Handlungen mehr gebunden sind und dem, wenn er nicht Soldat ist, zwischen Arbeit und Herumschweifen keine Wahl bleibt, ich meine den Sohn der wohlhabenderen und reicheren Klassen der Gesellschaft, dessen Aeltern die Mittel und den Trieb hatten, ihm eine sorgfältigere und freiere Erziehung zu geben: ich meine den Jüngling, dessen Bildung ihn dem Studenten etwa gleich oder ähnlich macht, den Sohn des wohlhabenden Kaufmanns, Landmanns, Beamten, Offiziers u. s. w. Wenn dieser nicht studiert sondern mit dem Jünglingsalter in die bürgerliche Laufbahn tritt und das Geschäft oder Gewerb seines Vaters oder ein anderes ergreift, so steht er allerdings mehr unter Aufsicht, als der Student; aber wer sich selbst nicht treiben will, wird auch hier zu nichts Großem und Trefflichem getrieben. Wenn es auch hier keine Faule, keine Liederliche, keine Schuldenmacher, keine Raufer, keine Landstreicher, und andere übelberüchtigte Namen gäbe, wenn auch hier nicht alle Tage Jünglinge mit den herrlichsten Anlagen und den edelsten Herzen durch Wein, Weiber und Würfel untergingen — so würden wir mit unsern Studenten verloren haben. Ach! die Gebrechen der menschlichen Natur, die Gebrechen und Ausschweifungen und Gefahren der Jugend erscheinen hier wie dort; nur daß das Uebel gewöhnlich dunkler und langsamer schleicht, und dadurch noch gemeiner und verderblicher ist, als dort. Der Student, wann er faul und

liederlich und schlecht ist, hat mehr den vollen Schein, weil er sich aus dem Schein nichts macht, ja weil es wohl häufig zum Comment gehört, ärger zu scheinen, als man ist; der Jüngling der andern Klassen muß schon mehr Philister seyn, weil er unmittelbar im Staate der Philister lebt, worüber jener hinausgehoben ist. Das aber will ich hier noch sagen zum Trost und zur Beruhigung vieler, welche die Dinge meistens zu scharf und zu eckigt sehen und fassen, daß es erstlich eine Klasse gemeiner und gewöhnlicher Menschen giebt, welche von Natur das Gemeine und Gewöhnliche suchen, und im bürgerlichen Gewerbe wie in der akademischen Freiheit mit ihren mittelmässigen Trieben und Wünschen so ziemlich unversehrt oder (wie einige es nennen) tugendhaft durchkommen; daß eine andere Klasse wild und stürmisch ist und früher oder später die Schuld heftiger Leidenschaften und toller Streiche bezahlen muß: diese findet dafür allerdings mehr Platz in der Studentenfreiheit; daß endlich eine dritte Art ist, die edelste und köstlichste von allen, deren Freiheit nie zu frei seyn kann. Daß diese sich bilden und alle Flügel des Genius entfalten und brauchen könne, dafür ist kein Opfer zu groß, das die Gesellschaft vielleicht alle Jahre von einigen Dutzenden Jünglingen bringt, die ohne diese Freiheit vielleicht erhalten wären. Und auch selbst viele jener Gemeinen und Mittelmäßigen und Wilden bringen von der Universität etwas in ihr künftiges Leben und in die allgemeine Gesellschaft zurück, was sie nirgends anderswo gewinnen konnten als in der Studenten-

gemeinschaft, Keime des Lebendigen und Freien, die sich nachher nicht mehr berechnen lassen, die aber über das ganze Vaterland weit und breit ausgesäet werden. Und das soll man vor allem mit in die Wagschale legen, das Größte und Herrlichste des teutschen Studententhums und eines freien wissenschaftlichen Lebens überhaupt, daß durch den hohen Schein des Lebens und durch den oft übermüthigen Schwung der Freiheit und des freien Strebens sehr viele, die sonst früher der irdischen Wollust heimgefallen seyn würden, rein und keusch durch diese wilden Jahre gehen. Wie viele habe ich gekannt, die, was man sagt, alles mitmachten, aber der gefährlichen Venus noch keine Opfer brachten.

Tadelt man nun den studentischen Comment und die alberne Spielerei, die man damit so häufig treibt, tadelt man andere Thorheiten und Lappereien, womit die Jünglinge ihre edle Zeit und das sauer erworbene Geld ihrer Aeltern vertändeln, so ist auch hier der Schein wieder größer als die That: der Schein, der bei dem Studenten mehr scheint, als bei den Jünglingen der übrigen Klassen, weil er meint der Welt nichts zu verbergen zu haben. Die Jugend muß ja ihre Tändeleien und Thorheiten haben, und läßt sie sich nicht nehmen. Wer sich in der Welt ein wenig umgesehen, und das Thun und Treiben der Menschen betrachtet hat, findet bald, daß jede Klasse und jedes Alter der Menschen ihren Bocksbeutel, ihre Ceremonien und Pedantereien und Nichtigkeiten, kurz ihren Comment trotz einem Studenten haben, die sie sich nicht nehmen lassen,

und daß der Student nicht der einzige Jüngling ist, der seine Zeit oft auf eine alberne und abgeschmackte Weise tödtet.

Viel schwerer und gewichtiger, als diese Anklagen, sind die Beschwerden, welche über die Orden und Landsmannschaften und ihre Tyrannei und über die Zweikämpfe geführt werden. Das sind wirkliche und den Studenten mehr als anderen Volksklassen eigene Uebel, deren schädlichen und manchem Jünglinge allerdings verderblichen Mißbrauch kein Verständiger ableugnen wird. Wenn es nur so leicht wäre, diese zu zerstören, als es leicht ist zu begreifen, daß sie zerstört werden sollten!

Bei den Orden und Landsmannschaften rechne ich den Verlust der Zeit, die ja auf so vielerlei Weise verloren und wieder gewonnen wird, unter die Kleinigkeiten; ihre schlimmste Wirkung ist, daß sie Feindschaften und Spaltungen und Absonderungen veranlassen, ordentliche Stockungen des Geistes, den sie nicht, wie er sollte, durch alle Glieder des akademischen Leibes fließen lassen. Oft giebt es zehen oder zwanzig Jünglinge, deren freudiger und ritterlicher Geist tausend andere beleben und erfrischen könnte; dieser würde ohne solche geschlossene Gesellschaften, die einander gewöhnlich feindselig gegenüber stehen, über alle andere hinwehen und strömen; nun bleibt er innerhalb der Gränzen der Gesellschaft, der sie angehören. Da sind, wie ich oben angedeutet habe, die Landsmannschaften noch schlimmer, als die Orden, weil die Jünglinge jedes einzelnen kleinen teutschen Landes allein mit

einander umgehen und für sich bleiben, und so sich unter einander verleben oder, was man nennt, verbauern; so daß diese Thoren ganz des Hauptzwecks verfehlen, weswegen sie die Heimath verließen, nemlich andere Sitten und Arten ihres Volkes zu sehen und aufzunehmen. Man hat gegen diese Orden und gegen die dumme Wuth der Landsmannschaften genug versucht, Gesetze sind genug gegeben, Strafen sind genug gesetzt, auch zum Theil mit Strenge ausgeführt, und das Uebel ist unter anderen Namen und Gestalten geblieben, ja es ist wohl gewachsen, je mehr Wichtigkeit man ihm beizulegen schien. Wilde Hetzereien, Verletzungen der Treue, falsche Eidschwüre, Aufruhre, Einkerkerungen, Verbannungen, vermehrte Zweikämpfe — das sind die gewöhnlichen Folgen gewesen, wenn man ja einmal angefangen hat, das Uebel an der Wurzel auszrotten zu wollen, und gleich darauf hat es sich in verjüngter Lebendigkeit gezeigt. So daß man, durch die Erfahrung geleitet, endlich als das Klügste gefunden hat, sich zu stellen, als ob man von dem Daseyn solcher geheimen Gesellschaften und von den landsmännischen Verbrüderungen gar nichts wisse.

Dies hier Gesagte gilt beinahe auch von den Zweikämpfen. Man hat sie nun Jahrhunderte verschrieen und geächtet als einen Auswuchs barbarischer Rohheit, als einen höllischen Weg, mit Vorbeigehung des Gesetzes sich sein sogenanntes Recht mit der eigenen Faust zu suchen; man hat aus den Grundsätzen der Sittenlehre und des Christenthums zu beweisen gesucht, ein Zweikampf sey etwas Gräuliches und

Abscheuliches, und allen Verboten und Lehren und Strafen zum Trotz findet sich diese Barbarei noch in der Mitte von christlichen Staaten. Ich könnte hier in die allgemeine Verbannung und Aechtung der Zweikämpfe einstimmen; aber wozu Lügen? wozu etwas für eine Abscheulichkeit erklären, was es an sich nicht ist? wozu etwas als Barbarei schelten, daß mir mit dem Christenthume innig verwachsen zu seyn scheint? Es giebt Fälle, Ehrenfälle und Herzensfälle, die man vor keinen Richter bringen darf, sondern die allein durch ein Urtheil Gottes, durch das Schwerdt geschlichtet werden können. Dies ist meine Ansicht von der Sache; aber ich will die Studenten dadurch nicht zu blutigen Kämpfen ermuntern noch damit alle die jämmerlichen Bestimmungen ihres Comments billigen, nach welchen man sich oft um wahre Kindereien raufen muß. — Auch wegen dieser Zweikämpfe hat man genug geboten und verboten und gesetzt und gestraft, und sie sind immer geblieben. Ein Mittel gäbe es allerdings, wenn man jeden Zweikämpfenden allenthalben in Teutschland unerbittlich mit dem Tode bestrafte; dieses würde seine Wirkung nicht verfehlen. Allein wegen des Misbrauchs der freiesten und adlichsten teutschen Jugend die Ehre und den Gebrauch ritterlicher Waffen nehmen und sie zu Knechten erniedrigen — das wäre denn doch immer ein schlechter Rath und eine schlechte That.

So viel steht fest nach unsern Betrachtungen, daß gebietende und verbietende Gesetze, Professorenassembleen und Studentenklubs und Ehrengerichte und andere Herrlichkeiten

der Art die Uebel nicht heilen und den Misbräuchen nicht abhelfen können, welche die akademische Freiheit und das teutsche Studentenleben mit sich führt; nur eine ganz neue Verfassung könnte hier gewaltig helfen, wenn man nemlich den freien teutschen Studenten zu einem mönchischen Neuling oder zu einem französischen und englischen Studentenschüler erniedrigte. Aber wie die Engländer gefürchtet haben, eine geheime und alldurchdringende und allumfassende Polizei bei sich einzuführen, wenn gleich alle Tage einzelnen Leuten mit Pistolen auf der Brust auf den Landstrassen Uhren und Geldbeutel abgefordert werden, so wollen wir einzelner Ausschweifungen und Misbräuche wegen die fröhlichste und herrlichste germanische Freiheit nicht todtschlagen lassen. Traurig genug ist es allerdings, daß selbst in dieser grossen und ausserordentlichen Zeit, wo unterst im Volke ein höherer Geist wirkt und waltet, laut der Klage meines jungen Freundes und laut meiner eigenen Erfahrung, noch teutsche Universitäten sind, die damit prahlen, daß *ihnen und ihrer Jugend die sogenannte Germanenwuth und alle politische Narrheit fern sey, daß allein die Wissenschaften alle ihre Triebe und Neigungen haben*, daß noch Studenten sind, die mit den mattesten und erbärmlichsten Albernheiten wie mit den ernsthaftesten Dingen spielen können, die in künstlich getriebener und gemachter Rohheit, worin sie den Gipfel der Freiheit setzen, und in fauler und schroffer Abgeschlossenheit sich den gewaltigen Geistern zu versperren scheinen, welche bis in die Hüt-

ten des ärmsten Tagelöhners durchgedrungen sind. Aber dies kann nicht gebessert werden durch positive Gesetze noch durch ein von Grund aus umgegossenes Studentenwesen, durch eine noch so klug und weise beides für die Freiheit und die Tugend berechnete und entworfene neue Studentenverfassung oder einen neuen Comment. Wenn man sich nicht freiwillig täuschen will, so weiß man ja, daß alles dieses, wie vortrefflich es auch sey, nicht durch die Annahme (wir setzen voraus, daß es angenommen würde) lebendig wird, sondern nur durch die Art derer, die es annehmen. Die Art muß man zuerst verbessern; dann macht sich der bessere Comment von selbst. Ueberhaupt bin ich nach meiner Ansicht der Dinge und nach der Erfahrung, die ich im Leben gemacht habe, der Meinung, daß für die Freiheit, welche akademische Freiheit heißt, fast gar keine Gesetze gegeben werden müssen, sondern daß die Jugend, welche bestimmt ist, einmal die Geister zu führen, durch das freieste Gesetz der Meinung und durch den freiesten Meister, durch den Geist, beherrscht werden muß.

Der Apostel Paulus sagt: Durch das Gesetz ist die Sünde in die Welt gekommen. Dieser große Spruch, den man bei der Erziehung der Jugend und in der Gesetzgebung bei der Erziehung des Volkes nie aus den Augen verlieren sollte, gilt nirgends mehr als bei den Studenten. Positive Gesetze verhüten zuweilen Verbrechen und Laster durch die Furcht vor der Strafe; die Gewalt haben sie nicht, daß sie Sitte und Tugend erschaffen können. Da

wir aber wollen, daß die Meinung, worin die höchste Macht der Sitte ist, und daß der edlere Geist des Zeitalters die Studenten beherrsche statt des bestimmten Gesetzes, so müssen wir uns doch umsehen, wodurch diese mächtige Meinung und dieses edlere Streben hervorgebracht werden könnte, wodurch die Misbräuche und Wildheiten der akademischen Freiheit eingeschränkt würden.

Ein großes Mittel, die Studenten vor vielen Uebeln des Studentenlebens zu bewahren, ein Mittel, das sich fast immer als bewährt erprobt hat, haben die Aeltern ganz in ihrer Gewalt. Sie sollen die Jünglinge reifer werden lassen, als sie gewöhnlich sind, wann sie zur Universität geschickt werden. Ein Jüngling von sechszehn, siebenzehn Jahren ist den Verführungen und Kämpfen der Freiheit noch nicht gewachsen. Vor dem neunzehnten, zwanzigsten Jahre sollte keiner eine Universität besuchen. Dies würde viel Unglück abschneiden, und die Studentenfreiheit würde dadurch im Ganzen einen festeren und würdigeren Ton bekommen, und viele weniger würden die Opfer jugendlicher Leidenschaften und Thorheiten werden.

Die herrlichste Wirkung für eine edlere öffentliche Meinung, die besonders in dem geistreichsten Theile des Volkes herrschen wird, in denjenigen, die ihr Leben den Studien weihen, wird die immer allgemeiner werdende Ansicht haben, daß jeder teutsche Jüngling zum Streiter für das Vaterland bestimmt ist, daß er auf das früheste wehrhaft und waffengeübt seyn soll. Wann diese Ansicht Einsicht wird, wann

zweckmäßige Kriegsübungen allmählig über ganz Teutschland eingerichtet werden, und wann einzelne Regierungen in kümmerlicher Engherzigkeit nicht hindern, daß die Jugend dabei mit den wahren und unsterblichen Grundsätzen von teutscher Ehre, Freiheit und Vaterland getränkt werde, so wird ein höherer Ernst und eine stillere Würde in das ganze Leben treten, ein teutscher Ernst und eine teutsche Würde, und diese wird in denen am mächtigsten wirken, welche am empfänglichsten für alles Große und Heilige sind, in den Jünglingen. Sie werden durch mannliche Uebungen ihren Leib bewehren gegen Feinde und ihre Seele bewehren gegen Laster. Fürchterlich oft ist der Trieb der Wollust in den grünen Jahren; nicht das Evangelium, nicht Gott und nicht Gebete, nicht die Thränen und Vermahnungen treuer und frommer Aeltern, nicht das geistigste und sittlichste Streben eines reinen Gemüthes schirmen immer gegen seinen irdischen Ungestüm; das ist das glücklichste Mittel dagegen, was das Leibliche und Geistige gehörig gemischt in sich enthält. Dieses Mittel sind gymnastische und kriegerische Uebungen, woran immer der Gedanke und die Liebe des Vaterlandes gehalten wird. Dadurch habe ich eine gewaltige Macht über den Knaben und Jüngling, wenn ich ihm das große zugleich leibliche und geistige Vaterland zeige: das Leibliche, was immer gerüstet und gethan werden muß, damit das Volk in Kraft und Blüthe bleibe, und das Geistige, die großen Thaten, Künste, Trefflichkeiten und Erinnerungen der Vergangenheit und der Gegenwart. „Knabe und Jüng-

„ling, du sollst züchtig leben, du sollst kein Weichling seyn,
„du sollst Leib und Seele stählen, damit du einst allen
„Gefahren gewachsen seyest, damit du einst ein Mann un-
„ter teutschen Männern genannt werdest, damit du dem
„Vaterlande treu und redlich die unerlösliche Schuld bezah-
„len und seine Ehre und sein Glück erhalten und fortpflan-
„zen helfen könnest; Knabe und Jüngling, du sollst dei-
„nem teutschen Namen Ehre machen, du sollst einst als
„ein starker, tapferer und biederer teutscher Mann da-ste-
„hen." — Solche Worte, weil sie das Irdische und Leib-
liche immer vor Augen halten, sind gewaltiger für die Zucht
der Leiber und den Ernst der Gemüther, als alle allgemeine
Lehren und Ermahnungen, welche von Sünden und Gefah-
ren sprechen, die dieses Alter gewöhnlich noch nicht kennt,
und welche auf Rücksichten und Pflichten hinweisen, die zu
geistig und unsichtbar sind, als daß sie der Seele der Jüng-
linge immer in voller Stärke gegenwärtig seyn könnten, ja
welche wohl überhaupt in diesem Alter noch keine Stärke
haben können. Diese Kriegsübungen, und was sich an sie
von politischer und sittlicher Erziehung knüpfen läßt, und
die Turnübungen, die unser wackerer Jahn wieder ins Leben
erweckt hat und die hoffentlich in wenigen Jahren bei keiner
Schule und bei keinem Gymnasium in Teutschland mehr
fehlen werden, müssen uns eine viel festere und ernstere
Jugend schaffen, die durch eine höhere Ansicht des Lebens
und durch die innig gefühlten Pflichten, die jeder Teutsche
gegen sein Volk und sein Vaterland hat, von vielem Leicht-

sinn befreit und vor vielen Thorheiten und Ausschweifungen behütet ist, worüber jetzt nicht mit Unrecht oft auf Universitäten geklagt wird. Dies wird auch seinen wohlthätigen Einfluß auf die Zweikämpfe zeigen und die Misbräuche mit denselben um vieles verringern. Man wird sich nicht mehr um Kindereien raufen; ein strengerer Ernst der Meinung, der sich frühe bei den Jünglingen befestigt hat, wird den Unfug als Unfug und die Albernheit als Albernheit verdammen, und vor allen wird den Renommisten und Händelmachern, wann so viele mit dem Eisen des Schwerdtes und des Gemüthes gerüstet da stehen, ihr schändliches Handwerk gelegt werden; die Meinung wird denjenigen für ehrlos und jedes ehrlichen Kampfes unwürdig erklären, von dem man beweisen kann, daß er absichtlich und ungereitzt jemand beleidigt habe.

Davon erwarten wir aber auch sehr viel, ja wir sehen an manchen Orten unsere Hoffnung schon erfüllt, daß das Zeitalter nicht allein die Jungen, sondern auch die Alten; nicht allein die Lehrlinge, sondern auch die Lehrer bilden wird. Todt war alles geworden, Gott und das Leben und die Wissenschaft und die Kunst; der frische Wind, der über die Welt hingewehet ist, der feurige Geist, der durch das teutsche Volk gebrannt hat, haben das Todte und Starre wieder erquickt und erfrischt. Jetzt können die Alten, die Griechen und die Römer, und unsre alte Geschichte und unsre ganze herrliche Vergangenheit der Jugend wieder lebendig gewiesen und gelehrt werden, und so kann Stolz auf

Kraft und Männertugend, Stolz auf Wahrheit und Gerechtigkeit, Stolz auf Freiheit und Vaterland, Stolz auf teutsche Biederkeit und Redlichkeit schon den Seelen der Knaben unauslöschlich eingebrannt werden, so daß der schöne Stämpel der frühesten Jahre später gar nicht mehr zu verwischen ist; jetzt können sie fühlen lernen, was in der Unschuld und Keuschheit stark, in der Ehre und Treue unüberwindlich, in dem Ernst und der Selbstüberwindung heldenmüthig ist. Und dies muß sich durch so viele zu einer grossen Tugend, zu einer neuen teutschen Tugend, zusammenbinden und das hervorbringen, was man eine teutsche Meinung nennen kann. Diese Meinung wird allenthalben seyn, sie wird mächtig und feurig auch unter den Studenten herrschen und walten, und als höchstes Gesetz ihres Lebens die akademische Freiheit zügeln und bändigen helfen.

Dies hoffen wir von Schulen und Gymnasien; Grösseres fordern wir von den Lehrern der Universitäten. Wenn der lebendige Wind, von dem wir sprechen, der gottlob so vielen todten Schutt aufgewehet hat, auch über die Todtenfelder und Gräber der Gelehrsamkeit, worin so viele Gespenster und Uhus und Käuze hausen, hingeblasen und den Staub weggeblasen und die starren Knochen wieder mit Leben durchhaucht hat, so müssen die Gelehrten jetzt auch wieder frisch in das Leben hineintreten und der Jugend das Leben vorhalten und die gewaltige Wahrheit und Majestät des Lebens. Wann diese Lehrer fühlen, was die wahre Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist, was die Tugend und Würde der Männer

bedeutet, wann sie selbst gerüstete und feste und ehrenwerthe Männer sind, so muß ihr Wort und ihre That das akademische Gesetz seyn, sie müssen nicht durch geschriebene und gedruckte Gesetze, sondern durch das lebendige Gesetz ihres Mundes und durch das lebendigere Gesetz ihres Beispiels die Meinung führen und die Tändeleien und Thorheiten und Wildheiten der Jugend bändigen helfen. Schwächliche und erbärmliche Bücherwürmer, die alles Andere kennen, nur nicht das Leben, können und dürfen das freilich nicht; aber Männer können und dürfen es, und Männer sollten auch nur Lehrer seyn.

Also weg mit allen kleinlichen Versuchen der gewöhnlichen Zierlichkeit und Ehre, womit man die gewaltigen Leidenschaften und Triebe der Jugend zahm und kirr machen will! weg mit allen noch so schönen und menschlichen Gesetzen, wodurch man Sitte und Tugend vergeblich zu schaffen meint! und das Leben ergriffen und die Kraft des Lebens gestählt und als das Höchste des Lebens vorangestellt! Und auf diese Weise, und auf diese Weise nur und auf keine andere, wird auch unter den Jünglingen auf der Universität eine öffentliche Meinung entstehen, eine große Volksmeinung, weil sie aus den höchsten Ideen, welche die Lehrer vor allen andern Ideen nähren müssen, erwächst: aus den Ideen vom teutschen Vaterlande und Volke und von teutscher Tugend und Ehre. Diese Meinung wird die geistigeren und feurigeren Jünglinge unwiderstehlich ergreifen und eine neue teutsche aka-

demische Ritterlichkeit in That und in Gesinnung schaffen: der alte Comment wird durch diese schönste Gewalt des ungeschriebenen Gesetzes theils umgearbeitet, theils völlig weggearbeitet werden; denn bewahre Gott, daß das teutsche Studententhum nicht auch künftig noch als ein ganz eigenthümliches Leben, als der freieste Staat im Staate, erscheine. Wann diese Stärke der Meinung erwachsen ist, was, wie wir hoffen, in wenigen Jahren allenthalben geschehen wird, wo die Regierungen das Teutsche und Freie nicht absichtlich hindern, dann wird über viele Mängel und Uebel der teutschen Universitäten nicht mehr geklagt werden, und die freiesten Jünglinge werden, so sehr es die irdische Unvollkommenheit erlaubt, zugleich die rüstigsten und ernstesten und die freudigsten und fröhlichsten seyn.

So bleibe denn in deiner ganzen Fülle, goldene akademische Freiheit! uralte und herrlichste Ritterschaft des Volkes der Germanen! Bleibe und blühe und gedeihe ohne ein anderes Gesetz als das Gesetz des Geistes und ohne eine andere Schranke als die Schranke teutscher Sitte! blühe und schwebe in deiner Kraft, und erhalte uns bis in die spätesten Jahrtausende die Urenkel tapfer und rüstig und frei, wie du selbst in dieser letzten matten Vergangenheit der einzige Athem Gottes gewesen bist, der das Todte wieder belebt und das Verzweifelte wieder beseelt und ermuthigt hat. Der Tyrann, der jetzt nach der Insel Helena schwimmt, und die Schergen und Trabanten seiner Herrschaft kannten dich wohl und zitterten vor deiner Herrlichkeit; sie wußten, daß ein Volk nicht

unterjocht ist, bei welchem es noch einen Winkel giebt, wo freie Männer denken dürfen. Hätten sie zuletzt gesiegt, sie würden alle teutsche Universitäten vernichtet und die französischen Mammeluckenschulen eingerichtet haben, in welchen die Leiber zu Soldaten und die Geister zu Knechten abgerichtet wurden. — Ja wir müssen es aller Welt sagen, daß unsre Universitäten, daß die akademische Freiheit und der akademische Geist, der wie ein frischer Samen der Tugend und Ehre über das ganze Volk ausgesäet wurde, unser Vaterland von Sklaverei errettet haben. Dies müssen wir laut sagen und immer wieder sagen, damit das Volk das wahre Palladium seiner Freiheit erkenne und ehre, und damit die kleinlichen Richter und Einrichter gezügelt werden, welche die große Freiheit oft vertilgen mögten, damit die kleine Freiheit gar keine Sprünge machen könne, die freilich wohl zuweilen links und rechts aus dem Wege heraus und über die Köpfe der Leute weggehen können, wodurch aber mehr die Bequemlichkeit als das Glück der Welt gestört wird. Das bekennen wir aber frei, daß uns von allen Sterblichen diejenigen die verächtlichsten und abscheulichsten sind, welche die stolze Freiheit aus Faulheit hassen.

XVIII.

Bericht an den König über die Lage Frankreichs und über die Verhältnisse mit den fremden Mächten, eingereicht den 20. Jul. 1815 von dem Herzog von Otranto.

Von diesem Berichte ist seit mehreren Wochen geredet, als von einem Machwerke Fouchés, doch ist dem hin und wieder widersprochen worden. Indessen jetzt versichern mehrere öffentliche Blätter und auch wiederholte briefliche Nachrichten, er sey allerdings von dem ehemaligen Herrn Polizeiminister, der dem armen schwachen Könige Ludwig das unbändige und stätische Pferd Frankreich zureiten helfen soll, unter das Volk ausgelassen. Ist er von Fouché, was allerdings sehr wohl seyn kann, so ist die Absicht unverkennbar. Erstlich, man will schrecken den König, damit man den armen alten Mann ganz eingarne, und die Herrscher, wenn sie sich in solche Mausefallen fangen liessen. Zweitens man setzt sich darum so auf das hohe Pferd und spricht in so stolzen Phrasen von der grossen Nation, um dem eitlen und prahlerischen Volke zu schmeicheln und bei jedem künftigen Umschlage, der zu seiner Zeit gewiß kommen wird, und den man selbst vorbereiten helfen wird, auf allem Fall sicher zu gehen. Man hat ja eine so herrliche öffentliche Erklärung niedergelegt, die man dann hervorholen und wo-

durch man sich von allen Anklagen der Verrätherei und der Durchstecherei mit den Burbonen und den Königischen weiß brennen wird.

Wie dem auch sey, merkwürdig und unverschämt genug ist das Ding, eine wahre Variation zu dem jetzigen heulenden und mordenden blutigen Konzert des bösen Volkes. Weil es indessen bestimmt ist, Sand in die Augen zu streuen, und weil es sich mit Empfindungen und möglichen Entschlüssen brüstet, die ein solches Volk nicht haben kann, so haben wir nicht für unschicklich geachtet, es abdrucken zu lassen und es mit einigen Randglossen zu begleiten. Denn das ist zu arg von diesem schaamlosen Diebsvolke, daß sie sich endlich, nachdem sie Gott und Menschen so lange verleugnet haben, daß die Strafe kommen mußte, noch mit edlen und frommen Völkern auf Eine Linie zu stellen erfrechen.

So lautet der Bericht:

Sire. Die Verheerungen Frankreichs sind auf ihrem Gipfel; man zerstört, man verwüstet, als wäre für uns weder Friede noch Vertrag weiter zu hoffen; die Einwohner nehmen die Flucht vor zuchtlosen Soldaten; die Wälder füllen sich mit Unglücklichen, die dort eine letzte Zuflucht suchen; die Aerndten werden auf den Feldern vergehen; bald wird die Verzweiflung die Stimme der öffentlichen Macht nicht mehr hören — und dieser, für den 1) Triumph

---

1) Was ein Franzose nicht alles schwatzen und der Welt mit Worten ohne Sinn und Verstand einbilden kann! Für

der Mäßigung und Gerechtigkeit unternommene Krieg gleicht der Barbarei jener jammervollen und zu berühmten Völkerüberschwemmungen, deren Erinnerung die Geschichte nur mit Grausen 2) erneuet.

---

den Triumph der Mässigung einen Krieg unternehmen was kann das heissen, wenn es nicht baarer Unsinn ist? Fängt man etwa einen Krieg an, um zu beweisen, wie mässig man im Siege seyn kann? Das wäre etwa die Lehre, als wenn jemand einen andern zum Zweikampf ausforderte und ihn niedermachte, und dann den Leuten zuriefe: seht wie tapfer ich bin! oder meint er den Pariser Frieden und will er die Güte und Großmuth der Herrscher verspotten, die sich damals von den Fuchsschwänzeleien und Schmeicheleien eben dieser verbrecherischen Rotte, für welche auch dieser Bericht eine Schutzschrift seyn soll, misbrauchen ließ und die gerechten Hoffnungen edler Völker täuschte? Der Triumph der Gerechtigkeit läßt sich hören. Den hat Gott von oben gegeben, und die Herrscher werden den Sieg auch nicht als das Werk ihrer Weisheit betrachtet wissen wollen; doch können sie noch einen grosen Triumph der Gerechtigkeit erringen, wenn sie die Franzosen nicht verheeren, nicht ausplündern, nicht berauben und verwüsten lassen, was ihre Heere auch nicht thun, sondern wenn sie sie strenge und gerecht bestrafen und sie so klein und demüthig machen, daß sie sich für das nächste Jahrhundert den kaiserlichen Kitzel der Eroberungskriege und der Universalmonarchie, die ihr Ludwig der Vierzehnte und Napoleon weiland ihnen so süß gemacht hatten, werden vergehen lassen müssen.

2) Ei die liebe Unschuld, wie sie bei dem grämlichen Worte Invasions erschrickt! Sollte dieser Gauller seinem Napoleon nie Weihrauch gestreut und die Invasion de l'Espagne, l'Invasion de l'Autriche, l'Invasion de l'Allemagne, l'Invasion de la Russie nicht den Triumph der Menschheit und Freiheit, die Verjagung der letzten europäischen Barbarei, die Wiederherstellung und Verjüngung im Aberglauben und in der Knechtschaft verdumpfter und verstockter Völker genannt haben?

Die verbündeten Mächte haben ihre Lehre zu laut verkündigt, als daß man an ihrer Großmuth 3) zweifeln könnte. Welchen Vortheil kann man aus so vielen unnützen Uebeln ziehen? Sollte es keine Bande mehr unter den Völkern geben? Will man die Versöhnung Europas mit 4) Frankreich verzögern? Eine der Absichten der Herrscher schien zu seyn, die Regierung Eurer Majestät zu befestigen, und Ihr Ansehen wird unaufhörlich preisgegeben durch den Zustand von Ohnmacht 5), worein man Sie gesetzt hat. Ihre Macht wird sogar verhaßt gemacht durch die Uebel, die Sie

---

3) Sie können euch gar nicht strafen, wie ihr verdient; sie werden, auch wenn sie nicht großmüthig seyn wollten, immer zu großmüthig seyn müssen.

4) Versöhnung? Versöhnen kann der Mensch sich nur mit dem, der sich mit Gott versöhnt hat, d. h. dem seine Sünden und Verbrechen leid sind, und der es also mit seiner Besserung ehrlich meint. Man versöhnt sich mit keiner Räuberbande, aber man bindet ihr Hände und Füße und setzt sie ausser Stand zu schaden. So allein kann Europa mit den Franzosen den Frieden schliessen, daß es sich die Sicherheit nimmt, daß sie zittern müssen wieder treulos zu seyn.

5) Ist es nicht ganz der Klang vom Frühlinge 1814? Was meint diese Ohnmacht des Königs? Den Aufenthalt der fremden Heere meint sie, die billige Forderung von Kriegssteuern und Abtretungen der entwandten teutschen und niederländischen Gränzen meint sie. Sie sollen Fouché und Gesellen ihren Ludwig allein überlassen, damit sie ihn mit Spott und Hohngelächter ihnen auf dem kürzesten Wege wieder nachschicken und wieder versuchen, ob sich die dummen Barbaren des Nordens nicht einmal gründlich schlagen lassen, damit sie diesseits des Rheins das alte verruchte Spiel wieder anfangen können.

mitzuschaffen scheinen, weil Sie dieselben nicht hindern können. Euer Maj. haben als Verbündeter 6) den Vertrag vom 25. März unterzeichnet, und man macht Ihnen den gradesten Krieg.

Die Herrscher kennen den Umfang der Einsichten in Frankreich; keine Verkünstelung, keine Art Fehler, keine Gattung dessen, was seyn muß, entgehen dem Scharfblick dieses Volks. Obgleich gedemüthigt durch die Nothwendigkeit (humilié par la nécessité) 7) giebt es sich diesem mit

---

6) Lächerlich, als Verbündeter? warest du etwa auch einer der Verbündeten, liebenswürdig blutiger Fouché, die den Vertrag vom 25. März abschloßen? Also für Ludwig den Achtzehnten ward der Krieg allein unternommen, und obenein war er Mitverbündeter? Nein nicht dafür sind Hunderttausende ins Feld gezogen, und haben wieder 60000 Tapfere geblutet, daß Fouché und Talleyrand unter der Firma Ludwigs des Achtzehnten den Völkern und Herrschern Unverschämtheiten sagen durften, wie sie unter ihrem Napoleon genug gethan, sondern, daß sie den Frevel und das frevelnde Volk straften, das Gott, dessen Langmuth endlich müde ist, nach einer einzigen Schlacht in ihre Hände gegeben hat. Je schärfer sie strafen, desto fester wird Ludwig auf seinem Throne sitzen, wenn er überhaupt noch sitzen kann.

7) Ehe diese Gott erkennen, kann es nicht besser werden mit ihnen, und mir däucht, ich sehe schwere Schicksale des bösen Volkes vorher, denn der trotzige Sünder ist aller Erkenntniß unfähig. Also nur gedemüthigt durch die Nothwendigkeit? Was ist das für eine Heidensprache? Ja wenn ihr Heiden wäret, ließe sich das noch hören; aber zu tüchtigen Heiden fehlt euch das Zeug, dazu seyd ihr zu jämmerliche und nüchterne Sünder, zu lügenhafte und prahlerische Gesellen. Wenn nur ein einziger sagte des Volkes: Gedemüthigt durch die gerechte Hand Gottes!

Math-him; die einzigen Uebel, die es nicht ertra-gen kann, sind die, welche es nicht begreifen kann. 8) Haben Ew. Maj. für den Vortheil der Mächte und für den Frieden nicht alles gethan, was von ihren Bestrebungen abhing? Bonaparte ist nicht allein abgesetzt, sondern er ist in den Händen der Verbündeten 9), seine Fa-

---

Aber wie sollten solche diesen Namen aussprechen! sie würden ohnmächtig und schlagisch hinstürzen, wenn sie ihn nur nennen hörten, wie der Volksglaube dies von Teufeln und Hexenmeistern meint, die bei der Nennung des Namens Gottes nicht Stich halten können.

8) Da hast du es getroffen. Nein, ihr könnt es nicht begreifen, daß ihr besiegt seyd, daß ihr nicht mehr von Universalmonarchien träumen, nicht mehr die alten hellen Namen eurer Eitelkeit klingeln könnt; ihr könnt es nicht begreifen, daß die Fremden einmal in Paris schalten. Wenn ihr die Zeit und euch begreifet, würdet ihr euch wundern, daß Paris nach Lübeck und Saragossa und Moskau und Smolensk nicht ein Aschenhaufen ist. Weil man immer noch zu gnädig ist, darum könnt ihr das Schicksal nicht begreifen. O ihr werdet euch durch die schwerer und schwerer sinkende Schuld die Ruthe des Schicksals immer fester zusammenziehen, und dann werdet ihr begreifen, wo ihr vor Gott und in der Geschichte steht, und zittern, aber euch nicht schämen.

9) Die elende Fabel, als wenn sie Bonaparte ausgeliefert hätten! Der Jämmerliche, ein Held ihrer würdig, hat das Trauspiel nicht ausspielen können, sondern es zum zweiten Male als eine Farze fallen lassen. Ihm blieben Hülfsmittel genug, wenn er der mariusische oder mithridatische Mann war, der ein großes Schicksal herausfordern und auf Leben und Tod mit ihm in die Schranken reiten konnte. Daß er auf ein wüthendes Heer, das, wenn man alles zusammenrechnet, immer noch 200000 Mann stark war, daß er auf noch mehr als 40 starke Plätze, daß er in einer Volksmenge

will ist gleichfalls in ihrer Macht, weil sie auf Ihrem Gebiete ist; die Kammern sind aufgelöst worden; bald werden in den öffentlichen Stellen keine andere Leute mehr seyn, als welche Freunde des Friedens und Ew. Maj. ganz ergeben sind. 10)

Man hatte die Bonapartisten 11) gefürchtet, obgleich keiner von ihnen mehr gefährlich seyn kann. Ew. Majestät

---

von 30 Millionen Seelen immer noch auf gute Dreiviertel rechnen könnte, sehen wir nun. Aber weil ihm das Leben lieber war als die Ehre, hat er, als es gefährlich ward, das Sichere für das Unsichere gewählt, und das verächtliche Leben nach Helena fortschleppen lassen. Seine Feigheit hat ihn abgesetzt, seine Feigheit hat ihn ausgeliefert, nicht Fouché und seine Helfershelfer. Diesen Leutchen war er zu mächtig, und sie durften ihm vor dem Volke auch nicht ein Haar krümmen; denn das wollen wir ihnen auf ihr Wort glauben, daß es ihnen an gutem Willen zu dieser Schande nicht gefehlt hat. Sie haben ja an Ludwig dem Achtzehnten die Beweise gegeben, sie werden sie wieder geben.

10) Bette dich nur auf diesen Rosen, armer Ludwig! die Nesseln werden schon durchstechen, ja sie stechen schon durch.

11) Die Bonapartisten? Wohin gehört ihr alle denn, die ihm wie gemeine Knechte gedient und der Welt so viel Elend zugefügt haben? Wer führte diese Sprache von Ungefährlichkeit im Jahre 1814? Nicht achtzehen, die geächtet sind, und von denen vielleicht nicht drei ihre Strafe leiden werden, forderte die Geschichte als Beispiel, daß es nicht lohnt, alle Gesetze der Menschlichkeit und alle Rechte der Völker mit Füßen zu treten. Ein paar Hunderte müßten es seyn, die Blutsäufer der Länder, die Raubmarschälle, die Oberzöllner, die Oberintendanten und die Polizeiminister und Oberpolizeimeister ohne Ausnahme, an deren verruchten Händen Blut von allen Völkern Europas klebt.

haben indessen in dieser Hinsicht alles bewilligt, was des Beispiels wegen verlangt werden konnte.

Wenn man nach der Besiegung Frankreichs noch behauptete, daß es nun auch noch bestraft werden muß, so würde diese Sprache, deren man sich nach den Versprechungen der verbündeten Herrscher 12) nicht hätte versehen sollen, es nöthig machen, daß man alle Folgen davon wohl erwägen wolle.

Wofür wollte man uns bestrafen? sollen wir die Herrschaft eines einzigen Mannes und die Uebel, die sie hervorgebracht hat, abbüßen? Wir waren die ersten Opfer derselben, wir haben Europa zweimal davon befreit 13). Nicht in den fremden Landen, in Frankreich hat das Schrecken beständig seine Ruhe gestört ungeachtet seiner Macht. Nie ist es ihm gelungen, den Krieg zu einem Volkskriege 14)

12) Was haben die Herrscher denn versprochen? Gnade und Verzeihung und die Haltung des unseligen und ungesegneten Pariser Friedens, wenn ihr von dem Korsen liesset und die Bedingungen jenes Friedens erfülltet. Das habt ihr nicht gethan, ihr habt an den Krieg gewettet, ihr habt die Wette verloren, ihr seyd keine Verbündete, unter welchem lächerlichen Titel ihr euch mit eurem Könige hinstellet; ihr seyd Besiegte. So ergehe denn über euch, was Rechtens ist, da ihr die Gnade nicht gewollt habt.

13) Einzige Gaukler und Lügner! Ihr habt das gethan? Und wir hörten euch bellen und knirschen, als er nach Elba abgeführt ward; und wir hören euch bellen und knirschen und heulen und brennen und einander morden, weil ihr nicht vergessen könnet, daß der Fürst eurer Herrlichkeit gefallen ist.

14) Richtig, weil ihr dazu zu schlecht seyd und zu feig. Er wäre unbesieglich gewesen mit 30 Millionen Menschen,

zu machen; Instrumente sind nicht Mitschuldige 15). Wer weiß nicht, daß derjenige, der die Tyrannei übt, 16) in der Menge immer eine hinreichende Macht findet, sich Gehorsam zu verschaffen?

Man wirft uns sogar seine glücklichen Erfolge vor; sie werden durch genug Unfälle ausgeglichen. Welch ein Bild brachte uns die Verkündigung seiner Siege, als das Bild der Aushebungen, welche eben umgekommen wären und ihre kurze Laufbahn endigten, und das Bild der Aushebungen, die das Eisen der Schlachten noch abmähen sollte? Wir retteten uns wie das ganze Europa durch dieselben Verluste und dieselben Trübsale. Das Heer ist Ew. Maj. unterworfen 17); aber es ist noch beisammen. Wir müssen uns

---

unbesieglich der ganzen Welt, wenn die Verruchtheit die Menschen begeistern und zusammenhalten könnte, wie die Tugend und Gerechtigkeit; aber wie diese letzten durch das Unglück gestählt und befestigt werden, so bröckelt das Böse durch das Unglück unhaltbar auseinander.

15) Eine schöne Lehre. Hat Fouché daran gedacht, als er im Blutausschuß saß?

16) Ja freilich der Pöbel ist der Genosse jedes Verruchten. Aber ist denn der Pöbel so allmächtig? warum hat sich denn kein Volk gegen den Pöbel gezeigt? oder ist das ganze Volk Pöbel geworden?

17) Das heißt, es hat die weiße Farbe für die bunte angesteckt, es hat zum dritten Male umgeschworen, es schreit jetzt Vivent les Bourbons! Vive Louis XVIII! für Vive l'Empereur! und auch das nicht einmal. Die heiseren Kehlen dieser blutdürstigen Höllenhunde tönen zu laut über die Welt und auch zu uns herüber, als daß wir nicht wüßten, was diese Unterwerfung ist. Die Furcht vor den Ver-

über diesen Punkt mit Offenherzigkeit erklären. Was noch bei dem Heere zusammenhält, das hangt nur an der Friedenstiftung und an der öffentlichen Ruhe; sein Zustand von Vereinigung, statt ein Uebel zu seyn, hindert die Verbreitung des Uebels. Der Rücktritt der Soldaten in den Schooß des Volks wird von keiner Gefahr seyn, wann das Ende des Kriegs dem Volke das Mittel lassen wird, seine Beschäftigungen und Gewerbe wieder zu ergreifen. Aber vor diesem Augenblicke, aber wann die Gährung noch nicht ausgelöscht noch der Gehorsam befestigt ist, würde die Vermischung der Soldaten mit den Bürgern nur neuen Brennstoff in einen Brand werfen.

Es ist sehr niederschlagend, zu denken, daß dieser Zustand der Dinge nur in dem Irthum einiger Kabinette, in ihrer Ansicht der Lage Frankreichs seine Quelle hat. Es hangt von ihnen ab, daß alle ihre Wünsche erfüllt werden. Es giebt keine Opfer, welchen ein aufgeklärtes Volk nicht bereit wäre sich zu unterwerfen, wenn es den Zweck sieht, für welchen man sie fordert, und wenn es wenigstens ein Mittel darin findet, größeren Uebeln vorzubeugen. Dies ist die Gesinnung, dies ist der Wunsch aller Franzosen. Will man hingegen vorbereitende Maaßregeln für unbekannte Entwürfe durchsetzen, das heißt ein unmögliches Ding for-

---

bündeten hat sie unterworfen, und doch blecken sie im Ingrimm die Zähne und werden sie gegen ihren unglücklichen König hervorlangen, sobald diese weg sind.

dern. Es giebt keinen blinden Gehorsam in Frankreich. 18)

Die Mächte haben noch keine ihrer Absichten bekannt

18) Das weiß wohl niemand besser, als jener Fouché, der uns eben sagte über Bonaparte: Nicht in fremden Landen, in Frankreich hat das Schrecken beständig seine Ruhe gestört ungeachtet seiner Macht. Diesen blinden Gehorsam kennt Fouché wohl am besten, der so viele Jahre gewacht und mit Spionen und Kerkern und Guillotinen gewacht hat, daß die Ruhe dieses theuren und für Frankreichs und Europas Heil unentbehrlichen Hauptes nicht gestört würde. Daß diese Sklaven meinen sich gleich Freien gebehrden zu dürfen, weil sie aufrührisch seyn können! Das ist das Brandmal ihrer Geschichte, daß sie nicht aus Liebe gehorchen können, daß sie nicht aus Liebe die Freiheit begehren, sondern aus Eitelkeit und Troz. Ich will für diesen knechtischen und blinden Gehorsam des Franzosenvolks einen grosen Ausspruch anführen, der mehr Gewicht haben wird als der meinige, weil er ein kaiserlicher Ausspruch ist, und zwar der Ausspruch eines Kaisers, der den Teutschen sehr lieb war:

„Kaiser Max (der Erste) hat auf eine Zeit gesagt, da er „mit denen von Venedig Frieden machte: Es wären drei „Könige in der Welt, Er der Kaiser, der König von Frankreich, und der König von England. Er wäre ein König „der Könige, denn wenn er gleich seinen Fürsten etwas auflegte, da es ihnen gefiele, so thäten sie es, wo nicht, so „ließen sie es; zeigte damit an, daß ihm die Fürsten niemals wären gehorsam gewest, sondern „thäten, wie sie wollten. Der König von Frankreich „aber wäre ein König der Esel, denn alles, was er die „Seinen hieße, das müßten sie thun wie die Esel. Der „König von England aber wäre ein König der Leute, denn „was er ihnen auflegte, das thäten sie gerne, und hätten „ihren Herrn lieb wie gehorsame Unterthanen.“ (Luth. Opp. edit. Walchii.)

gemacht. Niemand weiß, welchen Begriff man sich machen soll von der Regierung, oder von der Gewalt Ew. Maj., oder von der Zukunft 19). Die Bangigkeit, das Mistrauen sind auf ihrem Gipfel und alles scheint ein Grund des Schreckens inmitten dieser Dunkelheit. Aber mit einem einzigen Worte würden alle diese Stimmungen verändert seyn; es würde keine Schwierigkeiten gegen irgend eine Maaßregel geben, wenn sie den Theil eines allgemeinen Entwurfes ausmachte, welcher durch sein Ganzes dem Gehorsam einige Beruhigungen böte. 20)

---

19) Keiner weiß besser, als dieser pfiffigste und schlaueste aller Polizeiminister, daß das auch so bald niemand wissen wird, die verbündeten Herrscher mögen übrigens thun oder sich erklären, wie sie wollen. An die Zukunft sollten die Herren allerdings ein wenig mehr denken, als sie thun; die könnte auch andern für sie bange machen; sie haben ihr Schiff so mit Sünden überfrachtet, daß es irgendwo scheitern oder bersten muß.

20) Wir kennen das schöne Ganze, (ensemble) was ihr meint. Sie sollen erklären, wie im vorigen Jahre, daß sie bloß gekommen sind, dem edlen, treuen, tapferen und dankbaren französischen Volke Frieden und Ruhe und eine gute Verfassung zu verschaffen, daß sie ihre Heere binnen sechs Wochen aus Frankreich ziehen, daß sie auch keinen Heller Entschädigung oder Wiedererstattung verlangen, daß sie nicht eine einzige Festung, ja nicht eine Hütte von Frankreich reissen, ja ihm nach den Umständen noch etwas zulegen, kurz daß sie sich ganz auf die Treue und Rechtlichkeit dieses edelmüthigsten, dankbarsten und treuesten aller Völker verlassen wollen. Und selbst, wenn dies geschähe, würden die eitelsten und frechsten aller Sterblichen genug hinter ihnen her zu schreien und zu schmähen haben. Wer keine Liebe und Treue

„Mögen die Herrscher denn geruhen sich zu erklären. Warum wollten sie sich dieser Handlung der Gerechtigkeit weigern? Mögen sie alle ihre Forderungen wie eben so viele Bedingungen der öffentlichen Ruhe vereinigen, und möge unser Beitritt zu allen ihren Absichten den Theil einer gegenseitigen Verhandlung ausmachen; dann wird es keine Schwierigkeiten mehr geben. Die Herrscher beachten vielleicht nicht genug, in welchen Zirkel von Verlegenheiten und Schwierigkeiten sie uns und sich selbst setzen. 21).

---

im Herzen hat, wie die Franzosen, der ist nur durch Furcht zu bändigen. Darum sollte strenge gestraft werden, aber gerecht, so daß die Last auf die Schuldigen fiele.

21) Die Herrscher setzen sich in gar keine Verlegenheiten, wann sie die festen Plätze und Stellungen Frankreichs besetzen und 500000 Mann bei euch werben lassen. Sie können dann, wie geduldige und fromme Schulmeister, ruhig den Ausgang abwarten und zusehen, wie sich die freche Jugend betragen wird, und darnach Lohn und Strafe eintheilen. Ludwig der Achtzehnte kommt in gar keine Verlegenheit; er kann in Frankreich nur etwas bedeuten, solange eine bewaffnete europäische Macht da steht. Ihr aber, ihr kommt allerdings in eine gräuliche und halsbrechende Verlegenheit. Ihr habt unter einander und mit allen Partheien und gegen die Fremden und mit den Fremden so viele einander durchkreuzende und verwickelnde und euch selbst endlich bestrickende und fällende Gewebe und Netze der Lüge und des Verraths gesponnen, daß sie reissen müssen; ihr seid zu unruhig, zu eitel, zu frech, als daß ihr den Wolfsrachen und den Fuchsschwanz lange unter dem Schaafpelz, den ihr einstweilen aus Noth angezogen habt, verstecken könntet. Bleiben die Verbündeten nur ein halbes Jahr noch in der jetzigen Haltung unter euch und lassen euren natürlichen Trieben Zeit, sich zu offenbaren, so wird die Hölle freilich platzen müssen,

Wir haben einer guten Ordnung nöthig, um sie zu unterstützen, wir haben ihrer Erklärungen nöthig, um diese gute Ordnung zu stiften. Wollen sie Opfer, welche Vergütungen und einen geschwinden 22) Gehorsam verlangen, so muß zu diesem Zwecke das Ansehen Eu. Maj. voll und ganz seyn. Nichts ist möglich, nichts ist ausführbar, 23)

---

und dann werden auch diejenigen, welche schwer sehen lernen, das sehen, was ganz Europa sieht, und weswegen ihr in solchen gräulichen Verlegenheiten (embarras affreux) seyd. Aber zittert nur, es kommt doch keiner heraus, der es nicht redlich gemeint hat mit der Zeit. Geschieht es in diesem Augenblick nicht, so ist der zweite nicht fern.

22) Der geschwinde Gehorsam ist leicht beizuschaffen, wo der blinde Gehorsam zu Hause ist. Wie man das machen muß, das haben uns Ludwig der Eilfte, Richelieu, Ludwig der Vierzehnte, Louvois, selbst der elende Ludwig der Fünfzehnte, und zuletzt ein Korse, der nichts weiter war als eine kräftige und kühne Räuberhauptmannsnatur, und du Fouché bewiesen; mit 500000 Mann gebietet man nirgends in der Welt geschwinderen Gehorsam, als in Frankreich.

23) O alles ist möglich, alles ist ausführbar bei euch, wenn nur die rechten Mittel gebraucht werden; und ich sehe nicht, warum man die Franzosen mit Lilienstängeln streicheln soll, wo sie uns mit Skorpionen gegeisselt haben. Wenn wir nicht aus den Schranken der Menschlichkeit treten, wenn wir der Wehrlosen schonen und der Greisen, Weiber und Kinder, die Gottes unmittelbare Schützlinge sind; wenn wir ihnen bloß fühlen lassen, daß der Krieg ein hartes und schweres Unglück ist und daß sie nach göttlichem und menschlichem Rechte so unverantwortlich gefrevelt haben, daß sie gezüchtigt werden müssen, und daß es eine Sünde seyn würde, wenn sie nicht gezüchtigt würden; wenn wir ihnen mit einem lang

wenn der Friede nicht de facto da ist, wenigstens provisorisch, und wenn wir, fern vom Friedensstande, alle Geißeln des Kriegs erleiden.

Mögen die Herrscher wenigstens ihren Vortheilen einige Aufmerksamkeit weihen. Wann ringsum ihre Heere alles verheert seyn wird, wie werden diese ihren Unterhalt finden? Sind keine Gefahren dabei, ihre Truppen so zu zerstreuen? Alle Waffen sind noch nicht weggenommen, und jede Waffe ist mordlich in den Händen der Verzweiflung. 24) In Be-

---

gen Striche von Leiden und Lasten den alten Spruch einschärfen: Lernet gerecht seyn und die Götter fürchten, die immer einmal zur Heimsuchung des Bösen kommen, so vollziehen wir nur den Auftrag dessen, der sie zum zweiten Male auf eine fast wunderbare Weise in unsere Gewalt gegeben hat und bessern sie, wenn sie nicht unverbesserlich sind, durch das Einzige, wodurch solche gebessert werden können, durch die Strafe. Ihr habt uns, liebenswürdiger Berichterstatter, zu gute Beispiele gegeben, wie man Jahre lang, in der Mitte zwischen Krieg und Frieden schwebend, provisorisch gehudelt und ausgeplündert werden kann. Was wir nun bald in die zwanzig Jahre von ihnen gelitten haben, das werden sie recht gut ein paar Jahre aushalten können. Ihr Soult und Daru gaben den Abgeordneten armer und unfruchtbarer Landschaften Teutschlands, die sie an Geld und Hülfsmitteln bis auf die Knochen ausgeleert und ausgequält hatten, bei ihrem Flehen um Linderung der Plagen mit unmenschlichem Hohngelächter die tröstliche Antwort: Meine Herren, Sie glauben gar nicht, wie viel ein Land leiden kann.

24) Also schrecken wollt ihr? Wir kennen euch; jemehr man euch peitscht, desto unterthäniger wedelt und kuschet ihr; der Muth fehlt euch, auf eigene Hand, wie die Teutschen und die Spanier, (die noch die alten Gothen und Celtiberier

ziehung auf die Kriegssteuern, welches neue Opfer würde man da zu fordern haben, wo der Soldat alles zerstört haben wird 25)? In Beziehung auf die Heere die einmal verschlimmerte Mannszucht ist sehr schwer wiederherzustellen.

---

in sich fühlen) einzeln das Große zu wagen; ihr seyd Gewürm und Geschmeiß und jener euer Hohnlächler und Verächter, der Korse, kannte euch, als er Insekten in sein Wappen setzte: einzeln seyd ihr nichts und könnt ihr nichts; nur wann einer ist, der euch zusammentreibt, nur in Schwärmen könnt ihr kratzen und beissen und stechen. Ja wäre das bischen germanische Blut des Volkes, wornach ihr euch nennet, von schlechteren Völkern durch wiederholte Bastardzeugungen nicht lange aus euren Adern ausgelaugt, hättet ihr das teutsche Herz gehabt, wie die Elsasser, Hochburgunder und Teutschlothringer, in welchen das edle Germanische noch frisch ist, für euren Willen und für eure Neigung alles drein zu setzen, wir wären trotz der großen Schlacht vom Schönen Bunde in Frankreich nicht weit gekommen. Dies sage ich, damit ihr fühlet und damit eure elendigen Bewunderer fühlen, welch ein Volk ihr seyd. Denn das ist wahr, es ist ein unerhörter Schimpf, daß ein Volk von 30 Millionen Seelen, ein länger als drei Jahrhunderte zu Einer Monarchie vereinigtes und verbundenes Volk, von welchem Dreiviertel wirklich Einen Willen hatten, durch eine einzige Schlacht so erschrocken sind, daß sie in feiger Unterwürfigkeit dienen. Und jetzt knirscht, wie ihr wollt; ihr seyd fest, und werdet euch nicht lösen durch Muth, vielleicht durch Listen, die in dieser großen Zeit aber immer tiefer ins Verderben reissen.

25) Der arme Bauer und Landmann, der fleißige und stille Bürger und Handwerker sind in allen Ländern am meisten die Opfer des Krieges: die besten, fleißigsten, frommesten und rechtlichsten Menschen, gewiß auch die einzigguten in Frankreich, wenn wir dort nicht an aller Güte und Treue verzweifeln sollen. Es muß ja wohl so seyn, wie es auf je-

Teutschland erwartet wahrlich nicht, daß man nach einem glorreichen Feldzuge ihm seine Soldaten heimsenden wird, verdorben durch einen Geist der Ausgelassenheit, des Raubes und der Plünderung. 26)

---

dem Blatte des Evangeliums heißt, daß die Guten nur scheinen durch Trübsale ins Himmelreich kommen zu können. Daß diese armen Leute durch unvermeidliche Verheerungen und Plackereien von Freund und Feind nicht viel leiden werden, wer will daran zweifeln? Diese mögen bei den Kriegssteuern auch immer verschont bleiben. Wenn ich von Paris, welches alles Mark der Länder eingesogen hat, 200 Millionen teutsche Rthaler nehme — was eine Kleinigkeit ist — und dann alle Helfershelfer Bonapartens, alle Emporgekommenen und Neureichen und die übrigen großen und reichen Städte Frankreichs zur gebührlichen und löblichen Sympathie, im teutschen Juristenstil Mitleidenschaft genannt, mit anziehe, so habe ich meine 4—500 Millionen Rthlr bald beisammen, und der Bauer hinter seinem Pfluge und der Handwerker in seiner Werkstatt soll das Ding ruhig mit ansehen und ins Fäustchen lächeln, daß einem jeden sein verdientes Recht geschieht. Wir wissen recht gut, daß kein Land in Europa so viel baares Geld hat als Frankreich, und daß die Franzosen uns alle zu der papiernen Magerkeit gebracht haben.

26) Wie fromm der Fuchs den Schaafen und Gänsen hier das Evangelium auslegt! Wir danken für die zarte und nachbarliche Sorge für unser Seelenheil. Teutschland hofft und erwartet von seinen Kindern, ja es bittet und flehet seine Feldobristen und Obristen, daß sie strenge Zucht und gebührliche Ordnung auch im Feindeslande erhalten und französische Gräuel, die bei uns begangen sind, nicht werden nachahmen lassen. Wir hören wohl, daß von den Franzosen immer über die Teutschen und allein über die Teutschen geschrieen wird. Die Schelme wissen zu gut, daß diese allein ihrer Herrschaft und auch diesmal allein ihrem Aufstande den Garaus gemacht haben; sie wissen zu gut, daß dies ihre größten Gläubiger

Alles hätte diesen Krieg von den andern unterscheiden müssen 27). Statt in Frankreich die Ausschweifungen, gegen welche die Herrscher sich bewaffnet hatten, nachzuahmen und zu übertreffen, wird denn ihr Ruhm befriedigt seyn?

---

sind, welche Geld, Land und Festungen von ihnen zurückzufordern haben — daher dies Geschrei und die größtentheils erlogenen, immer aber übertriebenen Beschuldigungen. Wir müssen hier dem Franzosen offenherzig gestehen, daß uns bei dem Aufenthalte in Frankreich für unsere Jugend oft dieselben Sorgen anwandeln, die er hier mit so zarter Sorge für uns und mit so pathetischen Worten ausspricht. Wir wissen, daß das wälsche Land und die wälsche Hauptstadt schon lange ein stinkendes Todtenmeer, ein Sodom und Gomorra für unsere Sitten gewesen ist. Darum wollen wir das Uebel einmal für ein halbes Jahrhundert rein ausfegen, und jetzt so lange bleiben und so lange alles einrichten und ordnen helfen, daß wir nicht den zweiten und dritten Frühling wiederkommen müssen.

27) Warum? Euch gelüstete nach Herrschaft, und Gott gefiel euer Gelüsten nicht; ihr wagtet Krieg, und ihr verloret die Sache. — Ihr seyd durch keine Hinterlist besiegt, sondern durch ehrliche Waffen. Also ist dies ein Krieg, wie die meisten Kriege, und ihr müßt nun büßen, was ihr andern gethan habt und wieder thun wolltet. — Ihr habt Recht, die Herrscher haben noch viel zu erfüllen, was sie der Welt versprochen haben. Was sie euch versprochen haben, was sie euch zu großmüthig gethan, oder vielmehr nicht gethan haben im Pariser Frieden, was sie euch diesen Frühling wieder angeboten haben von Wien aus, wenn ihr die Bedingungen jenes Friedens erfüllen und von Bonaparten ablassen wolltet, das alles habt ihr treulos und trotzig verschmäht, und steht jetzt entwaffnet und rechtlos vor Europa und vor ihnen da. Gegen euch haben sie nichts zu erfüllen, als in Gottes Namen das Strafamt zu üben, euch nicht zu zerstören und zu vertilgen, (was kein rechtlicher Europäer

Wir haben alles gethan, was sie verlangt haben, und ihrer seits ist noch alles, was sie der Welt verkündigt hatten, zu erfüllen, außer einem einzigen Punkte.

Welch ein Kontrast zwischen dem, was vorgegangen ist, und ihren feierlichen Versprechungen! Dieses Jahrhundert ist das der Vernunft und Gerechtigkeit und nie hat die

---

wünscht) aber euch so weit zu verkleinern, daß ein Gleichgewicht der politischen Kräfte in der Mitte Europas bestehen mag und daß die wüthenden Furien des Krieges nicht jedes zweite Jahr das ermattete Menschengeschlecht zu neuem Weh aufschreien. Gegen die anderen Völker; namentlich gegen das teutsche Volk, haben sie große Verpflichtungen übernommen, die noch nicht erfüllt sind. Die Teutschen sind unter den heiligsten Versprechungen aufgefordert, sich gegen die französische Tyrannei zu erheben, ihnen ist eine feste Verfassung, ihnen ist Unabhängigkeit, Freiheit, Glück und Wohlstand gelobt worden. Alles dieses ist bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben, und ist auch durchaus unerfüllbar, wenn Frankreich in seiner gepriesenen Ganzheit, Integrität genannt, bleibt, d. h. wenn Frankreich troß aller Frevel gegen die europäische Menschheit und namentlich gegen unser herrliches Vaterland, gegen Teutschland, unsere vom Reiche abgerissenen Lande behält und nach wie vor unsre Unabhängigkeit bedrohen und je alle fünf oder zehen Jahre unsern Wohlstand ausplündern kann. — Was habt ihr denn gethan? Alles was ihr gekonnt habt, habt ihr gethan, den Thron der Tyrannei wieder aufzurichten und mit euren Räuberbanden wieder über uns herzufallen. Ihr werdet uns doch wohl nicht weiß machen wollen, daß ein paartausend Emigranten, die wieder verschüchtert in aller Welt umherzulaufen anfingen, daß ein paar hundert Offiziere, die Ludwig dem Achtzehnten gefolgt waren, daß einige tausend Spione allerlei Art, die den Titel Ludwigianer und Königische trugen und für Napoleon und den großen Umschlag der Dinge, den sie

öffentliche Meinung mehr Macht habt. 28). Und wer könnte so übertriebene Uebel erklären nach dem Versprechen von so vieler Mäßigung? Der gegenwärtige Krieg ist un-

---

unfehlbar erwarteten, umherschnüffelten und umherlauerten, daß endlich 10000 ehrliche Bauern der Vendee das Große entschieden haben, daß diese Ludwig den Achtzehnten wieder zum König und Fouché und Talleyrand zu Ministern gemacht haben, daß diese Frankreich und die Franzosen vertreten und sich als Bundesgenossen unter die Verbündeten stellen können und sie nicht als Besiegte unter die Sieger stellen müssen?

28) Man mögte den Berichterstatter fragen, von welchem Jahrhunderte er spricht, ob von dem neunzehnten, das er mit so vielen gemeinen und kriechenden Seelen so oft das Jahrhundert Napoleons des Einzigen genannt hat. Dann finge die Vernunft und Gerechtigkeit grade mit Napoleons Herrschaft an und mit Fouchés Ministerschaft, mit dem Jahre 1800. Fouché muß wohl wissen, wie hart- oder weichmäulig die öffentliche Meinung ins Gebiß geht und wie das unbändige Roß zu regieren ist. Ihm muß diese Macht sehr leicht und weich erscheinen, da er die Zügelung unter Bonaparte viele Jahre so geführt hat, daß in ganz Frankreich kein Mäuschen pfeifen durfte, das er nicht stillen konnte; und Löwen haben wir nicht brüllen gehört, und hören wir noch nicht brüllen. Wenn die auf den Beinen wären, so säße er wahrlich jetzt anderswo als auf dem Ehrensessel eines Ersten Ministers. Wenn die Franzosen nicht fühlen, daß ihnen Gerechtes und Wohlverdientes widerfährt, da die ermüdete göttliche Langmuth mit der Vergeltung auch einmal an sie kommt, so mögen sie sich immer mehr verstocken in ihrem tückischen Frevelmuth; das wird kein Unglück über die Verbündeten bringen. Ihre öffentliche Meinung aber und die einzig kitzliche und verwundliche Ehre eines Franzosen, und alle Schrecken, die sie für uns daraus herleiten mögten, verlachen wir. Fouché selbst hat uns bewiesen, wodurch man ein solches Volk zahm und geschmeidig machen kann.

ternommen worden, um der Sache der Gesetzmäßigkeit zu dienen. Diese Art den Krieg zu führen ist sie geeignet, das Ansehen Ew. Maj. mehr zu heiligen? Man hat 29) denjenigen zerstören und bestrafen wollen, der sich ein Spiel machte aus den Bedrängnissen der Völker und man übt gegen das unterworfene Frankreich dieselbe Gewalt, dieselbe Unmenschlichkeit.

---

29) Immer derselbe Klang und Sang bis zum Ekel. Er und Sie und Sie und Er, als wenn es nicht Eine Sache, Eine Person, Ein Spiel wäre. Nie ist eine vollkommnere Harmonie der Art und des Willens gewesen, nie ist eine vollkommnere Ehe gewesen, als zwischen dem Napoleon, den sie jetzt zu verwerfen sich gebehrden, und zwischen Frankreich. Frankreich war die rechte Frau, welche die Natur für diesen Mann bestimmt hatte, und deswegen haben sie auch mit Gewalt durch den eisernen Arm der Völker geschieden werden müssen. Er, der leichtsinnige, tolle, verwegene, räuberische Gesell, fand die wilde, lieblose und treulose Dirne, die grade eines solchen Züchtigers und Regierers bedurfte. Den Raubsinn hatten sie mit einander gemein, in heilloser Lieblosigkeit wetteiferten sie miteinander, er rauh und kalt, sie glatt und kalt, er tief und schaamlos, sie flach und schaamlos. Sie waren für einander geschaffen von Ewigkeit her, und haben sich gefunden, und, wie weite Fernen sie auch trennen, solange sie leben, wird die Sehnsucht zu einander nicht erlöschen. Das unterworfene Frankreich und der abgeführte Napoleon sind ganz Eins an Neigung, Willen und That; aber nun wollen sie wieder alles auf den Einen wälzen und sich selbst als die Unschuldigen herausstellen und so auch von aller Nachrechnung und Strafe frei sprechen. Aber bis sie nicht beweisen können, daß Ein Mann mit sechshundert Soldaten mächtiger ist, als dreissig Millionen Seelen, werden sie uns nie einbilden, daß Napoleon der Verführer und Frankreich die unschuldige Verführte gewesen ist.

Ganz Europa hat gedacht, daß der Einzug der Herrscher in Paris den Krieg beendigen würde. Was wird man denken, wenn man hört, daß da nur die Ausschweifungen der Unterdrückung ohne Gefechte und ohne Widerstand begonnen haben? Die Uebel, die man uns vorwirft andern zugefügt zu haben, sind nie so groß gewesen; sie haben wenigstens nie Statt gehabt, wann der Gebrauch der Waffen keinen Zweck gehabt hätte. 30) Und wäre es wahr, daß wir das Beispiel eines solchen Misbrauches der Macht gegeben hätten, mußte man es nachahmen, weil man uns ein Verbrechen daraus macht? Man weiß im Norden, man weiß in Preussen, welche Kraft und welchen öffentlichen Geist unser Mangel an Mässigung bei unsern Feinden hervorgebracht hat. 31) Es würde also kein Ziel geben für die Leiden der Menschheit, wenn die wechselseitigen Rachen ein

---

30) Ihr, das grosse Volk der Zwecke, wußtet euch schon Zwecke zu schaffen und der armen geplagten Welt deren vorzugaukeln. Gott wolle uns eben vor der Erfindsamkeit eurer Zwecke bewahren und vor der schlimmeren Kunst, sie zu bemänteln!

31) O hättest du diese Beispiele lieber verschwiegen! Das ist eure Plage und das wird eure Plage seyn, daß ihr diese nicht nachahmen könnt: Spanien, Rußland und Preussen mit ihren grossen Beispielen sind für euch verloren. Ihr mögt alle Töne und Zauber eurer Revolution wieder aus den Gräbern auftrommeln, die Begeisterung, die auf spanisch und preussisch Heere vernichtet, giebt nur Gott und ein frommer gottergebener Sinn; das Böse fällt auseinander mit dem Glücke: und so seyd ihr zerhadert und werdet ihr zerhadert werden.

Recht des Kriegs würden, denn die Völker sterben nie.

Geruhen Ew. Maj. mir zu erlauben, Ihnen das Gewicht einer letzten Betrachtung vorzulegen. So lange Frankreich etwas zu erhalten haben wird, so lange es von der Hoffnung emporgehalten seyn wird, sich in Gesammtheit als ein Volk zu behaupten, wird ihm kein Opfer unmöglich seyn und alle Entwürfe einer billigen Politik könnten ausgeführt werden. Aber den Tag, wo die Einwohner alles verloren haben werden, wo ihr Verderben vollendet seyn wird, wird man eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Reihe der Begebenheiten beginnen sehen, weil weder Regierung noch Gehorsam mehr seyn wird. Eine blinde Wuth wird auf die Hingebung folgen; man wird nur seine Verzweiflung um Rath fragen; von beiden Seiten wird man verwüsten; die Plünderung wird den Plünderungskrieg führen, jeder Schritt der fremden Soldaten wird mit Blut gefärbt seyn. Frankreich wird weniger Schande davon haben, sich selbst zu zerstören, als sich von andern zerstören zu lassen. 32)

Der Augenblick ist nah . . . Schon nimmt der Volksgeist diese scheußliche Richtung. . . . Eine Zusammenschmelzung bildet sich zwischen den entgegengesetztesten Partheien. Sogar die Vendee nähert ihre Fahnen den Fahnen des Heeres. In diesem Uebermaaße von Drangsalen was wird Ew.

32) Stolz genug gesprochen; aber ihr werdet das nicht thun.

Maj. zu thun übrig bleiben, als sich zu entfernen? 33)
Die öffentlichen Beamten werden von selbst ihre Stellen
verlassen, und die Heere der Herrscher werden sich dann mit

---

33) Also zum dritten Mal aus Frankreich laufen sollst du, armer König Ludwig? Es muß doch eine unsägliche Lust um das Herrschen seyn, wenn man sich solche Dinge sagen lassen, wenn man sich mit Feinden und Verräthern umgeben und denen schmeicheln muß, die einem übel wollen, und wenn man sich so in dem schmutzigen Strom von dem Ungefähr mit forttragen lassen muß. Die Geschichtschreiber sagen uns, Cäsar habe von allen Versen keinen süsseren Vers gekannt, als den des Euripides: Soll ich Unrecht thun, so sey es um die Herrschaft. Das laß ich mir noch gefallen: in dem Spruche ist Sinn, in Cäsars Anwendung war Sinn, und auch in Napoleons Anwendung davon war Sinn, wenn er sich nur gleich geblieben wäre. Aber todt und matt wird die Geschichte, wenn solche, die treiben sollten, sich treiben lassen; dann hören endlich die Unterschiede von Gut und Schlecht auf, es vergehen die Begriffe von Tugend und Laster, und der Bösewicht, weil er frech ist, wird endlich ein Held genannt. Der Wille ist es, der die Geschichten groß macht und die Thaten jede unter die Titel stellt, unter welche sie gehören. O fühlte Ludwig den König, alt und kränklich wie er ist, sie würden wohl zittern und aus Furcht thun, was sie aus Liebe nicht können. Nun kleiden sie dem Schwachen die alten Puppen nur um, stellen sie alle wieder auf die alten Posten, ihn als den schwersten Wackler oben — und, wie die Zeit reif ist springen sie unter ihm weg, er purzelt zur Ergötzung des Pöbels herunter, und der 20. März des Jahres 1815 ist wieder da. Denn bei dieser unverzeihlichen Schwäche, welche die Wunden bekleistert, die ausgebrannt werden sollten, wird aus der tollen Zeit mehr als Ein Bonaparte hervorspringen. Denn ist das ein König, und herrscht der Mann, dessen Feldmarschall so zu Soldaten sprechen muß, die eben noch die Fahnen des Aufruhrs gegen ihn erhoben hatten, wie der folgende Auf=

den von allen gesellschaftlichen Banden gelößten Menschen zu raufen haben. Ein Volk von dreißig Millionen Einwohnern kann allerdings von der Erde verschwinden, aber in

---

ruf Macdonalds zu dem sogenannten Heere der Loire klingt? Weil dieser Aufruf ein Zeichen des Sommers von 1815 ist, wie Carnots Rede ein Zeichen des Sommers von 1814 war, so geben wir ihn hier als Beleg zu vielen in unsern Randglossen gesagten Dingen. Er lautet, wie folget:

Der Marschall, Herzog von Tarent, Oberbefehlshaber, an das Heer.

„Soldaten, der Augenblick ist gekommen, wo die Befehle des Königs über die Verabschiedung des leichten und des Linienfußvolks und über Errichtung von Departementallegionen ihre Ausführung erhalten werden. Ihr habt sie mit Ruhe gelesen, ihr habt euch mit einer offenen und biedern Hingebung unterworfen. (?) Dank sey den weisen und väterlichen Anordnungen des gerechtesten der Herrscher; sie übertreffen alle Erwartungen. Ehrenvolle Besoldungen sind allen Graden bestimmt, sie mögen nun ihre Thätigkeit verlieren oder sie behalten. Die Verabschiedung selbst ist nur scheinbar, weil in dem Augenblick, wo die Auflösung der Regimenter ausgesprochen ist, sie unter einer neuen Benennung wieder geschaffen werden. Sie ruft eurer Erinnerung natürlich jene berühmten Legionen zurück, die man noch heute bewundert, eben so sehr durch eine Tapferkeit, der ihr gleichgekommen seyd, als durch jene bewundernswürdige Mannszucht und jenen leidenden Gehorsam, der ihre Stärke und ihren Ruhm gemacht hat. Mögen sie euch hinfort zum Beispiel und zum Muster dienen! Ihr trennt euch von euren Kameraden, aber dies geschieht, um euch mit Verwandten, Freunden, Landsleuten zu vereinigen; die Departementallegionen werden also wahrhafte Familienvereinigungen; Kinder desselben Bodens, in denselben Grundsätzen erzogen und genährt, werdet ihr dieselben Neigungen und Gewohnheiten haben; das Band, das euch verei-

diesem Kriege von Mann gegen Mann wird mehr als Ein Grab die Unterdrückten und die Sieger neben einander einschließen.

---

nigt, wird unauflöslich seyn, und die Legionen werden nur in Eifer und vorzüglich in Treue für den König und in Liebe zum Vaterlande mit einander wetteifern. (?) Ihr, die ihr wieder in eure Heimath zurückkehrt, gebt durch eure Gesinnungen ein Beispiel und bringt die Hoffnung einer bessern Zukunft dahin. Ihr, die ihr einiger Ruhe genießen werdet, um darauf die Verpflichtungen zu übernehmen, welche das Gesetz euch auflegt, bringt sie mit unter die Fahnen eurer Legionen. Soldaten der vormaligen alten Leibwache, Zucht und gutes Betragen werden euch allenthalben auszeichnen und euch die Ehre verdienen, um den besten der Könige gerufen zu werden; die Hut des Thrones wird eurer Treue vertraut werden. (??) Ihr werdet eure Dienste nicht aufgeben; ihr geht einige Monate auf Urlaub, bis die Umstände erlauben, aus der königlichen Leibwache neue Regimenter zu bilden. Diejenigen unter euch, die keinen Theil dieser Leibwache oder der Gensdarmerie werden ausmachen können, werden mit allen ihren Rechten der Bildung der Departementallegionen zutreten. Ich bin versichert, ihr werdet immer die Muster der Treue und des Gehorsams seyn, wie ihr zu allen Zeiten Muster des Muthes und der Tapferkeit gewesen seyd. Ich unterstütze aus allen meinen Kräften die Fürsorge der Regierung, um den Sold richtig auszahlen zu lassen, aber wenn ungeachtet der Aufsuchung aller Mittel die Erschöpfung der Landschaften, eine Folge von Unfällen, wohinein zu berüchtigte Begebenheiten das Vaterland gerissen haben, nicht erlaubt, alles zu berichtigen, so werdet ihr Zahlungsanweisungen bekommen, worauf ihr in euren Departementen die Zahlung empfangen werdet. Soldaten, mein Gedanke wird euch dahin begleiten, und das gute Betragen, das ihr beobachten werdet, wird euch ein sicheres Unterpfand meiner ferneren guten und liebevollen Gesinnungen gegen meine alten Waffengefährten seyn.

Im Hauptquartier Bourges den 26. August 1815.

M a c d o n a l d.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Druckfehler des vierten Heftes.

Seite	Zeile	
318	23	für gestattet lies gestaltet.
352	3	f. fällen l. fällen.
361	8	f. Alttaunischen l. Altrömischen.
365	6	f. viel, l. viele.
386	28	f. grämlich l. gräulich.
389	27	f. begreifet l. begriffet.



